B. L. franç. pag. 514.

p. o pub. 1760-2

<36635991570011

<36635991570011

Bayer. Staatsbibliothek

0 34641

Geschichte
des Fräuleins
von
Terville,
aus dem Französischen
der Frau von Puisieux
übersetzt.

Zweyter Band.

Münster,
bey Philipp Heinrich Perrenon.
1769.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Geschichte

des Fräuleins von Terville.

Vierter Theil.

Das Fräulein von Baury begab sich in ihre Zelle zurück, in großer Bestürzung über den Vorfall, und in Ungewißheit, was sie thun sollte, sie faßte Entschließungen, dem Fräulein von Saint-Pere zu gefallen, in einem Augenblick darauf reueten sie dieselben wieder. Sie war eben in Betrachtungen vertieft, als man sie nach dem Sprachzimmer forderte, sie eilete dahin in der gewißen Meynung, daß der beunruhigte Graf weitere Erklärung fordern würde. Sie irrete sich aber, denn es war die Frau von Baury, die einen Brief

in der Hand hielt. Hier, mein liebes Kind, sagte sie zu ihr, kommt eine Zeitung, welche ihr gutes Herz kräncken, aber auch ihre Bekümmerniße versüßen wird. Ihre Frau Mutter ist nicht mehr am Leben, ich erhalte ihren lezten Brief, oder vielmehr ihren lezten Willen, den sie hat schreiben laßen. Hier nehmen sie, und lesen.

Ob wohl das Fräulein von ihrer Mutter viel Grausamkeit erlitten, indem sie von ihr gleich von ihrer Geburt an verlassen worden war, so gab sie doch so viel Zeichen der schmerzlichen Betrübniß von sich, die ihrem Character große Ehre machten. Vielleicht würde sie zu anderer Zeit durch diesen Tod weniger gerührt worden seyn. Ihr Gemüth war aber noch in Kümmerniß, und durch den vorhergegangenen Auftritt, und durch des Grafens Liebe, zur Zärtlichkeit gebracht worden. Die Frau von Baury, die sich einbildete, die Betrübniß käme von ihrer guten Gemüthsart, hielt es für ihre Schuldigkeit, sie zu trösten. Da sieht man, wie oft manche Veränderungen der Empfindung zugeschrieben werden. Die Frau von Baury suchte alle Trostgründe hervor, und nöthigte sie, den lezten Willen ihrer Mutter zu lesen:

„Ich habe nur noch einige Augenblicke zu
„leben, meine Tochter, die ich anwende, euch zu

» bitten, daß ihr mir die schlechte Sorgfalt, so ich
» auf euch gewendet habe, vergeben möget. Fol-
» get meinem Beyspiele nicht, sondern bemühet
» euch, weise zu werden. Ich hinterlaße euch we-
» nig Vermögen, doch aber ist es wenigstens zu
» eurer Erhaltung hinreichend, daß ihr niemanden
» zur Last seyn dürfet. Von dem Herren von Ter-
» ville habt ihr nichts zu hoffen, er hat sein Ver-
» mögen seinem Nefen zugetheit. Euer Oheim
» liebet euch, ich bitte ihn, daß er durch
» seinen guten Rath ersetzen wolle, was euch
» an der Erfahrung abgehet, daß er euer Vor-
» mund sey, euer Guth zu Premür erhalte, und
» meine Schulden bezahle. Eure übrige Onckels
» haben von meiner Verlassenschaft nichts vonnö-
» then. Sie genießen in den auswärtigen Pflanz-
» städten großes Glück. Lebet wohl, meine Toch-
» ter. Ich würde sehr zufrieden seyn, wenn ich
» euch noch hätte umarmen können, es hat aber
» alles ein Ende, und die Reue ist überflüßig. «

Der Tod der Frau von Terville veränderte den Zustand ihrer Tochter völlig. Sie war zwar nicht reich, zum wenigsten aber konte sie ohne anderer Beyhülfe leben. Diese Zeitung machte eine Veränderung in ihren Gedancken, die sie vorher stark bewegten. Sie verheelete es im Kloster,

daß ihre Mutter gestorben sey, und betraurete sie, als eine Tante, die sie zur Erbin eingesezt hätte, behielt auch noch immer den Nahmen von Baury. Der Abt von Ligny nahm sich vor, nach Premür zu reisen, seine und seiner Nichte Geschäfte daselbst einzurichten, und kam in vierzehen Tagen, mit einem völligen Verzeichniß der Habschaft des Fräuleins von Terville, wieder zurück. Es blieb, nach Abzug der bezahlten Schulden, ohngefehr hundert Pistolen Einkünfte, mit allem Hausgeräthe, so sich auf zehentausend Francken belief. Im Fall der Abt von Ligny seine Rechte auf Premür an seine Nichte abtreten würde, so konte sie gar gemächlich leben. Anfangs wollte er nicht darein willigen, damit sie sich destomehr nach seinem Willen richten müßte. Weil er nicht für rathsam hielt, daß sie nunmehro auf anderer Leute Kosten lebte, gieng er zur Aebtißin, danckte ihr für die, seiner Nichte erwiesenen Gnade, und meldete ihr, daß sie nach erhaltener Erbschaft, künftighin ihr Kostgeld bezahlen würde. Es sey nicht billig, daß sie von den Wohlthaten Nutzen zöge, welche eine andere Person benöthigt wäre. Ueber diesen Umstand ward die Aebtißin ein wenig bestürzt, der alle Einrichtungen der Herzogin störete. Denn diese Dame hatte es mit ihr abgeredt, daß das Fräulein von Baury in einer Art von Gefangenschaft bleiben

 sollte.

sollte, bis der Graf vermählt seyn würde. Man konte sie nunmehro nicht mehr im Kloster, als nach ihrem freyen Willen behalten. Man glaubte also, sie würde lieber bey der Person bleiben, die man für ihre Mutter hielt, wo sie in völliger Freyheit leben konte. Die Aebtißin gab also der Herzogin gleich Nachricht von diesem Vorfall, welche auch nicht säumete, mit der Marquise von Marsevil, und dem Abt von Ligny Rath darüber zu halten.

Das Fräulein von Maury hatte sich der Verlegung, welche ihr neuer Zustand erforderte, nicht so bald entschlagen, als sie auf das Opfer, so man von ihr gefordert hatte, bedacht war. Es mochte nun Großmuth seyn, oder daß sie die Unmöglichkeit sahe, wie ihre Vereinigung mit dem Grafen von Marsevil könte statt finden, ergrif sie das klügste Mittel, sich dieses Liebhabers zu begeben, und dem Fräulein von Saint-Pere die verlangte Gnüge zu leisten. Sie berichtete dem Grafen ihre Entschliesung schriftlich, sie gab ihm die Brechung seines Worts, als eine unanständige Sache, den Kummer dieses unglücklichen Fräuleins, als eine häßliche Grausamkeit zu erkennen, zeigte ihm den schlechten Vortheil, den er in der Beharrung, sie zu lieben, und in der Vergeltung des Opfers, das er ihr thät, erhalten würde. Das Ende war, daß

sie ihn versicherte, sie würde niemals etwas anders, als ihn lieben, und in welchen Zustand sie auch die Vorsehung setzen möchte, würde er ihr doch allezeit lieb und angenehm seyn: Sie verlangte, daß er sie nicht mehr sehen und sprechen sollte.

Es war weit gefehlt, daß dieser Brief die von ihr gehofte Wirckung thun sollte, er feuerte den Grafen desto mehr an. Sie hielt aber ihr Wort redlich, indem sie sich beständig weigerte, ihn zu sprechen, oder Briefe von ihm anzunehmen. Cecilie mochte ihr seine Verzweiflung vorstellen, wie sie wollte, alles vergebens. Sie blieb feste dabey, bis ihr Onckel wieder zurück kam, der alles verderbte, indem er seine Verfolgung, sie nach Spanien zu führen, wieder anfieng.

Die spröde Eingezogenheit des Fräuleins von Baury wollte die glückselige Würckung für das Fräulein von Saint-Pere nicht befördern, der Graf veränderte seine Aufführung gegen sie gar nicht, er blieb immer noch eiskalt und gleichgültig wie vorher. Seine große Gleichgültigkeit hätte sie wohl von einer Paßion heilen sollen, sie that aber das völlige Gegentheil. Sie fiel in eine Mattigkeit, welche gar bald eine gefährliche Kranckheit nach sich zog. Die bekümmerte Herzogin nahm sie zu sich,

und brachte durch freundliches Fragen, und Liebkosungen das Geheimniß von ihr heraus. Man zweifelte gar nicht mehr, daß Fräulein von Vaury müßte dem Grafen Hofnung gemacht haben, weil er so beständig fest auf einem Sinne bey einer so ausserordentlichen Neigung bliebe, und daß er, aller angewandten Vorsichtigkeit ohngeacht, mit ihr gesprochen haben müßte. Die Frau von Marsevil gab dem Abt davon Nachricht, mit der Bedrohung, daß sie einen besiegelten Befehl auswürcken würde, daß seine Nichte in ein weit von Paris entferntes Kloster gebracht werden sollte, wenn er nicht dem Uebel, das sie anrichtete, steuren würde. Der Abt von Ligny, war, wie man wohl hat sehen können, strenge, und fürchte sich, sein Glück zu verlieren. Er nahm sich nochmals vor dem Grafen zu zureden, aber alles umsonst. Da er merckte, daß er bey ihm kein gutes Vertrauen fand, wendete er sich an seine Nichte, die ihm drocken heraus sagte, sie hätte mit dem Grafen keine Verbindung mehr, und es wunderte sie gar sehr, daß das Fräulein von Saint-Pere ihr für das, was sie ihr erwiesen hätte, so wenig Danck wüßte. Das war für den Abt ein Räthsel, er sagte es der Marquise, diese begrif eben so wenig davon, das Fräulein von Saint-Pere aber fühlte die Stärcke dieses Vorwurfs des Fräuleins von Vaury mehr, als zu wohl. Da

der Abt sahe, daß ihm kein Versuch von statten gieng, sondern daß man ihn noch darzu im Verdacht einer Betrügerey hielt, ließ er die Herzogin und die Mutter des Grafen schalten, wie sie wollten, nur bat er keine Gewalt wider seine Nichte zu gebrauchen, die er an des Grafens Thorheiten ganz unschuldig zu seyn glaubte.

Die Frau von Marsevil wendete sich an den Minister, erzählte ihm alles Herzeleid, das ihr ihr Sohn verursachte, und sein Unrecht, eine der besten Parteyen in Franckreich so gering zu achten. Der Fall schien anfangs dem Minister sehr erheblich, da er aber genaue Erkundigung wegen des Fräuleins von Vaury Aufführung einzog, gab er der Frau von Marsevil zu verstehen, er würde keinen Befehl wider eine Person ausfertigen lassen, die kein ander Unrecht, als eine reitzende Schönheit hätte, welche einen Herrn von Geschmack zu fesseln fähig wär. Alles, was er dabey thun könte, wäre dieses, daß er dem Grafen eine Stelle verschafte, und ihn zum Kriegsherr schickte. Dieses Mittel wollte der Marquise nicht gefallen, welches zwar ihren Sohn entfernte, ihn aber von der Liebe nicht heilete, und ihm die Vermählung mit dem Fräulein von Saint-Pere, die sie doch hertzlich verlangte, gäntzlich entziehen würde. Mithin war sie auf an-

dere

dere Ränke bedacht, dem Fräulein von Baury die Gelegenheit zu benehmen, daß sie den Grafen nicht sprechen, und ihn in seiner Hofnung verstärcken möchte.

Die Frau von Marsevil klagte der Herzogin, wie wenig sie bey dem Minister ausgericht hätte. Diese Damen fanden keine geschicktern, als heftige Mittel den Grafen zu rechte zu bringen. Das Fräulein von Baury zu verheurathen schien ihnen das sicherste zu seyn, dabey blieb es. Die Marquise bewog den Abt von Ligny, er sollte seine Nichte entführen, und nach Spanien bringen. Man versprach ihm alle nöthige Sicherheiten und reichliche Belohnung bey seiner Zurückkunft. Er ließ sich desto williger in diesem Anschlage ein, der ihn auf einmal beruhigen, und aus dem Argwohn setzen konte, als ob er die Neigung des Grafen beförderte. Es war nicht schwer, die Aebtißin in diesen gewaltsamen Anschlag zu ziehen, sie war der Wache bey dem Fräulein von Baury bereits überdrüßig, weil sich dergleichen genaue Aufsicht weder zu ihrem Stande, noch zu ihrer Geburt schickte.

Nachdem von der Herzogin bereits angeführten Character mußte dieselbe mit den Mitteln, die man zur Verfolgung des Fräuleins von Baury anwen-

den wollte, nicht zufrieden seyn, sie versuchte weit gelindere, indem sie ihrer Tochter eine Gleichgültigkeit gegen den Grafen einzuprägen bemüht war, wie wohl solche bey dieser, zu ihrem und des Fräuleins von Baury Unglücke, nicht verfangen wollte. Die Herzogin brachte ihr verschiedene Parteyn in Vorschlag, sie wurden aber alle verworfen. Endlich faßte diese beunruhigte zärtliche Mutter den Entschluß, die Marquise von Marsevil und den Abt von Ligny nach ihrem Gefallen handeln zu lassen, und sich weiter nicht in ihr Verfahren zu mischen.

Cecilie war mit dem Fräulein von Saint Pere bey der Marquise gewesen, sie durfte es aber nicht wagen, einen Brief zu schreiben, und konnte dem Fräulein von Baury von demjenigen, was wider ihre Ruhe geschmiedet wurde, keine Nachricht geben. Der Graf hatte verschiedene Mittel gesucht, Briefe an sie zu bringen, es war aber Befehl gegeben, keine anzunehmen, oder solche der Aebtißin zu bringen. Der Graf faßte in der Verzweiflung den Entschluß, das Fräulein von Baury zu entführen, sie nach einem fremden Lande zu bringen, sich mit ihr zu vermählen, und demjenigen, was er seiner Anverwandten Tyranney nennte, sich zu entziehen. Dergleichen Anschlag konte nun wohl niemanden, als einen Menschen in den Sinn kommen,

den die Liebe den Kopf verrückt hatte. Er würde indessen doch den Zweck erhalten haben, wenn er seines Hofmeisters Absichten hätte vermuthen können. Denn dieser schrieb an die Aebtißin, seiner Nichte auf etliche Tage Erlaubniß zu geben, weil ihre Gegenwart auf dem Lande, einige häusliche Anstalten zu machen, nöthig sey. Diesen fügte er noch bey, ihre Mutter würde sie abholen. Der Abt aber, den die Zeit, und die Gewalt über seine Nichte günstig war, hatte sie, eine Reise nach Prémur zu thun beredet. Er kam also an einem Morgen mit einer Post-Kutsche vor das Klosterthor, und führte sie in Geheim eiligst nach Orleans. Der Graf, der alle Anstalt gemacht hatte, schickte seinen Brief ins Kloster, den Tag nach ihrer Abreise. Dieser setzte die Aebtißin in schreckliche Furcht. Der Graf welcher keine Antwort erhielt, wagte es, das Fräulein darum fragen zu lassen. Man gab dem Bedienten zur Antwort, sie wär den Tag vorher aufs Land gereist, und man wüßte nicht, wenn sie wieder käme. Dieser Zufall verrückte seine Anschläge, er nahm sich in Obacht, bis er bessere Nachricht erhalten würde.

Sein Brief sezte die Aeb.ißin in große Verwirrung. Sie schrieb an die Herzogin, was vorgieng. Allein die Marquise, die gewiß wußte, daß

der

der Abt mit seiner Nichte verreist war, sezte sie alle auser Sorge, behielt sich aber vor, Gelegenheit zu suchen, ihres Argwohns wegen, weitere Erläuterung zu finden. Sie spüretz den Augenblick aus da ihr Sohn zurück kam, gieng in sein Zimmer, wo sie ihn unversehens überraschelte, als sie ihm sagte, daß sie seine Streiche wüßte, und daß er einen Brief an die Aebtißin zu Panthemont geschrieben hätte. Ich, Madame, erwiederte er? Zu welchem Ende? Seine Verwirrung gab der Marquise mehr zu erkennen, als er sagen konte. Ists möglich, fuhr sie fort, daß ihr dergleichen unvernünftige Entschliesungen so weit treiben könnet? Wohin zielt doch euer Anschlag? Seyd ihr mit dem Fräulein von Baury einig? Wie ist euch doch der boshafte Gedancke in Kopf kommen, sie aus dem Kloster zu entführen? Ach, mein Sohn, ich sehe Dinge hierinnen, die mich für euch in Schrecken setzen, und mich für Kummer töden werden. In welche Irrwege gerathet ihr? Eure Leidenschaft macht euch blind, und wird euch in Wege führen, die euch einmal die Vernunft mit Schrecken betrachten lassen wird. Der Graf hatte allezeit gegen seine Frau Mutter die zärtlichste und tiefste Verehrung gehegt, er konte diese Vorwürfe nicht ohne Verzweiflung anhören. Seine heftige Bewegung und Verwirrung, beunruhigten die Marquise, die

ihn mit Thränen in den Augen ansahe. Der Graf konte es nicht aushalten und warf sich seiner Mutter zu Füssen. Ach! Madame, sagte er, haben sie mit einem Sohne Mitleiden, der den Tod der Qual, ihnen zu mißfallen, weit vorziehen würde, der aber seiner selbst nicht mächtig ist. Wenn sie jemals geliebt haben, so werden sie wissen, was Liebe unternehmen kan, sie werden meine Entschuldigung in ihrer Heftigkeit finden. Indem er seinen Mund auf der Marquise Hand drückte, blieb er mit einem Stillschweigen in der Stellung, welche die Bewegung seines Gemüths besser ausdrückte, als es die stärckesten Ausdrücke schwerlich gethan haben würden.

Empfindung läßt sich schwerlich durch Worte zu erkennen geben, sie ist über alle Ausdrücke. Die Marquise ward davon wohl gerührt. In dem Augenblick hätte sie ihren Sohn völlig zufrieden gestellt, wenn es möglich gewesen wäre, daß das Fräulein von Maury bey dieser schlüpfrichen Gelegenheit hätte zugegen seyn können: Wenn man aber auch das größte Vergnügen von seiner Empfindung ziehet, so hat sie öfters die bittersten Folgen. Die mehr beruhigte Marquise sahe ihren Sohn mit gnädigen Blicken an, meynte aber doch, daß sie ihm seinen Irrthum und das Unrecht vor-

stellen

stellen müßte, das er sich auf der Welt selbst zufügte, wenn er seiner Neigung folgte. Sie machte den Anfang damit, daß sie seine leztern Unternehmungen, durch eigenes Geständniß von ihm heraus brachte. Sie vernahm, daß das Fräulein von Baury keinen Antheil an ihres Sohns Ausschweifungen genommen hatte. Wenn sie ihn liebte, so wäre sie mehr zu beklagen als er, weil sie ihre Neigung bestritten, und man sie, derselben gänzlich zu entsagen, gezwungen hatte, indem ihr die Vermählung mit einem andern aufgedrungen war. Diese Betrachtungen flößten ihr eine große Hochachtung gegen das Fräulein von Baury ein, daß sie auch ihrem Sohne solche zur Nachahmung vorstellte, da sie ihre Liebe der schuldigen Pflicht aufopferte. Der Graf erkante sein Unrecht gar wohl, darzu aber ließ er sich nicht bewegen, daßelbe durch eine klügere Aufführung zu verbeßern. Die Marquise fand keine Hofnung mehr, ihn zurechte zu bringen, als daß er mit dem Fräulein von Baury vermählt würde. Sie hatte ihm nicht gesagt, daß sie, sich mit dem Herrn von Valcy zu verbinden, nach Spanien gereist sey. Er bildete sich ein, daß sie nur auf einige Tage abwesend wäre, und verließ seine Mutter, in der völligen Entschließung, auf seinem Sinne zu bleiben, und um sich mit dem Gegenstande seiner Zärtlichkeit zu vereinigen, alle mögliche Kräfte anzuwenden.

Währender Zeit er neue Anschläge machte, das Fräulein von Baury zu sprechen, entfernte sie sich mit ihrem Onckel desto weiter von Paris. Sie hatte einen fast so weiten Weg bis nach Premür zurück gelegt, fand aber keine Aehnlichkeit von dem Wege, das machte sie bestürzt. Wie sie nach Orleans kamen, fragte sie den Abt, wo er sie hinführte. Nach Spanien, meine liebe Nichte - - Das Fräulein von Baury, oder vielmehr das Fräulein von Terville, - - denn nunmehro kan man ihr ihren rechten Namen wieder beylegen, - - that einen Schrey voller Bestürtzung und Widerwillen, und verwieß ihrem Onckel die Gewalt, die er ihr anthäte. Sie bedeutete ihm, daß wenn sie nach Spanien käm, sie gewiß dem Herrn von Balcy die Erklärung thun würde, daß sie sich nicht vermählen wollte, und er würde diesen Liebhaber der so lange Zeit und so getreu darauf gewartet habe, an statt der Zufriedenheit, nur Herzeleid machen. Sie können thun was sie wollen, antwortete der Abt gantz kaltsinnig, und wenn sie dem Herrn von Balcy ihre Hand, in meiner Gegenwart nicht geben wollen, so werde ich sie bey ihm laßen, die Sache mit ihm auszumachen. Ueberlegen sie einmal die Würckung dieses Umstandes, unter beyden Kriegsheeren, und im Angesicht der Welt, die von ihrer Auffführung urtheilen wird, wie es

ihr

ihr toller Eigensinn verdienet. Glauben sie nur, daß ich nicht wieder zurück zu gehen mich zwingen laße, bis ich ihre Ehre, durch priesterliche Trauung sicher gestellt haben werde. Ich will die Ceremonie selbst verrichten, sodann verspreche ich, sie alsobald wieder nach Paris, oder nach Premür zurück zu bringen. Die Marquise verspricht ihnen ein ansehnliches Geschenck zu geben, und die Herzogin will ihr völliges Ansehen anwenden, daß ihr Gemahl wieder zurück berufen werden soll. Ich trete ihnen auch meine Gerechtsame auf das Guth zu Premür ab. Da sehen sie, daß ich ihre Glückseligkeit zu befördern, ihnen diese kleine Gewalt anthue. Sie müßen vielmehr dem Himmel dancken für die großen Vortheile, die er ihnen verleihet, an statt daß sie sich dem Kummer überlaßen. Ich hoffe diese Ueberlegung wird ihnen zeigen, daß ich auf diese Weise, für ihren Nutzen und für ihre Ehre gesorgt habe.

Das Fräulein von Terville schwieg gantz stille, ihr Herz war mit heftigem Schmertz durchdrungen, sie gab nur einige Seufzer von sich. Ihr Onckel meynte, er würde Widerstand, Thränen, Vorwürfe finden, und anhören müßen, er kante aber die Leidenschaften nicht. Er glaubte sie würde zur Vernunft kommen, und sich glücklich schätzen, auf

eine

eine ehrbare Art vermählt zu seyn, damit sie von niemanden abhängig seyn dürfte.

Nun fehlte ihres Vaters Einwilligung die zu Premür unter andern Briefschaften geblieben war. Wie wohl der Abt von Ligny wußte, daß man in Spanien nicht so genau auf alle Formalitäten acht hatte, und wenn es auch an einigen fehlte, so könten sie bey ihrer Zurückkunft nach Franckreich ersetzt werden.

Sie kamen zu St. Jean de Luz an, der Abt war mit guten Päßen versehen, und man solte ihm so gar eine Begleitung bis an den Ort zugeben, wo der Herr von Valcy seyn würde, dem er seine Reise berichtet hatte. Dieser zärtliche Liebhaber erhielt diese Nachricht mit unaussprechlicher Freude. Er bat um Urlaub, sich zum Fräulein von Terville zu begeben, und sich mit ihr auf der Gräntze zu vermählen. Er ward ihm aber sogleich nicht ertheilt, weil es zu einem Treffen kommen sollte. Er ward also genöthigt einen eigenen Bothen nach St. Jean de Luz zu schicken, wo das Fräulein von Terville sich noch, wegen einer Unpäßlichkeit aufhielt. Der kurtze Inhalt des Briefes vom Herrn von Valcy war dieser.

„ Ich würde in meiner Freude ausschweifen,
„ wenn ich nicht meinem Glücke, das ich mir ver-
„ spreche, Anstand geben müste. Meine Mann-
„ schaft steht marschfertig, und ich glaube, daß
„ wir heut, oder Morgen zum Treffen kommen.
„ Werde ich getödtet, so habe ich wenigstens die
„ süßeste Zufriedenheit, zu wißen, daß sie mich in
„ so weit geliebt haben, und gekommen sind, sich
„ mit mir zu vereinigen. Bleib ich am Leben, so
„ werde ich mich mit nichts beschäfftigen, als ihnen
„ Zeugniße der zärtlichsten und standhaftesten Liebe
„ darzulegen.

Wie schlecht ist doch die menschliche Klugheit gegründet. Der zärtliche Valery gieng ins Treffen mit der Glückseligkeit erfüllt, die er bey seiner Rückkehr erwartete. Er ward geschlagen, verlor viel Volck, und erhielt viele Wunden, davon einige sehr gefährlich waren. Man brachte ihn ins Lager gantz Sinnenlos zurück, daß auch die Wund-Aerzte sein Leben in Gefahr zu setzen urtheilten, wenn er weg gebracht werden sollte. Als er wieder zu sich selbst kam, ließ er an den Abt von Ligny schreiben, ihm seinen Zustand berichten, und daß die Gegenwart seiner Nichte ihm ein großer Trost seyn würde, wenn sie so gütig seyn und nach Bar-

tellona kommen wolte, dahin er sich hätte bringen laßen. Der Abt nahm kein Bedencken, den Brief seiner Nichte zu zeigen, und sagte, da sie den Herrn von Valcy ins Unglück gebracht hätte, so könte sie ihm diese Zufriedenheit nicht versagen, indem er nur aus Liebe gegen sie sterben würde. Das Fräulein von Terville antwortete sehr kläglich, sie wär ihm zu folgen bereit, und kam nach Barcellona, als man Hofnung zur Beßerung des Verwundeten zu schöpfen anfieng.

Die Betrübniß, die sie seit ihrer Abreise von Paris eingenommen hatte, machte ihrem Character viel Ehre, man schrieb sie dem Kummer zu, den sie über den Zustand empfand, darinne sie den Herrn von Valcy finden würde. Der Empfang war von seiten des Liebhabers sehr rührend, er sahe sie nicht ohne der süßesten Empfindung, seine Erkenntlichkeit war unendlich groß. Ohngeachter der Wundärzte Widerspruch, wollte er sich nicht von ihr trennen, bis sie ihm versprechen würde, sich des folgenden Tages mit ihm trauen zu laßen. Das Fräulein von Terville zitterte bey diesem Antrage. Allein wie konnte solches einem Manne verweigert werden, zu dem sie gekommen zu seyn schien, sein Glück zu versichern, und von solcher Verweigerung, oder Einwilligung deßen Leben ab-

hieng. Sie antwortete dem Herrn von Valcy, daß man nicht von Vermählung reden müßte, so lange er sich noch in Lebensgefahr befände. Sie wär gekommen, sich mit ihm zu vereinigen, allein man müße auf die Ceremonie dencken, so bald er hergestellt seyn würde.

Der Herr von Valcy glaubte, daß sie wegen seiner allzu heftigen Bewegung besorget wär, und suchte sie zu beruhigen. Es ward aber den andern Tag schlimmer, indem in der Nacht ein Fieber darzu kam. Der Abt von Ligny, ward darüber sehr unruhig, und paßete den Augenblick ab, da seine Nichte nicht zugegen war, ihm zu sagen, daß er auf die Trauung dringen sollte, damit sie allerseits ruhiger werden möchten. Dadurch schmeichelte er dem Herrn von Valcy mit einem Glück, das er viel zu sehnlich verlangte, als daß er es hätte versäumen sollen. Er bezeugte so großen Eifer, ihr Gemahl zu werden, daß er sie nöthigte, ihm entweder durch Verweigerung Kümmerniß zu machen, oder durch Einwilligung, sie auf immerdar ihrer angenehmsten Hofnung zu berauben. Sie bat noch einige Tage um Aufschub, unter dem Vorwand des Zustandes, darinne er sich befand. Allein den folgenden Tag kündigten ihm die Aerzte an, seine Sachen einzurichten, weil sie nicht glaub-

ten, daß er die Nacht überleben möchte. Diese Nachricht bekümmerte ihn wieder von neuem, doch faßte er einen muthigen Entschluß, und ließ den Abt von Ligny zu sich in sein Zimmer, ersuchen.

Ich würde sehr undanckbar seyn, sagte er zu ihm, wenn ich nicht den Werth ihres großen Dienstes erkennte, daß sie mir ihre Nichte zugeführt haben, und den Preiß ihr s Herzens nicht empfinden sollte, wenn ich nicht bey meinem Ableben ihr das Glück überlassen würde, welches ich nur deswegen geschätzt habe, damit ich es mit ihr theilen möchte. Ich würde der Glückseligste seyn, wenn ich, als ihr Gemahl leben könte, doch hoffe ich, sie wird mir diesen Titel, ehe ich sterbe, nicht versagen. Gehen sie also, mein lieber Abt, und sagen ihr, daß solches der lezte Beweis ihrer Empfindungen sey, den ich von ihr verlange.

Der Abt weinete, gieng zu seiner Nichte in ihr Zimmer, meldete ihr, daß ihr Liebhaber nur noch einige Stunden leben würde, und was er von ihr verlangte. Das Fräulein von Terville schien, als ob sie die traurige Nachricht ihrem Duckel an den Augen absehen wollte, die er ihr brachte. Er hatte sie gar zu oft betrogen, daß sie nicht eben dieses anjetzo wieder von ihm besorgen sollte. Indessen

hatte der Zustand, darinne sie den Herrn von Valcy sahe, einige Veränderung der Liebe gegen den Grafen von Marsevil bey ihr eingerichtet. Sie war nur auf die Gefahr bedacht, darinne er stand, und würde ihm alles aufgeopfert haben, ihm nur das Leben zu erhalten. Sie bedachte sich nicht lange, diesem Liebhaber seine verlangte Zufriedenheit zu gewähren, gieng sogleich zu ihm ins Zimmer, wo sie ihn mit den zärtlichsten Ausdrücken versicherte, daß sie ihm ihre Hand zu reichen bereit sey.

Der Abt von Ligny ließ einen Notarium rufen, und trat mit seiner Nichte ab, damit der Herr von Valcy seine Willensverordnung in aller Freyheit aufsetzen lassen konte. Als sie nach Verlauf einer Stunde wieder bey ihm eintraten, erschien der Geistliche in seinem Chorrocke, und verrichtete die Trauung, in Gegenwart des Abts von Ligny, und einiger Officiers vom Regimente. Alle giengen wieder weg, außer die Gemahlin und ihr Onckel. Das war ein außerordentlicher Auftritt, wiewohl er nicht ohne Beyspiel ist. Es schien, als ob der Herr von Valcy neue Kräfte erhielte, die Liebe stärckte ihn wieder. Die Frau von Valcy hielt die eine Hand ihres Gemahls, die sie mit Thränen netzte. Die Wundärzte baten sie aber,

wegzu-

wegzugehen, welches sie nicht thun wollte. Sie saß bey ihres Gemahls Bette, und sagte, sie würde ihn nicht verlassen, so lange sie sein Leben in Gefahr zu seyn glaubte. Der Herr von Valcy bat sie, sich zur Ruhe zu begeben. Nichts konte sie bewegen, aus dem Zimmer zu gehen, zuweilen entfernte sie sich vom Bette, in wenig Augenblicken aber brachte sie ihre Unruhe demselben wieder in der Stille näher. Ihr Oheim, der sehr zufrieden war, daß er sie vermählt sahe, verwunderte sich über ihre Aufführung, und konte nicht dencken, daß sie den Grafen von Marsevil lieben, und ihrem Gemahl so zärtliche und eifrige Pflichten erweisen könte. Ihm war aber die Gewalt und die Tugend über ein empfindliches Gemüth unbekant.

Mit großer Mühe bewegte sie der Herr von Valcy, daß sie nach ihrem Zimmer gieng. Sie legte sich aber nicht nieder. Bey dem geringsten Geräusch war sie aufmercksam, und brachte die Nacht in lebhaftester Bewegung zu. Gegen Morgen, da sie vernahm, daß der Herr von Valcy ruhete, legte sie sich nieder und schlief etliche Stunden. Als sie aufstand, begab sie sich wieder in sein Zimmer, und hörte mit Vergnügen, daß die Aerzte einige Hofnung schöpften. Das Fieber

hatte nachgelaßen, und die Zufälle minderten sich. Kurtz, in drey Tagen meldeten die Aerzte, daß der Herr von Valcy außer Gefahr sey.

Seine Freude war sehr mercklich, seine mit Holdseligkeit erfüllten Blicke wendeten sich nach ihr aufs zärtlichste. Man kan wohl sagen, daß ihn die Liebe aus dem Grabe zog Der Herr von Valcy, der durch einen angebeteten Gegenstand ermuntert ward, erlangte nach und nach seine Kräfte, schien alle Gefahr, der er entgangen war, zu vergeßen, und auf nichts anders als auf das Vergnügen zu gedencken, das er genießen würde.

Jemehr die Gesundheit des Herrn von Valcy zunahm, jemehr verlor die Frau von Valcy an ihrer Freudigkeit. Die Umstände, welche ihre Empfindungen gegen den Grafen von Marsevil aufgehalten, oder vielmehr eingeschläfert hatten, indem sie dieselbe nicht so starck beschäftigten, erwachten desto kräftiger. Sie sahe sich auf immerdar verbunden, und dem einzigen Mann, den sie lieben konte, abzusagen gezwungen. Ihr Ducken ward ihr unleidlich, sie meidete ihn, und suchte die Einsamkeit. Er merckte ihre Gemüthsveränderung, und anstatt, daß er alles weitläuftige und umständliche Nachfragen hätte vermeiden sollen, suchte er

Gele-

Gelegenheit, Erklärung hierüber zu haben. Gleich beym ersten Worte legte sie ihm Stillschweigen auf. Es ist genug, sagte sie zu ihm, daß sie mich hieher geschleppt, und mich verkuppelt haben, treiben sie die Verfolgung nicht weiter, auch meine geheimen Gedancken zu wißen. Laßen sie mir wenigstens die Freyheit, meine Betrachtungen über mein verkehrtes Gestirne anzustellen. Wie sie sahe, daß er sich rechtfertigen wollte, gieng sie zu ihrem Gemahl, dem von seiner Kranckheit nichts als eine sehr große Mattigkeit übrig geblieben. Seine Genesung war langweilig. Nun ist es Zeit, die Frau von Valcy in Spanien zu laßen, um nach Paris sich zu wenden, die Begebenheiten, welche von dieser Geschichte unzertrennlich sind, wieder vorzunehmen.

Die Verzweiflung des Grafen von Marsevil kan man sich kaum vorstellen, als er vernahm, daß das Fräulein von Vaury mit ihrem Onckel verreist wäre. Man verheelete ihm auch nicht, daß sie nach Spanien gegangen sey, sich mit dem Herrn von Valcy zu vermählen. Seine Mutter zeigte ihm Briefe von dem Abt von Ligny, wo er einen umständlichern Bericht las, der ihm das Herz durchbohrete. Er erfuhr ihre Trauung, ihre eifrige Sorge für ihren Gemahl, ihre Zärtlichkeit gegen

ihn, ihre Freude über seine Genesung. Kurz, er saugete mit langen Zügen den Gift ein, mit dem man ihn von seiner Paßion zu heilen vermeynte, der sie aber weit heftiger machte. Von der Verzweiflung fiel er auf die unbesonnensten Entschliessungen. Bald ward er wüthend, bald schwach, indem er die Frau von Valcy, wegen ihrer Unbeständigkeit entschuldigte, und ihr ganzes Verfahren ihrem Undanckel aufbürdete. Einige Augenblicke darnach machte er ihr Vorwürfe über ihre Falschheit, nennete sie tausendmal eine Ungetreue, Meineydige --- Undanckbare --- Endlich triumphirte der Widerwille. Er entschloß sich eine Person aus seinem Herzen zu verbannen, die er für unwürdig hielt. Nachdem er einige Tage in der Unentschloßenheit zugebracht hatte, gieng er zu seiner Mutter ins Zimmer, und ersuchte sie, der Herzogin und dem Fräulein von Saint-Pere seine Ehrerbietung zu bezeugen, und daß er durch eine anständigere Aufführung, die Fehler, so er begangen hätte, wieder gut zu machen, auch dem Fräulein von Saint-Pere den verursachten Widerwillen, durch seine Sorgfalt zu vergelten bereit sey.

Die Marquise, welche die Augenblicke seines Widerwillens nützlich gebrauchen wollte, begab sich zur Herzogin, der sie seine Reue mit so angeneh-

men

nen Farben vormahlte, daß es nicht schwer fiel, seine Vergebung zu erhalten. Das Fräulein von Saint-Pere empfand die lebhafteste Freude über diese unvermuthete Bekehrung. In wenig Tagen war sie wieder gesund. Der Graf von Marsevil würde, wenn er weniger eingenommen gewesen wär, sehr gerührt geworden seyn, daß er so zärtlich geliebt, und mit solcher Freude wieder empfangen ward, da es seine Aufführung wohl verdient hätte, daß er von diesem Hause auf immerdar entfernt geblieben wär. Allein, auf Einrathen der Herzogin, ließ das Fräulein von Saint-Pere nicht den geringsten Vorwurf mercken. Die Marquise stellete ihn ihr bey dem ersten Besuch vor, und sagte, sie brächte einen ehrerbietigen und bußfertigen Liebhaber zurück. Es ward auch bey dieser Zusammenkunft keine umständliche Untersuchung gehalten. Beyde versammelte Häuser schienen über diese Versöhnung höchst zufrieden zu seyn, und sahen des Grafen Thorheiten, als Jugend Fehler an, die bey Personen seines Standes nicht ungewöhnlich sind, davon man weiter nicht viel Redens machen dürfte.

Da indessen die Damen über den guten Erfolg ihrer Sorgfalt sich erfreueten, bereitete sich der Graf selbst, der von seinem Widerwillen truncken, und durch seiner Empfindung verblendet war, einen

Abgrund

Abgrund von schmertzlichen Bekümmernißen. Er hielt dasjenige für Haß, was nur ein lebhafter Unwille über die Unbeständigkeit der Frau von Valcy war, und indem er sich durch die Folgen seiner Betrachtungen betäuben ließ, drang er selbst auf seine Vermählung mit dem Fräulein von Saint-Pere Sie waren alle der Meynung, man müsse das Eisen schmieden, weil es warm war, und die Trauung nicht, bis zur völligen Genesung des Fräuleins von Saint-Pere aufschieben. Der Graf ward also ihr Gemahl zu Saint-Pere, eines Guths der Herzogin, wo er sechs Wochen zubrachte.

Einige Tage nach der Vermählung sahe er erst den Absturz, den er sich selbst gegraben hatte, er fiel in die tiefste Traurigkeit. Die Herzogin kante das menschliche Herze allzu wohl, daß sie nicht hätte einsehen sollen, ihr Eydam würde von einer Paßion stärcker, als jemals gefoltert, und daß ihre Tochter das Opfer werden würde. Es reuete sie, daß sie mit seiner Vermählung so geeilt, und nicht gewartet hatte, bis der Graf Proben seiner völligen Entsagung abgelegt hätte. Sie ließ die Marquise an den Abt von Ligny schreiben, er sollte die Zurückkunft der Frau von Valcy noch aufhalten, bis sie die Gnaden Befehle für ihren Gemahl erhalten

halten hätte, um deren Ausfertigung sie nicht eifrig anzusuchen, gemeint war. Der Abt richtete alles aus, was ihm aufgetragen war, indem er dem Herrn von Valcy von den Diensten der Herzogin und der Marquise alle Versicherung gab.

Führte der Graf von Marsevil zu Saint-Pere ein betrübtes Leben, so war die Frau von Valcy in Spanien nicht glückseliger. Ihr durch seine Liebe gereizte Gemahl bat sie, ihren Kummer fahren zu lassen, und ihm den Genuß seines Glückes zu gönnen. Wenn ihr Onckel sie an ihrer eheligen Pflicht erinnerte, so bat sie ihn, nicht ohne Bitterkeit, er sollte sich nicht in Sachen mischen, die ihn nicht angiengen. Ihre Enthaltung verursachte dem Herrn von Valcy große Bekränckung, sie sprach mit ihm, ihre Zärtlichkeit wollte ihr aber nicht gestatten, einem Manne ob er gleich ihr Gemahl war, der aber ihr Herz nicht besaß, Liebesbezeugungen zu erweisen. Seine Genesung diente ihm zum Vorwand, die Umstände, so sie befürchtete, zu entfernen, es half nichts. Endlich aber sahe sie sich in der grausamen Nothwendigkeit, den heftigen Bewegungen ihres Gemahls nachzugeben.

Der Abt von Ligny bediente sich dieses Umstandes, schrieb an die Marquise von Marsevil, daß

sie

sie die Rückreise des Herrn von Valcy befördern möchte. In kurtzer Zeit erhielt er seine Gnade, und die Ausfertigung darüber. Diese Nachricht erweckte eine empfindliche Freude beym Herrn von Valcy, welcher seiner Gemahlin Betrübniß, dem Verdruß zuschrieb, daß sie in einem fremden Lande, mitten unter Kriegs Verwirrungen leben müßte. Er war nun aufs nichts mehr, als auf die Reise nach Paris bedacht, da er Wechselbriefe, und Päße durch seine Freunde erhalten hatte, machte er sich auf den Weg.

Die Frau von Valcy sahe ihre Zurückkehr nach Paris nicht mit Gleichgültigkeit an. Sie wünschte und befürchtete zugleich die Gegenwart des Grafen, von dessen Vermählung sie nichts wußte. Sie hatte heftiges Verlangen, der Frau von Vaury ihre erlittene Bekränckung zu klagen, und den Zustand ihres Herzens bey ihr auszuschütten. Als sie aykam, war diese Dame abwesend, und die Frau von Valcy auch dieses Trostes beraubt. Der Abt von Ligny, alle Erläuterungen, so viel als möglich zu entfernen, rieth ihr, auf einige Zeit nach Premür zu gehen, bis ihr eine anständige, und aufgepußte Wohnung zubereitet war. Diesen Vorschlag ließ sich die Frau von Valcy um so viel mehr gefallen, weil sie daselbst in größerer Freiheit

leben

leben konte, auch der Gegenwart ihres Onckels, der nur ihren Kummer vermehrte, entledigt ward.

Des Abts vornehmste Sorge war, daß er zur Marquise gieng, welcher er die geringsten Umstände erzählte, und von der Zurückkunft der Frau von Valcy Nachricht gab, die er, wie er darzu setzte, auf ein Landguth, um Paris gebracht hätte, wobey er aber ihren, und des Guthes zu Premür Nahmen allezeit verschwieg und heimlich hielt. Die Marquise rieth ihm, er möchte ihrem Sohne nicht vor die Augen kommen, aus Besorgniß, das Andencken, welches ihm noch gar zu lieb zu seyn schien, wieder zu erneuern. Da der Graf noch zu Saint-Pere sich aufhielt, fiel es dem Abt nicht schwer, sich seinen Augen zu entziehen, also blieb er zu Paris, die Geschäfte seiner Nichte zu besorgen.

Die Frau von Valcy befand sich zu Premür nicht ruhiger, sie trug den Pfeil, der sie verwundet hatte allenthalben mit sich herum. Da sie den Herrn von Marsevil anbetete, ihren Gemahl hochachtete, ihre Pflicht beobachtete, konte ihr Zustand nicht anders, als unglückselig seyn, und die Einsamkeit, in der sie lebte, mußte ihre Trübsal noch vermehren. Der Herr von Valcy wußte nicht, was er von seiner Gemahlin Gemüths art dencken sollte. Das

Verfahren, da sie zu ihm nach Spanien gekommen war, versicherte ihn, daß sie keine Neigung gegen einen andern tragen könte; Gleichwohl konte er, bey aller ihrer gefälligen Aufmercksamkeit sich nicht schmeicheln, daß er sie glücklich gemacht hätte. Ihre öftern Zerstreuungen, in den Augenblicken, wo sie mit seinem zärtlichsten Bezeugen beschäftigt seyn sollte, ihre Seufzer, ihre Kaltsinnigkeit bey seinen Liebkosungen, alles führte ihn auf den Argwohn der Wahrheit. Seit seiner Verwundung, war seine Gesundheit immer schwächlich, und seine Unruhe vermehrte noch sein Uebel. Da die Frau von Valcy sahe, daß ihr Gemahl schwächer ward, gaben ihre Empfindungen der Besorgniß nach. Sie war auf nichts mehr bedacht, als ihm die eifrigsten Dienste zuleisten. Dieses Betragen vertrieb allen Argwohn des Herrn von Valcy. Er erhielt zwar seine Gemüthsruhe, aber seine Gesundheit nicht wieder. Jemehr seine Gemahlin sahe, daß er schwächer ward, je eifriger hielt sie sich zu ihm, und erwieß ihm die zärtlichsten Freundschafs-Bezeugungen. Fanden sich seine Kräfte wieder, entfernete sie sich von ihm. Niemand, als sie selbst konte die Ursachen, dieser ausserordentlichen Aufführung begreiffen.

Der Abt von Ligny konte dem Grafen von Marsevil nicht lange aus dem Wege gehen, der öfters

nach

nach Paris kam. Weil er sich auf seine guten Absichten verließ, so gieng er zu ihm. Der Graf empfing ihn auf eine verächtliche Art, die der Abt anfangs mit ziemlicher Kaltsinnigkeit vertrug. Einsmals aber, da er ihn besonders hatte, mein Herr, sagte er zu ihm, was habe ich gethan, daß sie mich so verächtlich halten? Sie haben mir, antwortete der Graf, alleine mehr Unrecht gethan, als alle andere. Denn sie sind das Werckzeug, deren jene sich bedient haben, mich zur Verzweiflung zu bringen. Sie, den ich für meinen Freund gehalten, den ich so viele Zeugniße meines Vertrauens erwiesen habe, sie haben mir den Dolch ins Hertz gestossen, indem sie mir den einzigen Gegenstand meiner Anbetung entführt, und ihn für einen andern entführt haben. Ich bin, durch ihr, arglistiges Verfahren, der unglücklichste Mensch geworden, und vielleicht auch ihre Nichte. Ach! Dürfte ich das glauben -- -- gehen wollte ich, und sollte mirs das Leben kosten, sie dem Mitbuhler, den sie mir vorgezogen hat, zu entreissen, und der vielleicht mehr zubeklagen ist, als ich es bin. Da sehen sie, ob ich sie nicht zuhassen Ursache hab, und ihnen alle mein Unglück Schuld geben muß.

Der Abt hatte Verstand genug, er kante aber die Leidenschaften nicht. Die mit einem schreckli-

chen Tone vorgebrachte Reden machten, daß er zitterte. Gnädiger Herr, sagte er, ich habe ihr Verderben, und meiner Nichte Unglück in ihrer unsinnigen Neigung gegen sie gesehen. Es geschiehet mir Unrecht, wenn sie mir ihr Unglück aufbürden. Ich habe meine Pflicht beobachtet. Ich sahe von einer Seite, schmertzliche Bekümmerniß, und Schande, Glück, Ehre und Tugend von der andern. Dieser folgte ich, weil sie die gerechteste, und klügste war. Wenn sie mirs heut wenig Danck wissen, so hoffe ich, daß, wenn die Vernunft ihre Herrschaft über ihr Gemüth wieder erhalten wird, sie mich gar nicht für ihren Feind, wohl aber, als einen zärtlichen Freund betrachten werden, der ihre Vortheile so gar zum Nachtheil seiner Nichte befördert hat, die vielleicht ihr Herz, an statt ihnen solches zu geben, eher für einen Mann erhalten haben würde, dem sie es schuldig und mit dem sie durch einen Eyd verbunden war.

Der Graf von Marsevil war stürmisch, allein seine Gemüthsart, gütig und empfindlich, er konte den starcken Gründen des Abts nicht widerstehen, er warf sich in einen Stuhl. In einem Augenblick darauf stand er wieder auf, gieng mit starcken Schritten, ohne etwas zu sagen, auf und nieder. Er gab durch seine Bewegung zu erkennen, daß sich seine

Seele die größte Gewalt anthat, ihn in den Schrancken der Mäßigung zu erhalten. Was macht sie? Wo ist sie? fragte er sehr lebhaft? Sie ist zurückgekommen, antwortete der Abt, mit einer ruhigen Miene. Ich glaube, sie ist mit Hausachen beschäftigt, die ihr nicht gestatten, auf Räncke zu dencken, welche ihrer, und ihres Gemahls Gemüthsruhe stören könten. Ihr Gemahl, schrie der Graf! --- meine Frau! --- Welche Bande haben uns verbunden? Diese Gedancken brachten ihn wieder in Bewegung, wie es schien. Ihr Mann muß sie wenig lieben, fuhr er fort, weil er sie von sich gelassen hat. Er ist mit ihr zurückkommen, erwiederte der Abt. Sie sind beyde auf einem Gute in Picardie, wo sie gantz glücklich leben. Sie sind glückseelig, fragte der Graf! --- Das kan nicht seyn. Sie liebte mich, und sie haben sie gezwungen, sich mit einem andern zu vereinigen. Warum mußte mir so gar der Trost entzogen werden, zu glauben, daß sie nicht mit ihrer Bewilligung nach Spanien gebracht war? Der Abt hatte sich eingebildet, daß der Graf, wenn er seine Nichte aus den Augen hätte von seiner Paßion genesen sollte. Allein es war weit gefehlt, daß sie sich minderte, sie hatte nur geruht, damit sie neue Kräfte schöpfen konte. Es schien, jemehr er Hinderniße fand, je stärcker ward seine Liebe. Er verließ den Abt, und

bat ihn, von ihm zu bleiben, weil er ihn nicht vor Augen sehen könte, ohne ihm Zeichen seiner heftigen Rache zu geben.

Der Graf ward ganz tiefsinnig. Seine Gemahlin, die ihn anbetete, machte nur, daß sich seine Trübsinnigkeit vermehrte, indem sie ihm beständig nachgieng, und alle Mittel, ihm zu gefallen, suchte. Schloß er sich ein, so kam sie, ihn in seinem einzigen Vergnügen zu stören, das er noch darinne fand, von der Frau von Valcy zu träumen, ihre Briefe zu lesen, die er von ihr erhalten hatte, der Augenblicke sich zu errinnern, die er mit ihr in der unschuldigsten Vereinigung zugebracht hatte, und die nicht ohne einiges Vergnügen abgegangen waren.

Die eifrigen Liebkosungen der jungen Gräfin wurden ihm unerträglich, und die Zeit ward ihm so lang, daß er die Herzogin ersuchte, von Saint-Pere wieder nach Paris zu kehren. Niemand unterstand sich, seinem Verlangen entgegen zu seyn. Beyde Familien nahmen den Weg dahin. Der Graf schickte alsobald einen vertrauten Menschen zu der Frau von Vaury, sich nach ihrer Wohnung zu erkundigen. Man sagte ihm, diese Dame sey in Picardie auf einem der Frau von Valcy gehörigen

Landguthe. Diese Zeitung war ihm gar nicht unangenehm, sondern gab ihm vielmehr Hofnung, den Gegenstand seiner Anbetung bald zu sehen. Seine Frau Mutter hatte ihren Sitz zu Marsevil, sieben Meilen von Premür, und da ihm der Nahme des der Frau von Valcy zuständigen Guthes unbekant war, nahm er sich vor, nach zu forschen, ward auch gar bald darüber zu frieden gestellt. Er brachte nach wenig Tagen, seit der Zurückkunft nach Paris, in Vorschlag, sich auf einige Zeit nach Marsevil zu begeben. Da seine Frau Mutter seinen Verdruß wohl merckte, auch die Ursache, davon gar leicht errieth, verdoppelte sie ihre Gefälligkeit gegen ihn. Seine Gemahlin meynete, sie thät ihm einen großen Gefallen, wenn sie sich recht eifrig zu der Reise anschickte, machte sich auch auf den Tag fertig darzu. Der Graf sagte ihr aber, er würde sich nicht eher dahin begeben, bis er vorher seine Dienste zu Versailles versehen hätte, weil ihn seine Bedienung dahin zu gehen, und einige Zeit da zu bleiben nöthigte. Man ward also einig, daß die Damen nicht nach Marsevil gehen sollten, bis er dahin zu sie kommen könte.

Den Tag darauf war er bey Hofe, dahin ihn seine Pflicht rufte, er blieb aber nicht lange, sondern nahm den Weg nach Picardie, wo er auf ei-

nem Guthe, vier Meilen von Premür blieb, in der Absicht, desto eher Nachricht von der Frau von Valcy zu erhalten. Niemand konte ihm etwas berichten, nur so viel vernahm er von seinem Kammerdiener, daß man sagte, es wohne seit einiger Zeit eine sehr schöne junge Dame mit ihrem Gemahl zu Premür. Mehr brauchte es nicht, des Grafen Hofnung zu stärcken, und von seinem Argwohn selbst Erkundigung einzuziehen. Doch müste mit Behutsamkeit bey der Sache verfahren werden, er besorgte, der Frau von Valcy Verdruß zu machen, und daß ihre Bestürzung über seine Gegenwart Eifersucht verursachen möchte. Ueber dem befüchtete er den Abt von Ligny anzutreffen, der seine Anschläge wieder stören könte. Er setzte sich also den andern Tag sehr früh zu Pferde, nur mit einem einzigen Bedienten, und ritte nach Premür zu, nahm auch den ihm angewiesenen Weg. In wenig Stunden war er in der Gegend von Premür. Der Wald war weitläuftig, die Mauren waren schlecht, und an manchen Orten eingefallen. Der Graf ließ seinen Bedienten bey den Pferden, und folgte dem ersten Weg, der ihm vorkam.

Die Frau von Valcy stand früh auf, und weil es die schöne Jahrszeit erlaubte, gieng sie öfters spazieren. Sie hatte schon einen Theil des Holzes durch:

durchstrichen, als sie von weitem einen wohlgestalten jungen Herrn wahr nahm, der nach ihrer Seite zu kam. Sie wunderte sich desto mehr, ihn in einer Allee zu sehen, in die man nicht anders, als aus dem Schloße, oder über die Mauren kommen konnte. Ihr war nicht unbekant, daß sie sich in schlechtem Stande befanden, allein gemeiniglich steigt doch ein wackerer Mann in dem Walde nicht leicht über eingefallene Mauren. Da er indeßen näher kam, meynete sie einige Aehnlichkeit des Grafen von Marsevil an ihm zu erkennen. Sie sprang mit zittern zurück, in diesen Gedancken, und war im Begrif, geschwind nach dem Hause zurück zu laufen. Doch bedachte sie sich, wenn er es ist, sagte sie bey sich selbst, wird er mir nachlaufen, ich werde ganz zerstört ankommen. Der Herr von Valcy wird es mercken, er wird den Grafen sehen, und das wird ihn in Argwohn, der mir gar zu wichtig ist, bringen. Diese Betrachtung gabe dem Grafen Zeit zu ihr zu kommen. Ihr Schrecken hinderte sie, ein Wort zu sprechen. Des Grafen Bestürtzung war zwar eben so groß, doch ließ sie ihm mehr Freyheit einen Theil seiner Empfindung auszudrücken.

Er fieng mit den zärtlichsten Vorwürfen an. Die Frau von Valcy meldete ihm in aller Geschwindig-

keit, wie wenig Schuld sie an ihrer Reise nach Spanien hätte, und alle Umstände ihrer Vermählung. Unter diesen Reden blieb der Graf von Marseyil unbeweglich, da sich aber seine Augen ein wenig ausheiterten, schrie er: Wo ist er? Damit ich alles Uebel, das er mir angethan, rächen kan! Wen meynen sie denn, fragte die Frau von Valcy? Ihren Onckel, Madame, erwiederte der Graf, der uns alle beyde unglücklich gemacht hat: Ich wünsche, sezte er darzu mit Seufzen, das ich nur allein das Opfer seines Meineydes seyn möchte. Vernehmen sie nur wie groß mein Unglück ist -- -- hierauf hielt er inne, -- ohne Zweifel wissen sie es schon, und ihre Sicherheit kommt von ihrer Gleichgültigkeit her. Wollte GOtt, versezte die Frau von Valcy, daß sie mich so gleichgültig machten, als sie sagen! Nein, sie können meine Qual nicht begreifen, die ich leide, da ich gezwungen worden bin, mit einem Mann mich zu vereinigen, den ich, ohngeacht aller ihm schuldigen Verbindlichkeit, und der Hochachtung, die ich gegen ihn hege, nicht lieben kan. Mein Kummer ist mit der Bekränckung nicht zu vergleichen, die ich habe, daß ich ihre Beständigkeit, und Treue nicht vergelten kan.

Der ganz verwirrte Graf bezeugte unglaubliche Verzweiflung, und fiel fast in eine Wuth. Er

beschuldigte die Herzogin, seine Mutter, und den Abt von Ligny, daß sie ihn ihrem Ehrgeitz aufgeopfert hätten, und in seinem verwirrten Klagen, merckte die Frau von Valcy erst, daß er mit dem Fräulein von Saint-Pere vermählt sey.

Ein Donnerschlag würde sie so sehr nicht getroffen haben, als diese Nachricht. Da sie ihren Onckel allezeit zärtlich geliebt hatte, konte sie sich nicht enthalten, ihn zu verachten, ob ihr gleich die Beweggründe seines Verfahrens bekant waren. Sie sahe nunmehro zwischen ihr und dem Grafen eine doppelte Hinderniß, alle ihre Hofnung, durch den Betrug eines Mannes zerstört, der ihr lieb seyn sollte, und der nur, sie zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten, aus Besorgniß verfahren hatte, sie möchte in der allergefährlichsten Verführung unterliegen. Doch faßte sie Muth. Die Umstände, darinnen wir uns befinden, sagte sie zu ihm, sind ohne alle Hülfe, ich liebe sie, ich muß es ihnen nochmals versichern, allein meine Ehre, meine zärtliche Gesinnung, mein Vertrauen, meines Gemahls und meine Ruhe gestatten mir nicht, sie ferner zu sprechen, noch weniger Zeichen ihrer Ergebenheit anzunehmen. Wir müssen uns scheiden, mein Herr. Bey diesen Worten ward sein Hertz dergestalt beklemmt, daß ihm die Thränen aus den Augen schos-

sen. Der Graf drohete mit den grausamsten Würkungen seiner Verzweiflung, wenn sie ihn von sich zu entfernen, und zum ewigen Stillschweigen verurtheilte. Bin ich denn noch nicht unglückselig genug, durch den Verlust der Hofnung, sie zu besitzen, muß mir noch der Trost entzogen werden, sie zu sehen, und zu glauben, daß sie mich nicht hassen. Bin ich mit einer andern vermählt, so habe ich ihnen eben den Vorwurf zu thun, und sie haben eben die Entschuldigung. Die Ungerechtigkeit werde ich nicht begehen, ihnen die Schuld zu geben, sondern ich klage bey meinem Unglücke, über den Betrug, den man uns gespielt hat. Anderer Leute Fehler werden uns nicht entschuldigen, erwiederte die Frau von Valey, unsere Pflichten zu vergessen. Wenn man geglaubt hat, daß ich sie an der Vermählung mit dem Fräulein von Saint-Pere zu einer Zeit verhindert hätte, da ich mit meinem Herzen schalten konte: Was würde man nicht sagen, wenn ich würcklich Ursache wär, daß sie gegen sie eine Aufführung bezeugten, die sie nicht verdient? Sie liebt sie, mit aller Aufrichtigkeit, sie ist nicht ohne Verdienste. Warum will man sie unglücklich machen? Ach! Madame, versetzte der Herr von Marsevil, ich begreife die Richtigkeit ihrer Gründe sehr wohl, wenn sie mich aber liebten, wie ich sie liebe, so würden sie solche für sehr schwach gegen die Paßion

erkennen, die ich gegen ihnen hege. Sie würden nichts, als neue Verzweifelung sehen, nichts, als meine Marter empfinden, sie nicht mehr zu sehen, und einem Gegenstand abzusagen, für dem ich nur alle Zärtlichkeit fühle. Ihre Empfindungen werden den Zufällen nicht widerstehen. Sie befehlen mir, sie zu fliehen, bald werden sie also meiner gar vergeßen.

Die Frau von Valcy hatte überwiegende Widerwärtigkeiten ausgestanden, das äußerste Elend stellte sich vielmal ihren Augen unter der erschrecklichsten Gestalt vor, sie hatte im Kloster unzählige Demüthigungen erlitten, alles war nichts gegen die Bekränckung der Vorwürfe, die ihr der Herr von Marsevil that.

Das Herz eines zärtlichen Frauenzimmers ist nicht, wie andere Herzen geschaffen. Jedes hat seinen Gegenstand, es würde den Tod, dem Verdacht der Veränderung weit vorziehen. Diese zärtliche Gesinnung ist zu unserer Zeit unbekannt, sie würde auch nur an dem Mannsvolck verlohren seyn, das keinen Begrif davon hat. Die Empfindung ist nur für denjenigen, welcher ihren Werth kennet.

Die Frau von Valcy vergaß ihre Vertheidigung, dem Herrn von Marsevil ebenfalls seine Ungerechtigkeit vorzuwerfen. Diese Art von Erklärungen gehen öfters allzu weit. Der Graf bate tausendmal um Vergebung, er bekante sein Unrecht, und erbot sich, seinen Fehler durch die hertzlichste Liebe, und einer unverrückten Beständigkeit zu ersetzen. Bis hieher hatte die Liebe ihre Rolle gespielt, nun aber trat die Tugend der Frau von Valcy auf. Sie erinnerte sich alles, was sie sich selbst, ihrem Gemahl, und den strengesten sich selbst auferlegten Gesetzen schuldig sey. Sie befahl mit schmertzlichster Bekränckung, jedoch aufs nachdrücklichste dem Grafen, daß er von aller Verbindung, die ihrem Gewißen Vorwürfe thun könnte, abstehen sollte.

Der Morgen war unter diesem Gespräche verstrichen, als die Frau von Valcy sich einem Orte entriß, wo sie allen Kräften zuwider, welche die Tugend von ihr erforderten, alles empfunden hatte, was die Zärtlichkeit angenehmes hat. Die Gewißheit, daß sie geliebt ward, tröstete sie gegen die ausgestandene Widerwärtigkeiten. Der Graf schied von ihr mit der schmerzlichen Bekränckung, die durch die Augen weit mehr, als durch alle Worte auszudrücken fähig ist. Sie kam nach dem Schloße mit bestürtztem Gemüthe, und zerstörtem Gesicht

zurück, daß die Frau von Baury gar bald an ihr gewahr ward, es müße ihr etwas außerordentliches zugestoßen seyn.

Nach vielen weitläuftigen Fragen, antwortete die Frau von Valcy, daß sie, nach einem langen Spaziergang so müde worden wär, daß sie sich auf eine Rasebanck hätte setzen, und aufhalten müßen.

Der Abt kam an. Ihr Gemahl, der sich nicht wohl befand, verdoppelte seine Freundschaft gegen ihn, und war nicht vergnügter, als wenn er ihn bey sich sahe. Seine Erkentlichkeit war gegen ihn so lebhaft, da er ihm seine Nichte nach Spanien zugeführt hatte, daß er ihn, als seinen besten und liebsten Freund ansahe. Die Frau von Valcy konte ihren Onckel nicht ohne Widerwillen betrachten. Sie gab ihm nicht so wohl ihr, als des Grafen von Marsevil Unglück schuld, und ob sie gleich diesen Liebhaber das strengste Verbot gethan, so konte sie sich doch nicht entschliessen, ihn zu vergessen, noch dem Vergnügen, von ihm geliebt zu werden, gänzlich abzusagen. Von der Unterredung, die sie mit ihm gehabt hatte, war ihr eine lebhafte Farbe ins Gesichte getreten. Darüber wunderte sich ihr Gemahl, und war recht wohl zu frieden. Ihre Spaziergänge bekommen ihnen recht wohl

sagte er, und wenn es meine Gesundheit zu ließ, so würde ich ihnen Gesellschaft leisten. Die Frau von Valcy beantwortete es sehr zärtlich, konte aber nicht eher, bis auf den Abend mit der Frau von Baury besonders sprechen. Diese gute Freundin hatte sich der gantzen Haushaltung angenommen, und ihre eifrige Sorgfalt für den Herrn von Valcy brachte sie sehr späte zur Ruhe.

Was ist ihnen denn begegnet, meine liebe Tochter, sagte sie? Ach! Meine wehrteste Freundin, antwortete die Frau von Valcy, ich habe mit dem Herrn von Marsevil gesprochen, er sagte mir, daß er vermählt wär. Urtheilen sie, was bey diesem Umstande in meinem Gemüthe vorgieng. Die Frau von Baury hatte gehoft, daß die Zeit, und die Vermählung der Frau von Valcy einen Herrn aus ihren Herzen vertilgen würde, der gar zu starcken Eindruck in sie gemacht hatte. Sie hatte nicht einmal seiner gegen sie gedencken wollen. Allein aus den Zeichen ihres Kummers in ihrem Gesicht erkante sie, daß sie von der Vermählung des Herrn von Marsevil heftig gerührt seyn mußte. Sie bemühete sich, sie zu überreden, dem vernünftigsten Wege zu folgen, und ihn zu vergessen, wenn es möglich wär, weil ihr alle Hofnung abgeschnitten sey, die seinige zu werden.

Der

Der Abt von Ligny wußte von dem Gespräche seiner Nichte mit dem Grafen nichts, welches gar sonderbare Folgen nach sich zog, die der Erzählung werth sind. Der Graf kam von Premür traurig und voller Verdruß zurück, und da er nichts mehr zu thun hatte, begab er sich des Tages darnach nach Marsevil, wohin die Damen kommen sollten. Da er gantz allein war, und ihm seine Gemüthsbewegung nicht viel Ruhe ließ, sagte er zur Bettmeisterin, sie sollte ihm seiner Frau Mutter Zimmer öffnen. Wie er in ihr Cabinet kam, fiel ihm ein Bild ins Gesicht, das ein guter Meister gemahlt hatte, und einen jungen Herrn vorstellte, dessen Gesichtszüge der Frau von Valcy ganz ähnlich waren, bey dem er ganz erstaunt, und erfreut stehen blieb. Dieses Bild, das er noch niemals bemerckt hatte, ward ihm das kostbarste Hausgeräth im ganzen Schloße. Er ließ es in sein Zimmer tragen, das er vor seiner Vermählung bewohnt hatte, und konte es nicht genug ansehen, bis er im Hofe ein grosses Getümmel von Pferden und Kutschen hörte, und man ihm der Damen Ankunft meldete. Was für Mühe kostete es ihm, sich von diesen geliebten Gegenstand los zu reissen! Indessen erforderte es die Wohlanständigkeit seiner Frau Mutter, und seiner Gemahlin entgegen zu gehen. Weil er besorgte, man möchte ihm das Bild wegnehmen, welches

künftig

künftig sein größtes Vergnügen machen sollte, schloß er die Thür seines Zimmers zu, und zog den Schlüssel ab.

Die Freude der jungen Gräfin war mit nichts als ihrer Liebe gegen einen Gemahl zu vergleichen, der eiskalt gegen sie war. Er umarmete sie, reichte aber seiner Frau Mutter die Hand, sie nach ihrem Zimmer zu führen. Da die Marquise das Bild in ihrem Cabinete vermißte, fragte sie die Bettmeistern, wo es hin gekommen sey. Dieses Weib antwortete, daß es der Herr Graf in sein Zimmer hätte tragen lassen. Die Marquise, die sich wunderte, scherzte mit ihrem Sohne darüber. Seyd ihr denn etwan in euren Onckel verliebt geworden, fragte sie? Nein, antwortete der Graf ziemlich bestürzt, ich fand aber die Mahlerey so fein und schön, daß ich es ihnen geraubt habe, ohne zu wissen, wen es vorstellen soll. Es ist der Onckel, versezte die Marquise, seufzend, von dem ihr in eurer Kindheit gar vielmal habt reden hören. Der Graf that einen Seufzer, und brachte das Gespräch auf etwas anders

Er hatte gemeinschaftliche Zimmer mit seiner Gemahlin, allein öfters begab er sich in das, welches er vor seiner Vermählung inne gehabt hatte. Seines

nes Onckels Bild machte sein größtes Vergnügen, aber auch seine Qual. Hundertmal fiel es ihm ein, ihm eine Frauenzimmer Kleidung anmahlen zu lassen. Wie mohl die Furcht, daß diese Veränderung dasjenige entdecken möchte, was ihm zu verheelen so angelegen war, bewog ihn, es zu lassen, wie es war. Seiner Gemahlin Schwangerschaft gab ihm den Vorwand allein zu schlafen. Er vergalt ihr aber diese Absonderung, durch eifrige Aufmercksamkeit und Sorgfalt, die seinem Herzen nicht theuer zu stehen kamen.

Dieser Zustand währete eine Weile. Er unterstand sich nicht nach Premür zu gehen, noch an die Frau von Valcy zu schreiben, die es ihm aufs strengste verboten hatte. Nur Cecilie erhielt die Erlaubniß sich zuweilen nach ihrem Aufbefinden zu erkundigen. Die Frau von Valcy, die sich einbildete, sie thät solches auf Befehl des Grafen, gab allezeit eine verbindliche Antwort. Dieses Mägdgen, welches dadurch mehr beherzt ward, brachte öfters Versicherungen der Hochachtung von ihrem Herrn. Die Frau von Valcy verbot ihr von ihm zu reden, doch mit einem eben nicht allzu fürchterlichen Tone, daher rieh sie den Grafen, er sollte in ihren Briefe ein paar Zeilen darzu setzen. Die Frau von Valcy schalt auf der Cecilie Frechheit,

und verbot ihr, dergleichen Freyheit sich heraus zu nehmen. Sie war gehorsam, der Graf aber schrieb selbst, und damit man seine Hand an der Aufschrift nicht kennen möchte ließ er solche durch seinen Kammerdiener schreiben, und schickte sie durch einen Umschlag an die Frau von Baury nach Paris, an die man solche als dann nach Premür sendete. Die Frau von Valcy ward dieses harten Zwanges überdrüßig, und da sie sahe, daß der Graf, ihres Scheltens und Drohens ohngeacht, mit Schreiben fort fuhr, auch seinen Ungehorsam der Hestigkeit seiner Liebe zuschrieb, -- Eine Entschuldigung, die ein Frauenzimmer, nicht von ihrer Schwachheit zu heilen kräftig genug ist, -- so nahm sie seine Briefe an, befahl aber wieder vom neuen aufs strengste, daß er gar nicht von seiner Liebe reden sollte.

Dergleichen Verfahren war nicht fähig einen Geliebten zu vergessen, und diese Gemeinschaft gefährlich. Sie stärckte eine Neigung, die sie, zu ihrer Ruhe, hätte austilgen sollen. Wie schwer ist es aber, der süssen Gewohnheit der Liebe abzusagen, davon miteinander zu sprechen, und sich zu überzeugen, daß die zärtlichste Gegenliebe nicht der Preiß davon wäre! Der Graf konte, seiner Seits sich der Hofnung nicht erwehren, daß die Frau von Valcy durch seine Beständigkeit gerührt worden

sey. Wer weiß, ob er nicht der Tugend einer Frau entgegen stehende Wünsche that, die er, ohne Eintrag der Vorurtheile nicht besitzen konte? Dem sey nun, wie ihm wolle, seine Liebe erhielt, an statt, daß sie durch Abwesenheit, und durch die kluge Vorsichtigkeit der Frau von Valcy ihm alle Hofnung zu benehmen, hätte geschwächt werden sollen, von Tag zu Tag neue Kräfte.

Der Adel um diese Gegend stattete beständig Besuch ab. Der Ritter von B*** war einer von denen, die öfters kamen. Eins mals sagte er bey der Tafel, das Guth zu Premür wär der Tochter der Frau von Terville zugefallen, deren Schönheit ganz unvergleich sey. Ach! Mein GOtt! fragte die Marquise ganz bestürzt, ist denn das arme Kind noch auf der Welt? Sie ist ja viele Jahre nicht zu sehen gewesen, ich habe nicht anders gemeint, sie sey tod. Ich habe keine Nachricht von ihr erhalten können, so sehr ich mich auch nach ihr erkundigt habe. Ich versichere sie, Madame, versezte der Ritter, daß sie sich vollkommen wohl befindet. Ich hatte mit ihrer Mutter verschiedene Sachen abzuthun, allein dieses erschreckliche Weib machte mich so furchtsam, daß ich lieber alle meine Rechte fahren ließ, als mit ihr mich zu zancken. Seit dem sie gestorben ist, habe ich meine Händel wieder vor-

gesucht, und es verdrießt mich nicht, daß ich einen Vorwand habe, nach Premür zu reisen. Hier habe ich eine junge wunderschöne, bescheidene und für die Empfindungen, die sie einflößt, nur zu kluge Person angetroffen. Ich werde die Erleuterung unserer Sachen desto mehr ausdehnen, damit ich Gelegenheit habe, desto öfter nach Premür zu gehen. Vielleicht wird mir meine Halsstarrigkeit zum Verdienst gerechnet, zumal in der verdrießlichen Langenweile, darinne sie sich befindet. Ihr Mann ist halb tod von den Wunden die er in Spanischen Diensten erhalten hat.

Unter diesen Reden war der Graf von Marsevil wohl zwanzigmal Willens dem Ritter von B*** ins Wort zu fallen, und Fragen zu thun. Der Nahme von Terville setzte ihn in eine Bestürzung, die man leicht an ihm hätte mercken können, wenn man errathen hätte, daß das Fräulein von Baury, das so viel Verwirrung zu Panthemont angerichtet hatte, das an den Herrn von Valcy vermählte Fräulein von Terville selbst gewesen wär. Wie heißt sie denn, fragte die Marquise? Und warum ist ihr Gemahl in Spanischen Diensten gewesen? Sie heißt von Valcy, erwiederte der Ritter, und ihr Gemahl ist Hauptmann von der Reuterey. Ein heftiger Streit mit seinem Schwager nöthigte ihn,

Franckreich zu weichen. Das Fräulein von Terville in die er sich verliebt hatte, gieng nach Spanien, da er sich mit ihr vermählte. Sie scheint über ihres Mannes mattherzigen Zustand sehr betrübt zu seyn, sie wird sich aber wohl über seinen Verlust gar leicht trösten lassen.

Die Marquise that bey dem Nahmen Valcy einen hellen Schrey. Was sagen sie unterbrach sie den Ritter sehr ungeduldig, und sah ihren Sohn an? Sie bemerckte in seinem Gesichte die schmerzlichste Bekümmerniß, und ein Erstaunen. Die junge Gräfin blickte ihren Gemahl an, und da sie ihn so verdrießlich sah, suchte sie, durch eine nicht genug zu bewundernde Gütigkeit, ihn aus diesem Zustand zu ziehen. Sie fragte, ob das Fräulein von Baury eben die Person wär, von der gesprochen würde? Das Räthsel ward geschwind aufgelöst. Der Ritter erzählte die ganze Geschichte des Fräuleins von Premür, vergaß auch dabey die Art nicht, wie sie ihre Tochter erzogen hatte, auch der ärgerliche Ruf, wegen derselben Geburt ward nicht übergangen. Die Marquise fuhr mit ihren Fragen und Anmerkungen immer fort. Sie hofte, durch diese Kentniß, ihren Sohn zu bewegen, daß er einen ihm so unwürdigen Gegenstand vergessen sollte und ihn von einer Liebe zu heilen, welche bey ihm,

wie sie wohl merckte, gar tiefe Wurzeln gefaßt hatte. Sie unterließ auch nichts, was die Geburt der Frau von Valcy ungewiß machte, und was in ihren ersten Jahren mit ihr vorgegangen war. Ich wundere mich nur, sagte sie, wie sie einen ehrbaren Mann hat auftreiben können, der sie mit Uebergehung aller dieser Vorurtheile, hat heurathen wollen. Denn so liebenswürdig sie auch seyn mag, so fällt es doch schwer, daß man sich nicht der Ausbrüche ihrer Mutter, und des häßlichen Rufs ihrer Aufführung, der in der ganzen Provinz bekant ist, erinnern sollte. Der Herr von Valcy muß ohne Zweifel von allen diesen Dingen nichts wissen. Ha! versezte der Ritter, der Sohn eines Pachters hat so viel nicht zu bedencken, und Valcy konte ja wohl des von Terville zweydeutige Tochter heurathen.

Dieser grausame Scherz gab dem Grafen von Marsevll einen tödlichen Stoß ins Herz. Seine Gemahlin schien unwillig darüber zu werden. Lassen sie die Person mit frieden, sagte sie, ich kenne sie. Ihre Schönheit und ihre Tugend verdienen, daß man sie verschont, ich wundere mich, fuhr sie fort, daß sie so übel von einer Frau reden, in die sie doch verliebt sind. Von ihrer Person, versezte der Ritter, kan ich nichts anders, als gutes sagen, allein Madame, alle Welt weiß ja die Aufführung

ihrer

ihrer Mutter. Der Graf war bey allen diesen Gespräch im tiefen Stillschweigen geblieben. Es schien, als ob er bey den Reden seiner Gemahlin wieder aufwachte, und ihr durch ein freundliches Lächeln für dasjenige danckte, was sie gesagt hatte, er bezeugte sich auch den übrigen ganzen Tag gar gefällig gegen sie. Sie hatte aber nicht Verstand genug, ihn bey der Aufführung zu erhalten, und zu empfinden, daß nur eine blinde Gefälligkeit, Holdseligkeit, und große Geschicklichkeit darzu gehöre, einen Gegenstand aus ihres Gemahls Herzen zu vertilgen, der so tief darein versenckt war.

Ueberhaupt verstehen sich die Weiber nicht auf ihren Vortheil, wenn sie dem Frauenzimmer, das ihren Männern gefällt, ihre Gesellschaft versagen. Dadurch machen sie, daß sie demselben von Hause nachgehen, und indem sie den Männern in ihrer Wahl zu heftig widerstehen, erbittern sie dieselben, und sind die ersten, welche die Würckung davon empfinden. Die meisten Weiber sehen es aber lieber, wenn sich ihre Männer für schlechte Geschöpfe ins Verderben stürzen, als daß sie solche im Umgange mit ehrbaren Weibern sehen sollten. Die Gräfin von Marsevil würde vielleicht eine Buhlerin eher bey ihrem Gemahl gelitten haben, und seufzete über seine Paßion gegen ein tugendsames

Weib, welches ihr denselben weder abspänstig machen, noch ihn mit ihr theilen wollte.

Die Marquise sahe diesen Umstand für sehr glücklich an, ihres Sohnes Ruhe zu befördern. Sie hielt seine Bestürzung für eine Schaam, darinne betrog sie sich aber zum Theil, und sein Zustand war ihm selbst nicht bekant. Die Marquise von Marsevil hätte doch wohl die Liebe kennen sollen, da sie ihre Macht selbst empfunden hatte. Man hat sie und ihre Geschichte, unter dem Nahmen des Fräuleins von Lovel, Schwester des unglücklichen Pfarrers zu Premür, aus dem ersten Theil dieser Nachrichten gekant, deren Tugend ihrem Glücke damals gleich war. Nach einigen Jahren ward sie die Witwe eines Gemahls, den sie anbetete. Sie wendete alle ihre Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Kinder, eines Sohnes, nemlich den Grafen von Marsevil, und einer Tochter, von der man in der Folge dieser Geschichte Gelegenheit zu reden haben wird.

Der Ritter entdeckte viel Geheimniße. Die Frau von Valcy war das Fräulein von Terville, der Abt von Ligny ward Abt von Premür. Nunmehro begriff die Marquise warum der Oheim und die Nichte ihre Nahmen verändert hatten. Sie ergri

griff daher die Gelegenheit sehr geschickt, der Frau von Terville Andencken noch mehr anzuschwärtzen. Ihre Beweggründe, die Ruhe ihres Sohnes, entschuldigten eine schwache Rache des Todes ihres Bruders, urd alles Uebels, das ihr die Frau von Terville angethan hatte.

Der Abt von Ligny war erst lange nach ihrer Vermählung zu sie gekommen, und wußte von der Begebenheit des unglücklichen Pfarrers gar nichts. So viel war ihm nur bekant, daß er von einer feindseligen Hand getödet worden wär. Eben so wenig wußte er auch, daß die Marquise das Fräulein von Lovel, Schwester des ermordeten Pfarrers war. Mithin waren sie, als er zu dieser Dame kam, ihren Sohn auf Reisen zu führen, durch ihre Nahmen alle beyde betrogen. Der Bischof, der den Abt von Ligny beförderlich war, hatte es mit ihm abgeredt, den Nahmen zu verändern, also half alles darzu die Marquise von Marsevil in den Irrthum zu führen, der so große Verwirrung in ihrer Familie anrichtete. Die erhaltene Nachricht sezte sie in grausame Bestürtzung. Sie wußte wohl, daß der Abt von Ligny ein strenger Mann war, sie hatte Beweißthümer davon, die sie daran nicht zweifeln ließen: Allein seine Nichte war nicht in seiner Gewalt, sie hatte ihren freyen Willen. Da sie nicht

weit von ihren Güthern ihren Sitz hatte, besorgte sie, ihr Sohn, der von einer heftigen Liebe eingenommen war, möchte seine Gemahlin, und Pflicht vergessen, sich seiner Paßion zuüberlassen. Sie sahe also kein besser Mittel, als den Abt von Lignn zurück zu rufen, und ihn stärcker, als jemals an ihren Sohn zu ziehen, oder ihn zu bewegen, daß er zu Premür bleiben möchte. Sie schrieb an ihn, eiligst zu ihr zu kommen, weil sie Sachen von höchster Wichtigkeit mit ihm zu überlegen hätte.

Der Abt erschrack über einen so dringenden Brief, und eilte nach Marsevil in größter Unruhe, weil er argwohnete, der Graf würde, seine Nichte zusprechen, wieder einen Versuch gethan haben. Anfangs verwieß ihm die Marquise in ganz verbindlichen Ausdrücken, die gegen sie bezeugte Zurückhaltung, daß er seine Familie, und seinen wahren Nahmen zu verheelen, gegen ihr ein Geheimniß gemacht hätte. Der Abt bekente, mit großer Bestürzung, die Schaam über seiner Schwester Ausbrüche habe ihn bewogen, seine Geburt zu verheelen. Die Marquise stellte ihn wieder zu frieden, und entdeckte ihm ebenfalls ihrer Seits, daß sie die Schwester von dem Pfarrer zu Premür sey, von den er würde gehört haben. Sie fügte noch mit Seufzen darzu, daß sie seit langer Zeit, sich des

Fräuleins von Terville anzunehmen, und für sie Sorge zutragen, großes Verlangen gehabt hätte, allein ihre Mutter habe sie daran verhindert. Was für Ungemach würden wir vermieden haben, fuhr sie fort, wenn ich das Kind unter meiner Aufsicht gehabt hätte! Mein Sohn würde sie nicht gekant, oder sie mit Gleichgültigkeit anzusehen, gewohnt worden seyn. Denn ich muß es ihnen gestehen, daß er in sie stärcker als jemals verliebt ist. Nichts anders, als die Zeit und Abwesenheit können ihm dieses gefährliche, und liebenswürdige Weib aus den Herzen bringen. Helfen sie mir, mein lieber Abt, ihm solche aus den Augen zu schaffen. Bringen sie das Werck zu stande, bewegen sie dieselbe ein entferntes Guth zu kaufen, ich will, wenn es nöthig ist, die Gelder darzu herschiessen. Der Abt wollte sie sicher machen, indem er sagte, der Graf wüßte nicht, wo seine Nichte wär; und sie würde zu Premür weit verborgener, als zu Paris für ihn seyn, wo er ihr begegnen könte. Die Marquise benahm ihm den Irrthum, indem sie ihm die Begebenheit und die Entdeckung des Ritters von B*** erzählte. Meine Nichte, erwiederte der Abt, gedenckt an den Herrn von Marsevil nicht mehr, sie ist einzig und allein mit der Sorgfalt für ihren Gemahl, und dessen Gesundheit beschäftigt, der nicht im Stande ist, weggebracht zu werden. In diesen

betrüb-

betrübten Umständen wird der Graf keinen Besuch wagen. Ich wünsche es versezte die Marquise seufzend, es würde mich aber wundern, wenn er uns nicht alle beyde betriegt, da wir ihn schon so viel mal betrogen haben. Wachen sie, ihrer Seits, ich will es meiner Seits auch thun, und das übrige der Vorsehung überlassen.

Der Graf sahe den Abt von Ligny nicht anders, als mit Abscheu und Rache an. Er that ihm die bitterste Vorwürfe, daß er ihn betrogen hatte. Der Abt wolte sich mit seinen dabey gehabten guten Absichten entschuldigen, er konte aber niemals sein Vertrauen wieder gewinnen. Ohnvermerckt gab er Achtung auf des Grafens geringstes Thun und Laßen. Er merckte, daß er sich öfters in sein Cabinet verschloß, und einen ziemlichen Theil des Tages darinne zubrachte. Der Abt redete mit der Marquise davon, die, weil sie die Ursache einer so gezwungenen Einsamkeit nicht wußte, die Zeit so wohl ausspürete, da sich der Graf ins Cabinet verschloß, daß sie ohngeacht sein Bitten hinein drang. Hier fand sie das Bild ihres Bruders auf einem Stuhle gelehnt, und ihren Sohn gegen über an der Tafel, der es abzeichnete, aber in der Kleidung eines Frauenzimmers. Die über diese Thorheit erstaunte Marquise fragte nach der Ursache. Aus

des Grafens Bestürzung, und seiner zweydeutigen Antwort vermuthete sie, daß darunter ein Geheimniß verborgen sey. Sie sprach mit dem Abt davon, der muthmaßete, daß das Bild des Herrn von Lovel gar wohl einige Aehnlichkeit mit seiner Nichte haben könte, er durfte aber der Marquise seine Gedancken nicht eröfnen, doch wolte er von dieser sonderbaren Sache die möglichste Erläuterung haben, daher entschloß er sich, alle Mittel zu versuchen, nur daß der Graf seine Neugier nicht mercken möchte.

Des Grafens Zimmer war ihm sehr wohl bekant. Es gieng eine Neben-Thüre durch die Garderobe ins Cabinet, die der Graf inwendig verschloßen hatte. Der Abt, welcher meynte, er sey ausgegangen, versuchte verschiedene Schlüßel bis er einen fand, der das Cabinet öfnete.

Diese Unbescheidenheit kam ihm aber bald theuer zu stehen. Denn er fand ihn vor dem Bilde mit thränenden Augen und in dem zärtlichsten Zustande. Der Graf gerieth auf einmal, wie er den Abt sahe, in die heftigste Wuth. Kömst du, sagte er, mir noch den einzigen Trost zu rauben, den mir deine barbarische Bosheit noch gelaßen hat? Packe dich fort, oder du bist des Todes. Der Abt

hatte

hatte in der Schule nichts gelernt, wie man dergleichen unfreundlichen Zuspruch beantworten sollte, er hielt es fürs sicherste, sich über Hals und Kopf geschwind abzuführen, als sich des Grafens Rache blos zu stellen. Er gab der Marquise, mit wenig Worten von dem Vorfall Nachricht, setzte sich sogleich zu Pferde, entfernte sich in der größten Eilfertigkeit, und hielt sich nicht eher, als zu Premür sicher, wo er auch ganz außer Athem ankam.

Was der Abt von Ligny anfangs aus Pflicht und Schuldigkeit gethan hatte, das that er nunmehro aus Rache. Es waren dem Grafen in der Hitze Beschimpfungen entfahren, die er nicht verdauen konte. Er machte den Anfang damit, daß er seiner Nichte verschwieg, was zu Marsevil vorgegangen war, indem er ihr sagte, daß er von daher kám, fügte er noch bey, daß der Graf sehr vergnügt mit seiner Gemahlin lebte, er hofte also, daß wenn sie mit einem Sohne nieder kommen würde, sie alle Zärtlichkeit, die sie verdiente von ihm zu erwarten habe.

Obgleich die Frau von Valcy des freundlichen Betragens des Grafen mit seiner Gemahlin gewärtig war, so machte ihr doch ihres Onckels Rede

großen Unmuth. Es schien ihr, daß der Herr von Marsevil die Gefälligkeit, die er ihr schuldig sey, zu weit triebe. Er fängt sie an zu lieben, dachte sie, er wird mich bald vergessen. Bin ich aber nicht unbillig! Habe ich ihm nicht verboten, mich zu sehen? Hab ich nicht befohlen, sich meiner zu entschlagen? Bezeuge ich nicht gegen den Herrn von Valcy mehr Aufmerksamkeit, als er gegen seine Gemahlin? Gleichwohl habe ich für meinem Gemahl nur eine zärtliche Freundschaft. Ach! Mit dem Grafen ist es eben so. Er kan seiner Gemahlin Hochachtung, Sorgfalt — nicht versagen — Diese Betrachtung beruhigte ihr Gemüth, und bereitete es, den Streich, den ihr das Schicksal zudachte, mit desto größerer Standhaftigkeit auszuhalten.

Der Herr von Valcy, dessen Gesundheit, nach seinen erhaltenen Wunden beständig schwach war, nahete sich seinen lezten Stunden. Die geschicktesten Aerzte wurden berufen, dessen kostbare Tage zu retten. Ein Geschwür in der Brust gab keine Hofnung ihn zu erhalten. Der Abt von Ligny, der ihn sehr werth hielt, ward von seinem Zustande sehr gerührt, er verschloß sich öfters mit ihm, ihn zu trösten, und ihm bey so verzweifelten Umständen aufzurichten. Die Frau von

Baury

Baury verrichtete gleiche Dienste bey der Frau von Valcy. Das ganze Haus erwartete unter Thränen, in betrübten Stillschweigen, was man von dem Herrn von Valcy zu hoffen, oder zu befürchten haben würde.

Der Abt von Ligny nahm seine Nichte bey der Hand und führte sie in ihres Gemahls Zimmer. Sein Stillschweigen machte, daß sie glaubte, er wär sehr kranck, sie gieng mit Zittern und Zagen an sein Bette. Weil ihm seine Kranckheit bey guten Verstande ließ, redete er mit ihr so ruhig, daß sie große Hofnung faßte. Ich schmeichele mir nicht, sagte er zu ihr, meine liebste Freundin, daß ich den Zustand, der mir ohne Hülfe scheint, überwünden werde, ich würde gar zu glücklich seyn. Ein so großes Glück, als ich gehabt habe läßt sich in der Natur nicht geniessen. Zum wenigsten habe ich für sie alles gethan, was in meinen Vermögen gewesen ist. --- Sie werden mit meinem Schwager Streitigkeit haben, allein unser Oheim wird ihre Rechte zu vertheidigen bemüht seyn, er hat mirs versprochen. Lieben sie mich ---

Die Frau von Valcy hielt ihres Gemahls Hand, die sie mit Thränen benezte. Der Herr von Valcy, der die Abnahme seiner Kräfte spürete, bat sie, ihn

ihn zum lezten Male zu umarmen. Er drückte sie in seiner Schwachheit, sagte noch einige Worte und verschied in ihren Armen.

Man mußte sie von ihres Gemahls Leichnam reissen. Die Zeichen ihres Schmerzens waren so aufrichtig, daß sie alles vertilgeten, was ihre Empfindungen gegen dem Grafen von Marsevil ihrer Pflicht widriges hätten haben können. Sie verlangte, daß man ihm die größte Ehre anthun sollte, trug ihrem Onckel die Sorge dabey auf, und weil sie bey diesem traurigen Gepränge keine Zeugin abgeben wollte, begab sie sich auf vierzehen Tage ins Nonnenkloster zu B***, zwo Meilen von Premür. Man fand unter des Herrn von Valcy Briefschaften ein Testament, darinne er dem Fräulein von Terville sein gantzes Vermögen vermacht hatte. Ihre Vermählung hob dasselbe auf, mithin erhielt die Frau von Valcy von ihrem Gemahl fast eben so viel, als sie gehabt haben würde, wenn er vor ihrer Vermählung gestorben wär, und wie es der Herr von Valcy vorher sahe, hatte sie noch einen langweiligen Gerichtshandel mit dem Präsidenten von B*** auszuführen.

Der Ritter war der eifrigste, der bey dieser Witwe den Ehrenbesuch abstattete. Er verkündigte

den Tod des Herrn von Valcy auf dem Schloße zu Marsevil. Der Graf hüpfte darüber. Seine Mutter ward unwillig, und die junge Gräfin ganz untröstlich, ohne zuwissen warum. Dieser Tod, der ihr sehr gleichgültig hätte seyn sollen, brachte wieder neue Verwirrung in die Familie. Der Ritter begrif von allen den verschiedenen Bewegungen nichts, die er in den Gesichtern bemerckte. Fragen durfte er nicht, aus Besorgniß einer Unbescheidenheit. Die Marquise fragte, ob die Frau von Valcy bey diesem Todesfalle sehr betrübt sey. So verzweifelt versezte der Ritter, daß sie die ersten Wochen der Trauer im Kloster zu bringet. Ich bin schon vielmal da gewesen, sie läßt aber niemanden vor sich. Ich hoffe jedoch, daß dieses Wesen nicht lange dauren soll. Die Weiber trösten sich gar geschwind über den Verlust eines Mannes, wenn sie zu mal liebenswürdig sind. Dieser abgedroschene Einfall machte das Gespräch wieder lustig. Der Herr von Marsevil gab dem Ritter Beyfall, den Damen Gelegenheit zu verschaffen, ihre zärtliche Art, den Gemahl zu lieben, an den Tag zu legen.

Der Graf schrieb an die Frau von Valcy, er hielt sich über ihren erlittenen Verlust auf, schwieg aber von seiner Liebe, und Hofnung ganz stille.

Seine

Seine Ehrerbietung bewog ihn, bey diesen Umständen, alle Vorsichtigkeit zu gebrauchen, die sie ihm Danck wußte. Mit verständigen Personen verliert man nichts, sie betriegen sich nicht sowohl in Ansehung der Beweggründe, als in der Art des Verfahrens.

Die Frau von Valcy blieb drey Wochen im Kloster, und kam sodann nach Premür, wo ihre Gegenwart nöthig war. Die Frau von Vaury, so zu Paris gewesen war, kam zu gleicher Zeit an, ihr Gesellschaft zu leisten. Der Abt, der jezo ziemlich unentbehrlich war, fieng an, sich einige Gewalt heraus zu nehmen, die der Frau von Valcy nicht gefiel. Er gieng ihr so gar in ihren einsamen Spaziergängen nach. Wenn sie schrieb, wollte er wissen an wem, und unter dem Vorwand des Rechtshandels, der wegen der Erbschaft des Herrn von Valcy anhängig gemacht war, öfnete er alle Briefe und Paquete, die an sie einliefen. Des Grafen Briefe aber bekam er nicht in die Hände, weil er sie an die Frau von Vaury durch Einschlag schickte.

Der Ritter fieng seine Besuche, oder vielmehr seine Belästigung bey der Frau von Valcy wieder an, er machte es so grob, daß sie sich entschloß, von Premür weg, und wieder nach Paris zu gehen.

Sie sprach mit ihrer Freundin davon, die es dem Abt vortrug, der mit einem gebieterischen Tone, seine Meynung von sich gab. Die Frau von Balcy gieng öfters alleine aus, sie vertiefte sich in das dickeste Gehölze, sonderlich gefiel es ihr an der Stelle, wo sie ein so langes und angelegentliches Gespräch mit dem Grafen gehalten hatte, sie brachte manchen Morgen, in einer Träumerey daselbst zu, die sie ihr selbst ganz unähnlich machte. Ihre Freudigkeit war fort, doch ihre Schönheit rührender, wiewohl sie unmercklich von ihrem Glanz etwas abnahm. Des Ritters Unbescheidenheit, und der Zwang, in dem sie ihr Onckel hielt, vermehrten ihre Tiefsinnigkeit. Die Frau von Baury, so darüber unruhig ward, trieb den Abt an, daß er voraus gieng, eine Wohnung zu Paris einzurichten, und seine Nichte von dem Orte weg zu bringen, der ihr das Absterben eines geliebten Gemahls beständig zur Erinnerung brächte. Der Abt, welcher glaubte, sie sey zu Paris, gegen des Herrn von Marsevils Versuchungen, sicherer, willigte endlich ein, dahin zu gehen, und ihr eine zu ihren neuen Zustand gemächliche Wohnung auszumachen.

Sie gab dem Grafen von ihrem Entschluße Nachricht. Dieses Zeichen ihrer Aufmercksamkeit erfreuete ihn herzlich. Weil er sich auch das Vergnügen

nicht

nicht versagen konte, sie noch vor ihrer Abreise zusprechen, nahm er den Vorwand, den Ritter zu besuchen. Die Marquise wiedersezte sich der kleinen Reise nicht, die ganz natürlich schien. Indessen faßte sie doch einen Argwohn, daß er etwas anders, als nach B*** zu gehen im Sine hatte, weil es nur fünf Meilen war, und der Graf beym Abschied sagte, man sollte ihn auf den Abend nicht erwarten. Seine Gemahlin suchte ihn, von der Reise abzuhalten, wiewohl vergebens, seit einiger Zeit hatte er sie schon zu einer öftern und kurzen Abwesenheit gewöhnt.

Auf Einrathen der Herzogin, hatte sie ihrer ausschweifenden Eifersucht, Einhalt gethan. Sie hatte an ihrem Gemahl niemals ein heftiges Auffahren gemerckt, und da er gar bescheiden sich gegen sie bezeugte, konte sie sich nicht beklagen. Da sie sich für glückselig hielt, einen Gegenstand zu besitzen, den sie anbetete, ob sie gleich merckte, daß er so zärtlich nicht war, als er seyn sollte, so half ihre schlechte Erfahrung mit darzu, daß sie hintergangen ward, und ließ sie in großer Sicherheit. Wie unbewußt war ihr der unendliche Unterschied, den die Liebe unter einem herzlich verliebten Liebhaber, und einem gleichgültigen Gemahl setzet! Sie sahe den ihrigen mit Widerwillen abreisen. Es schien, als ob

ob ihr das Herz sagen wollte, daß er nach dem einzigen Gegenstand seiner Zärtlichkeit hinflöge.

An statt den Weg nach B*** zu nehmen, gieng die Reise nach Premür, diese sechs Meilen legte er in weniger als drey Stunden zurück, und kam eben an, da die Damen zur Tafel gehen wollten. Die Bestürtzung der Frau von Valcy läßt sich nicht ausdrücken. Dieser unerwartete Besuch machte sie sehr unruhig. Währender Zeit die Frau von Baury Anstalten in der Küche machte, unterhielt der Graf die junge Witwe mit den Kummer, den ihm ihr aufgelegter Zwang verursachte. Es war das erstemal daß er sich in aller Freyheit bey ihr befand, er merckte ihre Empfindung in ihren Augen. Welche süsse Augenblicke für ihn! Welcher Tag! Und wie kurtz! Ob gleich die Frau von Baury immer um sie herum war, so fand er doch Gelegenheit, seine Liebe auszudrücken. Die Frau von Valcy legte ihm Stillschweigen auf, jedoch mit einem so holdseeligen Tone, daß der Graf nur muthiger ward, ihr zu schwören, er bete sie an, und würde sie zu lieben nimmermehr aufhören. Er erzählte ihr, was bey dem Besuch des Ritters von B*** vorgegangen war, und wie man nunmehro entdeckt habe, daß sie das Fräulein von Terville, nicht aber das Fräulein von Baury sey. Diese Täuscherey gab Anlaß

zu

zu umständlichen Erzählungen, welche, anstatt den Grafen kaltsinnig gegen die Frau von Valcy zu machen, noch weit mehr an feuerten. Er machte sich nunmehro den höchsten Begrif von ihrer Tugend und von ihrem Character. Wie, dachte er bey sich selbst, kan man so vielen unglückseeligen Umständen widerstehen? Seine Betrachtungen flößten ihm zwar nicht mehr Liebe ein, aber sie machten dieselbe desto dauerhafter, indem sie seiner Eigenliebe schmeichelten. Man kan eine gezwungene Paßion gegen einen verächtlichen Gegenstand fassen, es geschiehet aber allezeit mit Beschimpfung der Vernunft. Die Wahl giebt den Character desjenigen zu erkennen, der sie trift.

Währender Zeit der Graf zu Premür die süssesten Augenblicke seines Lebens genoß, brachte der Ritter von B*** zu Marsevil alles in Kummer und Unruhe. Er reisete nach diesem Guthe, indem sich der Graf davon entfernte. Man fragte ihn, wo er ihn gelassen hätte. Er sagte, daß er ihn nicht mit Augen gesehen habe. Die Verwirrung der Marquise, die Bestürtzung der Gräfin liessen ihnen keine Ruhe. Sie schickten geschwind einige Bedienten zu Pferde fort, den Grafen zu folgen, und sich nach ihm zu erkundigen. Da er einen großen Vorsprung vor ihnen hatte, konten sie ihn nicht ein-

holen, noch etwas von ihm ausspüren. Der Ritter erbot sich nach Hause zurück zu kehren. Man faßte ihn beym Wort, und da er in seinem Jagdwagen müde und matt nach B*** zurück kam sagte man ihm, der Graf sey nicht zu sehen gewesen.

Er hatte ihn, wegen eines Liebeshandels im Verdacht, den er vor seiner Mutter und Gemahlin verheelen wollte. In diesen Gedancken vermeynte er ihm einen Dienst zuerweisen, schickte mit dem frühesten einen Boten an die Damen, und ließ ihnen melden, der Graf befinde sich sehr wohl. Weil er auch der Frau von Valcy die Aufwartung zu machen keine Zeit versäumen wollte, nahm er den Weg nach Premür. Auf dem Wege nach dem Schloße begegnete ihm der Graf, der eben daher kam. Er stutzte gewaltig. Was! Sagte er zu ihm, kennen sie die Frau von Valcy? Warum machen sie mir ein Geheimniß daraus? Und haben gesagt, sie wären bey mir? Das sollte auch wirklich geschehen, erwiederte der Graf, wenn sie mir nicht begegnet wären. Was die Frau von Valcy betrift, die kenne ich schon seit Jahr und Tag. Ich habe sie zu Panthemont, zu gleicher Zeit, mit dem Fräulein von Saint-Pere gesprochen, und ich würde sie vorgezogen haben, wenn meine Anverwanden hätten einwilligen wollen. Das glaube ich wohl,

wohl, versezte der Ritter, als ein Neuvermählter aber, steht es nicht wohl, die schönen jungen Witwen zu trösten. Wie es kömt, erwiederte der Graf lachend, es liegt nur an der Art, wie man angenommen wird.

Der Ritter vermeynte, in diesen wenigen Worten etwas verächtliches gegen ihn zu finden, und daß die Frau von Valcy mit ihrer Sprödigkeit gegen ihn, bey dem Grafen groß gethan haben möchte. Seine Eifersucht entbrannte, und er sagte im spöttischen Scherz zum Grafen, er wär noch zu jung, über gewiße Sachen mit ihm zu streiten. Der Graf würdigte ihn keiner Antwort, sondern sagte nur, mit einem Kopf nicken, sie würden einander schon zu gelegener Zeit sprechen, wenn es ihm beliebte, stieß sein Pferd mit dem Sporen, ohne seine Antwort zu erwarten,

Aus des Ritters Reden, merckte er, daß er in seiner Abwesenheit zu Marsevil gewesen seyn müßte, er bedachte, was er sagen wollte, befahl auch seinem Bedienten, er sollte sprechen, er wär zu B*** gewesen. Er hatte aber bey des Ritters gebrauchten Vorsichtigkeit keiner Lügen vonnöthen. Er ward von seiner Gemahlin, und der Marquise mit großen Freuden empfangen. So glücklich war

hingegen der Ritter zu Premür nicht. Er erzählte der Frau von Valcy, daß er dem Ritter begegnet wär, und nicht gemeynt sey, dem Grafen zum Vorwand des Besuchs zu dienen, den er bey ihr abstattete. Die Frau von Valcy glaubte, sie müßte dem Ritter allen Argwohn benehmen, und sagte ganz aufrichtig, daß der Graf aus ihrem Besuch kein Geheimniß machte. Er mochte das nun glauben oder nicht, so wollte er doch seinen Verdruß nicht mercken lassen. Da die Frau von Valcy wußte, wie unbescheiden er von ihrer Mutter gesprochen hatte, so begegnete sie ihm noch mit gröserer Kaltsinnigkeit als vorher. Weil er diese große Sprödigkeit dem Besuch des Grafens zu schriebe, entschloß er sich, von ihm weitere Erklärung zu fordern. Zu seinem größten Verdruß meldete ihm die Frau von Valcy, daß sie von Premür weg, und nach Paris, ihrer Geschäfte wegen, gehen würde. Dieser Umstand benahm den Ritter vollends alle Hofnung, und stärckte ihn in dem Vorsatze, seine Rache wider den Herrn von Marsevil auszuführen. Voller Erbitterung fieng er seine Rache an, mit Erinnerung aller Streiche der Frau von Terville. Dieses war für ihre Tochter das grausamste Verfahren. Er kam nach dem Schloße zu Marsevil, und stieß die lästerlichsten Reden wider die Frau von Terville aus, daß auch der Graf zu ihm sagte,

er könte nicht begreifen, warum er auf eine verstorbene Person mit Heftigkeit schimpfte, die eine Tochter hinterlassen hätte, gegen die man die größte Hochachtung haben müßte. Ich weiß wohl erwiederte der Ritter höhnisch, daß sie sich der Tochter sehr annehmen, das will aber gegen die Mutter nichts beweisen. Die Damen, welche von dem, was zwischen dem Ritter und dem Herrn von Marseil vorgegangen war nichts wußten, hielten des Ritters Reden für Scherz, allein der Graf war gar nicht gemeynt, die Worte, deren giftigen Stich er gar wohl empfand, so leicht hingehen zulassen. Er gab dem Ritter ein Zeichen, das er nur allein verstand. Betrübte Folgen übeler Verbindungen! Sie führen in die widerwärtigsten Umstände. Die Mutter der Frau von Valcy hatte ihr schon den empfindlichsten Verdruß gemacht, sie war auch noch die Ursache ihrer unglücklichsten Zufälle. Wenn man sich des Lebens des Fräuleins von Terville zurück erinnern will, so siehet man, daß die Laster ihrer Mutter einen gewaltigen Einfluß in ihr Schicksal gehabt haben.

Nach der Tafel kam ein Spaziergang im Vorschlag. Die ganze Gesellschaft, die zahlreich war, begab sich in den Garten. Der Graf machte sich, unvermerckt an den Ritter, und fragte ihn wegen

seiner Unbescheidenheit. Ich verstehe nicht, antwortete der Ritter, was sie haben wollen. Ich finde gar keine Ursache, ein Weib zu verschonen, das in der ganzen Provinz Rufs genug gemacht hat, daß man von ihren Abentheuern nicht mit aller Freyheit reden sollte. Es weiß ja jedermann, -- und ohne Zweifel müssen sie es auch wissen, -- daß ihre Tochter im fünften Monat nach dem Beylager, geboren worden ist, und daß Terville, aus Zorn darüber seine Frau sogleich verlassen hat, und sie seit der Zeit weder wissen noch sehen will. Ich bekenne ihnen aufrichtig, daß michs herzlich wundert, wie diese junge Person, eine Heurath hat thun können, nachdem der Streit so viel Redens gemacht, und man den Argwohn gefaßt hat, daß der Pfarrer zu Premür Vater von ihr sey. Ich weiß wohl, daß sie reitzend schön ist, wenn ich aber meinen freyen Willen hätte, so würde ich mich doch nimmermehr, durch eine ernstliche Verbindung, mit ihr einlassen.

Der Graf hörte ihm mit einer Bewegung zu, die man leicht mercken konte. Er mußte bey sich selbst gestehen, daß der Ritter nicht Unrecht hatte, seine Wahl war ihm aber nicht schimpflich, als nur in Ansehen der Mutter. Er durfte freylich die übele Aufführung einer Frau nicht gut heissen, die so nahe

mit

mit einer Person verwandt war, welche er am höchsten verehrte, doch wollte er es nicht leiden, daß man übel von ihr sprechen sollte. Wie konte aber dem bösen in der ganzen Provinz laufenden Gerüchte gesteurt werden, und das die Frau von Valcy, bey ihrem Aufenthalt zu Premür, wieder erweckt hatte? Der Graf ergrif die Partey eines verliebten, aber auch herzhaften Liebhabers. Er sagte zum Ritter, er bitte ihn, daß er für ihm, und die Frau von Valcy Betrachtung haben, und die Ehre ihrer Mutter schonen sollte, wenn er nichts vortheilhaftes von ihr zu sagen wüßte, so möchte er wenigstens meistentheils vergessene Dinge nicht wieder aufwärmen. Der Ritter antwortete, weil er es so meynte, so würde er sich ins künftige nach seinem Willen richten, er verlange aber von ihm die Gefälligkeit, daß er nicht wieder nach Premür gehen möchte. Der Graf fand diese Forderung so lächerlich, daß er sich nicht enthalten konte, überlaut zu lachen. Ich weiß nicht, erwiederte der Ritter ganz ernsthaft, was sie für eine so unzeitige Lust ansicht. Ihre Forderung versezte der Graf. Ich werde so oft zur Frau von Valcy gehen, als sie mir es erlauben wird. Da sie Herr sind, sich bey ihr einzustellen, so habe ich auch nichts dagegen.

Es kan seyn, daß der Graf dieses mit einem spöttischen Tone aussprach, oder der Ritter einen

hoch-

hochmüthigen Vorzug darinne zu finden glaubte. Der Ort ist alhier nicht bequem genug, ihnen zu antworten, versezte er, morgen aber lassen sie sich bey dem Wald nach der Seite von B*** finden, wo wir weiter miteinander sprechen wollen. Gantz gerne, mein Herr, erwiederte der Graf, mit grosser Kaltsinnigkeit, und sie werden mich an dem Orte frühmorgens um zehn Uhr finden. Sie giengen wieder zur Gesellschaft. Der Ritter kehrte nach B*** zurück, sich fertig zu machen.

Der Graf verschloß sich in sein Cabinet, es kam ihm, was der Ritter gesagt hatte, wieder in die Gedancken. Er fragte sich selbst über seine gegen die Frau von Valcy hegenden Absichten. Hätte ich mich mit ihr vermählt, was hätte ich angefangen? Welcher Schimpf für mich, und meine Kinder! Als Tochter der Frau von Vaury, hätte man mir nichts vorzuwerfen, als daß ich Tugend und Schönheit vorgezogen hätte. Als Tochter aber der Frau von Terville ist sie ein berüchtigtes Frauenzimmer, deren Ungewißheit der Geburt nichts auslöschen kan. Sie hat ihre Demüthigung, wie es scheint, selbst empfunden, weil sie ihren Nahmen verändert hat. Er erinnerte sich aller Lebens Umstände der Frau von Valcy, die ihm bekant waren. Er fand aber lauter Ursachen sie hoch zu achten.

Zugleich

Zugleich fielen ihm tausend andere ein, die ihm untersagten, sich mit ihr zu verbinden, wenn er einmal freye Hand haben sollte. Als er hierauf das Bild, so er gezeichnet hatte, betrachtete, so reuete seinem Herzen wieder, daß er ihr die Unordnung ihrer Mutter zur Schuld gelegt hatte. Sobald überließ er sich seiner Liebe völlig, und mit der lebhaftesten Freudigkeit wieder. Sobald er aber auch wieder an des Ritters Reden, und an die Erzählung seiner Mutter, von der Mortthat des Pfarrers zu Premür, dachte, erzitterte er für Schrecken, und ward ein Opfer der Vorurtheile, auch völlig bereit, derjenigen abzusagen, die er mehr, als sich selbst liebte, und für die er sein Leben auf zu opfern im Begrif war. Weil er sich den andern Tag zu schlagen nicht zweifelte, brachte er einen Theil der Nacht zu, seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, und der Frau von Valcy Zeichen seiner Zärtlichkeit zu geben, indem er ihr alles Vermögen, das man ihr nicht streitig machen konte, vermachte. Hierauf versiegelte er diese seine lezte Willensverordnung, und schloß sie ein, gieng nach seiner Gemahlin Gemach, und legte sich zu ihr, in den Gedancken, von ihr vielleicht auf ewig Abschied zu nehmen. Der Zustand darinne er sie verließ, rührete ihn herzlich. Sie sollte eben mit einem Kinde niederkommen, das, seiner Kaltsinnigkeit gegen die Mutter ohneracht,

ihm

ihm doch lieb seyn mußte. Die Frau von Marseil erwachte, und da sie ihren Gemahl in einer niemals von ihm wahrgenommenen Zärtlichkeit fand, nahm sie solche als eine gegen sie hegende Empfindlichkeit an, welche doch von einer sie nicht angehenden Ursache herkam. Dieser Irrthum machte sie jedennoch glücklich. Wie wenig aber sahe sie voraus, daß sie sich gar bald von einem Gemahl, den sie anbetete, scheiden sollte.

Sie schlummerte sehr ruhig, als er in der Stille, aufstand, und sich geschwind ankleidete. Er nahm einen sichern Bedienten mit sich, und begab sich an den bestimmten Ort. Der Ritter fand sich fast zu gleicher Zeit ein, da sie abgestiegen waren sprachen sie sehr hitzig miteinander, da des Grafen Bedienter, der genau Achtung gab, sahe, daß sie die Degen zogen, lief er in größter Bestürzung auf sie zu. Es war aber zu spät, sie von einander zu bringen. Der Graf war an der Schulter verwundet, und der Ritter erhielt einen Stoß, der ihn tod zur Erde streckte.

Der Graf trat zu ihm, konte aber nur ein Wort von ihm vernehmen, das auch des Ritters leztes war. Sein an einer Ecke davon haltender Bedienter ward herbey gerufen, und mit Hülfe des Gra-

fens

sens Bedienten legte man ihn übers Pferd, und brachte ihn nach B***: Er war ein jüngerer Bruder von einem sehr guten Hause in Picardie. Sein Tod sezte seine Angehörigen in großen Kummer. Man fragte den Bedienten aus, der alles sagte, was er wußte. Das Duell-Edict war erneuert, man hielt Rath, wie man die Sache anfangen sollte, vom Grafen von Marsevil Rache zu fordern, der auf seine Sicherheit bedacht war, und da er nicht nach Hause durfte, nahm er seinen Weg nach Premür, um die Frau von Valcy noch einmal zu sprechen, und sich, wenn es seyn müßte, zu entfernen, indem er über Calais nach England gehen wollte, davon er nicht weit war.

Wie erschrack die Frau von Valcy beym Anblick des Grafens! Er hatte noch nicht Zeit gehabt, sich verbinden zu lassen, das Blut floß über die Kleider. Sie that einen Schrey, wie sie ihn in dem Zustand sahe, und fiel in Ohnmacht. Sie versicherte nachher, es sey ihr nicht anders in den Sinn gekommen, als daß der Graf ihren Onckel begegnet wär, den er getödet hätte. Als sie sich wieder erholt hatte, sahe sie nur ein Kammermägdgen um sich, die ihr meldete, daß der Graf vom Pferde gefallen sey, und hätte sich verwundet, er ließ sich in einem Zimmer verbinden, wo die Frau von Baury bey ihm wär.

Diese würdige Freundin lief von einem zum andern, und meldete der Frau von Valcy, daß der Herr von Marsevil nur leicht an der Schulter verwundet sey.

Die Frau von Vaury, die den Grafen gesehen hatte, wie er verbunden worden war, sahe, daß er einen Stich vom Degen erhalten hatte. Der Wundarzt selbst versicherte es, diese Muthmassungen machten Unruhe. Endlich kam der Graf und meldete den Damen seine Begebenheit mit dem Ritter von B***. Die Frau von Valcy zerfloß fast in Thränen. Was! sagte sie, bin ich wieder eine Ursache des Unglücks! Hat der Ritter von B*** nur deswegen sich gegen mich so sorgfältig bezeuget, seinen Tod zu finden? Ach! Fliehen sie mich, liebster Graf, die Vereinigung mit mir ist allen denen unglücklich, die mich geliebt haben. Fürchten sie sich nur, daß sie einmal eben das Unglück haben möchten. Warum haben sie mich nicht in dem Zustande gelassen, darinne ich im Kloster war? Ohne ihre Liebe, die so viel Verwirrung angerichtet hat, hätte mich mein Onckel niemals nach Spanien geführt, die Herzogin von Saint-Pere hätte mir ihre Gnade beybehalten. Kurtz, mein Hertz würde von allen dem Unglück, das ich gelitten habe, nichts wissen.

Das war für den Grafen ein allzuschmeichelhaftes Bekentniß, daß er davon nicht hätte sollen gerührt seyn. Er gab ihr zu erkennen, daß, wenn sie ihm zu Liebe, etwas gelitten hätte, er solches durch seine Beständigkeit und Eifer vergolten habe. Er schickte seinen Bedienten nach Marsevil mit Schreiben, darinne er seiner Frau Mutter die unglückliche Begebenheit umständlich meldete. Nach dieser genommenen Vorsichtigkeit blieb er bis den andern Tag zu Premür in aller Sicherheit, wo er von der Frau von Valcy tausend unschuldige Zeichen der Zärtlichkeit erhielt. Die Frau von Baury gab ihnen zu erkennen, daß es dem Wohlstand zuwider sey, zu Premür beysammen zu bleiben, insonderheit, wenn die Sache ruchbar werden sollte. Sie bewog den Grafen, bis zu fernerer Nachricht, zu Premür zu bleiben, und die Frau von Valcy nach Paris zu gehen, wo sie ihr Onckel erwartete. Sie verließ ihn mit der von einer großen Zärtlichkeit unzertrennlichen Bekümmerniß, die sie zu verbergen suchte, so aber doch aller Vorsichtigkeit ohneracht hervor blickte.

Des Grafen Kammerdiener kam mit schlimmen Nachrichten zurück. Des Ritters Anverwandten hatten von Rache gereizt, einen Befehl zur gefänglichen Haft ausgewürckt. Die Frau von Marsevil, welche besorgte, ihre Schwiegertochter möchte alle

Umstände erfahren, verbot allen die etwas um die Sache wußten, davon zu reden. Sie sagte, ihr Gemahl hätte schleunigen Befehl erhalten, sie wüßte nicht warum, nach Hofe zu kommen, sie würde aber bald Nachricht haben. Sie fertigte den Kammerdiener in Geheim ab, was er seinem Herrn sagen sollte, und gab ihm einen Brief mit. Die Marquise schrieb ihrem Sohn, sich verdeckt zu halten, an seine Gemahlin zu schreiben, ihr aber insonderheit seinen Aufenthalt nicht wissen zu lassen.

Die Frau von Valcy überließ dem Grafen völlige Gewalt in Geheim so lange zu Premür zu leben, als es ihm beliebte. Die Damen reisten von Marsevil nach Paris zurück, wo der jungen Gräfin den Zufall ihres Gemahls zu verheelen, unmöglich war. Man meldete ihr er sey in Sicherheit, und seine Briefe an sie, gaben ihr völlige Versicherung davon. Die Herzogin von Saint-Pere, die wohl wüßte, daß er bey der Frau von Valcy war, trug große Sorge, es vor ihrer Tochter zu verbergen, die lieber seinen Todt vernommen haben würde, als daß sie ihn bey ihrer Mitbuhlerin hätte wissen sollen. Sie wollte durchaus zu ihm reisen, man gab ihr aber zu verstehen, wie gefährlich dieses sey, indem man gar leicht den Ort, wo der Graf verborgen sey, entdecken würde.

Währender Zeit, da diese Familie die größte Bewegung machte, diesen unglücklichen Handel zu unterdrücken, lebte der Graf von Marsevil zu Premür in aller Sicherheit. Seine Liebe zur Frau von Valcy ließ ihm auf nichts anders dencken. Er lief alle Stellen und Derter durch, wo er mit ihr gesprochen hatte, küßte das Hausgeräthe, so zu seinem Gebrauch war, erinnerte sich der Zeichen, so sie von ihrer Zärtlichkeit gegen ihn hatte blicken lassen, mit herzlichen Vergnügen, endlich vergaß er die ganze Welt, und sich selbst, um nur an sie zu gedencken.

Die Frau von Valcy, gab ihrer Seits, bey ihrer Ankunft zu Paris, ihrem Onckel von des Grafen Begebenheit, und seinem Aufenthalt Nachricht. Er lobte sie sehr, daß sie von Premür so geschwind weggegangen, und hierher gekommen wär. Er machte der Frau von Marsevil seine Aufwartung, und wollte ihr zugleich seine Großmuth bey dem Geheimnisse zeigen, daß er ihrem Sohne bey seiner Nichte eine Freystatt vergönnete, da er ihn doch so hochmüthig begegnet, und er entschuldigt wär, wenn er es verhindert hätte, weil er an dem Orte einige Gewalt habe. Diese zärtliche Mutter meynte, sie wär dem Abt sehr verbunden, daß er seine Schuldigkeit erwieß, und versprach ihre große Erkentlichkeit dagegen.

Die Frau von Valcy fand in Paris sehr viel zu thun. Sie mußte ihre Rechte gegen den Präsident von B*** behaupten, der sie, wenn es möglich gewesen wär, der Erbschaft ihres Gemahls zu berauben suchte. Dieser Rechtshandel verzog sich in die Länge, und ließ sie in mäßigen Glücksumständen leben. Sie nahm mit der Frau von Baury eine Wohnung, in einem nicht allzu volckreichen Viertel, und durch ihrer Freundin Geschicklichkeit bewog sie den Abt von Ligny in etwas entfernt, von ihr zu bleiben. Er ward der Frau von Valcy überlästig, die nicht gerne, wegen ihres gegen ihn hegenden Unwillens befragt seyn wollte. Ihre Trauer, ihre Neigung gegen den Grafen von Marsevil, alles machte ihr die Welt überdrüßig, und daß sie die Einsamkeit suchte.

Seit sechs Monaten hatte der Herr von Tarol sich sehr genau nach der Frau von Baury Wohnung erkundigt. Er war zu Panthemont gewesen, wo man ihm gemeldet hatte, das Fräulein von Baury wär nach Spanien gereist, und vermählt worden. Von ihrer Zurückkunft und von ihrem Witwenstande wußte er gar nichts, er suchte sich, über ihren Verlust, nur in der Gesellschaft ihrer Mutter zu trösten, von der er so viel Zeichen ihrer Freundschaft erhalten hatte. Wiewohl alles sein Nachfor-

schen

schen war vergebens, daß er also nach Auvergne wieder zurück gieng, daher er erst in sechs Monaten, seine Dienste zu thun, wieder kam. Ein Ohngefehr führte ihn in den Garten von Luxenburg, wo er die Frau von Baury mit ihrer Freundin antraf. Die Trauerkleidung der schönen Witwe gab ihm ihren Zustand zu erkennen. Nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen meldete ihnen der Herr von Tarol, wie viel vergebene Gänge er gethan hätte, ihre Wohnung aus zu forschen. Er war nicht mehr der in Gedancken vertiefte, und furchtsame Herr, der seine Empfindung verheelen darf, er zeigte sich, als einen Liebhaber, dessen Ansprüche die Witwe des Herrn von Valcy wohl gut heissen konte. In wenig Tagen darnach ließ er seine Absichten gegen die junge Witwe mercken, und vertrauete sie der Frau von Baury, die ihm sehr geneigt war, bekante ihm aber auch die großen Hinderniße, so dabey zu überwinden waren, wegen der Frau von Valcy großen Widerstand, zu einer neuen Verbindung. Diesem fügte sie noch bey, daß sie von ihrem Oheim zu der Vermählung des Herrn von Valcy fast gezwungen worden sey. Der Herr von Tarol bate sie herzlich, ihm in seinen Absichten förderlich zu seyn, und überließ ihr die Sorge für sein Glück.

Sie sahe der Frau von Valcy Neigung mit Widerwillen an, weil sie aber ihre Tugend und ihre Vernunft wohl kante, hofte sie, das die Zeit, und vielleicht eine neue Versorgung einen Herrn aus ihrem Herze vertreiben würde, der sie doch nicht glücklich machen könte. In dieser Betrachtung sprach sie mit ihr von des Herrn von Tarol Absichten, rühmte ihr seine Verdienste, Beständigkeit und Gefälligkeit. Sein Zustand, fügte sie noch darzu, wird sie aus aller Verachtung setzen, welche ihnen die Damen von Marsevil sehen lassen. Sie entgehen der Gewalt ihres Onckels, der ihnen sehr beschwerlich werden will. Er fordert, und hat so viel Dinge von ihnen verlangt, daß sie, ohne ihn zu hassen, doch wohl, seiner los zu werden wünschen.

Die Frau von Baury glaubte, sie würde bey der Frau von Valcy keinen Widerstand, als in der Neigung gegen den Grafen von Marsevil finden. Was hoffen sie wohl, sagte sie zu ihr? Der Graf ist vermählt, er hat eine junge und nicht unangenehme Gemahlin, die gewiß eben so lange, als sie zu leben, alle Anzeigen giebt. Wollen sie für einen Herrn, der ihr Gemahl nicht werden kan, wahre Vortheile, die sie vielleicht nimmermehr wieder finden werden, ausschlagen? Der Herr von Tarol ist wohl gestalt. Sein Alter ist freylich wohl dem ih-

rigen nicht gleich, was verschlägt es aber einer tugendhaften Frau, wenn gleich ihr Gemahl viel älter ist? Der Gemahl einer vernünftigen Frau wird gar leicht von aller Eifersucht befreyt: Ein eifersüchtiger Gemahl aber macht allezeit ein grosses Vorurtheil wieder seiner Frauen Aufführung, oder ihren Neigungen.

Die Frau von Valcy gestand alles zu, was ihre Freundin sagte, blieb aber beständig bey der Versicherung, daß sie sich nicht wieder vermählen würde. Weil sie die Frau von Vaury nicht bereden konte, gab sie dem Herrn von Tarol den Rath, daß er sich ihr, auf alle Art gefällig machen sollte. Er glaubte gantz gewiß, daß sie ihre Mutter wär, am meisten stärckte ihn, die Gewohnheit des Abts von Ligny in dieser Meynung, der die Frau von Vaury seine Schwester nennete, und seinen wahren Nahmen mit größter Sorgfalt verheelte.

Die Gräfin von Marsevil kam mit einem Sohne glücklich nieder, dessen Geburt die ganze Familie in große Freude sezte. Der Graf war über diese Begebenheit sehr empfindlich, und hielt sich zu Premür, sorgfältig verborgen. Der Streit mit dem Ritter war ein würcklicher Zweykampf, und ließ sich schwerlich in der Stille abthun, nachdem die

Verwandten des Entleibten die Sache sehr ruchbar gemacht hatten. Indessen erhielt er doch, nach einem halben Jahre, mit großer Sorge, und vielen Unkosten die Freyheit wieder bey Hofe zu erscheinen, und nach Hause zu kommen. Hier ward er von seiner Gemahlin mit der lebhaftesten Freude empfangen. Nachdem die ersten Tage in Lust und Vergnügen vergangen waren, fragte man um alle Umstände seines Zwistes mit dem Ritter. Er antwortete, daß, weil er übel von Leuten, deren er sich annähme, geredt hätte, habe er ihn still zu schweigen gebeten, wie er aber keine Genüge erhalten, hätten sie sich geschlagen.

Die Gräfin wußte nicht, daß er zu Premür gewesen war, man hatte auch vergessen, ihn deswegen zu warnen, und da er selbst damit heraus fuhr ward sie heftig erbittert. Was! fragte sie ihn, sie sind ein halbes Jahr bey der Frau gewesen? Wie unglücklich bin ich! Wie schmeichelhaft würde diese Frage für einen jeden uneingenommenen Liebhaber gewesen seyn, so aber ward sie eine Quelle der Erbitterung unter diesen Eheleuten. Nein Madame, versetzte der Graf, im stoltzen Tone, die Frau von Valcy ist sogleich den Tag nach meiner Ankunft von Premür weg gegangen, und hat mir ihr Haus zu meinem völligen Gebrauch mit allen überlassen. Ihre

Zärt-

Zärtlichkeit gestattete nicht, länger bey dem Gemahl einer andern zu leben. Lernen sie sie kennen, und verehren.

Die Mutter und die Tochter erschracken dergestalt über den Ton der Stimme des Grafen, daß sie einander eine Weile ansahen. Die Frau von Marsevil merckte wohl, daß ihr Sohn mehr, als jemals eingenommen, und es, nicht Zeit sey, ihm in seiner Paßion sehr zu wider sprechen. Die junge Gräfin sahe ebenfalls an ihrem Gemahl nunmehro einen gebietenden Herrn, und der eine andere liebte. Sie empfand die völlige Schwere seiner Fesseln. Jedoch faßte sie den Entschluß, den man nicht leicht von einer allezeit ehrerbietigen und zärtlichen Gemahlin hätte erwarten sollen, und sprach mit einer nachdrücklichen Heftigkeit, welche die Frau von Marsevil in ziemliche Unruhe setzte. Ich weiß wohl, sagte sie zu ihrem Gemahl, was ich von einer Person dencken soll, die in meinem Lohne gewesen ist, und ihnen den Kopf verrückt. Der Graf konte sich nicht länger halten. Das Wort soll ihnen gewiß theuerer zu stehen kommen, als sie dencken, erwiederte er. Man hat ihnen einen schlechten Rath gegeben, wenn sie sich nach anderer Meynung aufführen. Die Frau von Marsevil wollte ihre Schwiegertochter entschuldigen, es war aber vergebens.

Der

Der Graf entschlug sich an diesem Tag noch ihres Bettes, und gieng mit dem frühesten am andern Tag nach Hofe ab, wo er um eine Stelle sehr lebhaft ansuchte, daß er nach Flandern, unter des Marschals von Villars Kriegsherr zu gehen, ernennt ward.

Er kam den Tag vor seiner Abreise wieder nach Paris, und meldete seiner Frau Mutter seinen Entschluß. Seine Gemahlin, welche Zeit zum Nachdencken hatte, und ihre herausgestossene Reden überlegte, schrieb viele Briefe, darinne sie ihre Reue bezeugte, sie that alles, was ihr die Zärtlichkeit eingab, ihn an seiner Abreise zu verhindern. Bitten, Flehen, Thränen, alles ward angewandt, ihn von seiner Entschliesung abzubringen. Weil er es aber für seine Pflicht hielt, seinen Absichten zu folgen, und sie ohne sonderliche Empfindung verlassen konte, so brachte er die Nacht bey ihr zu, ihren großen Unmuth, durch einige Zeichen der Freundlichkeit zu mindern. Es würde sich nicht schicken, sagte er zu ihr, daß ich hier bliebe, da ich selbst um Dienste angesucht habe, ich werde aber sogleich, nach vollbrachten Feldzuge wieder kommen. Ich werde öfters von ihnen, und sie von mir Nachricht erhalten, daß ihnen meine Abwesenheit erträglich machen wird. Der Graf nahm die Zeit in acht, als

sie

sie schlief, gieng von ihr weg, und reisete mit dem frühesten ab. Weil er aber von der Frau von Valcy nicht ohne Abschied gehen wollte, begab er sich zu ihr. Dieses Gespräch war herzlich betrübt, und ob er gleich durch seinen Entschluß, bey dem Kriegsherr in Flandern Dienste zu thun, ihr ein Zeichen der Liebe gab, so konte er doch, ohne äusserste Bekränckung nicht von ihr scheiden. Sie hatte sich selbst verurtheilt, ihn nicht mehr zu sehen, gleich wohl bewohnte sie die Oerter mit Vergnügen, wo sie ihn antreffen konte. Da sie ohne Zittern nicht an die Gefahr gedachte, deren er sich ausstellte, riß sie ihre Neigung hin, die bittersten Thränen zu vergiessen: Sehr kostbare Thränen für einen Liebhaber, der ihren ganzen Werth zu schätzen wußte! Das Gespräch ward lange. Die Frau von Valcy vergaß einige Augenblicke, daß der Herr von Marsevil der Gemahl einer andern war, damit sie nur auf diese grausame Scheidung dencken konte. Er riß sich von ihr mit dem schmeichelhaftesten Begriff durchdrungen, daß er von der verehrungswürdigsten Frau geliebet, und ihm ihre Sprödigkeit durch die hohe Meynung, so er von ihr hegte, vergolten würde.

Ob sie ihn unmöglich mit den von der Liebe unzertrennlichen Zittern und Zagen von sich ließ, so war es ihr doch nicht unangenehm, daß er sich von

seiner

seiner Gemahlin entfernte. Der Begrif der Theilung ist für zärtliche und tugendhafte Gemüther eine Strafe, die Vernunft selbst empöret sich dargegen. Wie sollte man sich einbilden, daß ein Mann, den man mit Zärtlichkeit überhäuft hat, noch in den Armen einer andern die übrigen Empfindungen ausschütten sollte, die nur durch seinen Gegenstand ermuntert werden müssen? Nur die Einbildung muß es empfinden lassen, wie ekelhaft dieser Gedancke seyn muß.

So große Vorsicht auch der Graf gebraucht hatte, gegen seine Mutter und Gemahlin die Ursache des Streits mit dem Ritter zu verheelen, so hatte doch dieser vor dem Zweykampf die Bescheidenheit, davon zu reden, nicht beobachtet. Seine Verwandten hatten es öffentlich ausgebracht, daß eine Mitbuhlerey die Ursache davon wär. Ob nun gleich solcher Ruf nicht bewiesen ist, so ist er doch allezeit für den guten Nahmen einer Frau unglücklich, insonderheit in dem Falle, darinne sich die Frau von Valery befand, welche zwo mächtige Häuser wider sich hatte, die sie ihrer Widerwärtigkeiten beschuldigten, und die ihr großen Verdruß machten. Insonderheit hätte die Herzogin, die aus christlicher Liebe alle Dinge schlimmer machte, den Argwohn gegen die Frau von Valery, einer Gemeinschaft mit

ihrem

ihrem Eydam. Die vormals verbuhlten Weiber glauben gerne, daß andere ihnen ganz ähnlich sind. Nur eine von diesen Damen würde der Frau von Valcy Verdruß genug gemacht haben, man urtheile also, was sie alle dreye thun müßten, die sich zu ihrer Verfolgung vereinigten; man kan auch wohl sagen, daß ihre ersten Unglücksfälle lauter Vorbereitungen der folgenden gewesen sind. Ihr Herz war aniezo frey, und man tröstet sich gar leicht über Unfälle von denen es nicht gerührt wird.

Der Graf hatte sich zum Marschal von Villars nach Flandern begeben, wo er sich mit großer Ehre hervor that. Zur Vergeltung seiner Abwesenheit von der Frau von Valcy, schrieb er öfters an sie, welches sie ihm erlaubt hatte, auch ihm jezuweilen antwortete. Ihre strenge Tugend untersagte ihr zwar diese Zufriedenheit, kan man aber allezeit sein eigner Tyrann seyn? Es ist der Natur nicht gemäß, seiner Neigung beständig zu wiederstehen, insonderheit im solchen Falle, indem sich die Frau von Valcy befand. War sie an des Grafen von Marsevil Unfall schuld, so war sie es gewiß, auf eine unschuldige Weise, wiewohl, kurz zu sagen, ohne sie würde er doch alle Vortheile seines Zustandes genossen haben. So suchet auch die Liebe allezeit einen Vorwand. Indessen ist doch das beste Mit-

tel

tel sich von einer Paßion zu heilen, wenn man sich aller Gemeinschaft mit einem gefährlichen Gegenstande entziehet. Es mag nun seyn, daß die Frau von Valcy dieses nicht überlegte, oder ihre Bemühungen, von dieser Liebe abzustehen, vergeblich waren, genug, sie hielt sich stärcker an den Grafen, nachdem er sich von seiner Gemahlin zu entfernen entschlossen hatte.

Die Herzogin, welche überzeugt war, daß der Graf aus keiner andern Ursache, den Entschluß zu Felde zu gehen gefaßt hatte, als nur der Frau von Valcy treu zu bleiben, bemühete sich, einige Zeugnisse seines Briefwechsels mit dieser schönen Witwe aufzutreiben. Sie fand kein besser Mittel, als daß sie einige Briefe auffangen ließ, sie sprach hievon mit der Marquise von Marsevil, diese sagte es dem Abt von Ligny. Wieder, allezeit sich gefällig zu machen, sehr aufmercksam war, so unterzog er sich diesem Auftrage sehr willig, und vollstreckte ihn zu der Frau von Valcy größter Bekränckung. Man weiß nicht, wie er das Werck angriff, doch ertapte er einen Brief vom Grafen, den er der Herzogin von Saint-Pere einlieferte. Dieser Brief trieb ihre Rache aufs höchste. Sie glaubte, als ob sie darinne sähe, daß der Herr von Marsevil den Tod ihrer Tochter wünschte, die ihm so grau-

sam

sam scheinende Bande zu zerrissen. Sie verwahrte ihn sehr genau, und faßte Anschläge, ihrem Schwiegersohne alle Hofnung zum Besitz des Gegenstandes seiner Zärtlichkeit zu entreissen, und mit Entsagung ihres, nicht eben zur Heftigkeit geneigten Characters, sanne sie auf viele Mittel, ihre Tochter gegen die Kaltsinnigkeit ihres Gemahls zu rächen. Da sie sich an das minder grausame hielt, schickte sie zu den Franciskaner, der ihr die Frau von Valcy zugeführt hatte, gab ihm Nachricht von ihrer neuen Entdeckung, und klagte ihm, was dieses schöne Weib für Lerm in ihrer Familie machte. Der Ordensmann erschrack über ihre Reden, und versicherte hoch und theuer, daß man die Tugend der Frau von Valcy mit einem sehr ungerechten Verdacht belegte, er kenne sie viel zu wohl, daß sie in allen Vorfällen die Probe aushalten würde.

Sie hat sie betrogen, mein Vater, sagte die Herzogin, wie sie mich betrogen hat, und ist die gefährlichste Person. Indessen suchen sie ihr nur zu verstehen zu geben, daß keine Sicherheit für sie seyn würde, wenn sie in der Verbindung mit meinem Eydam bliebe, die ihrem Vortheil sowohl, als der Wohlanständigkeit entgegen wäre. Madame, Madame, erwiederte der Mönch, sie übereilen sich, und ich glaube nimmermehr, daß die Sachen

so weit getrieben seyn sollten. --- Werden sie glauben, versezte die Herzogin, wenn ich ihnen Beweise vorlege? Der muß sehr starck seyn, fuhr der Ordensmann fort, wenn er meine Wissenschaft von der Frau von Valcy Aufführung entkräften soll. Nichts ist rechtschaffener, nichts reiner, als ihr Hertz. --- Die Herzogin zog hierauf den Brief des Grafen von Marsevil hervor, und bat ihn solchen zu lesen. Ey! Wohlan, mein Vater, schreibt man also an eine Frau, die gantz kaltsinnig ist?

Der gute Geistliche war gauz beschämt. Dieser Brief war in einer Schreibart abgefaßt, die er nicht kante. Er enthielt die zärtlichsten, und rührensten Ausdrücke der Empfindung. Er versicherte die Herzogin nochmals, daß er in der Aufführung der Frau von Valcy nichts anders, als rechtschaffene, und die richtigsten Gesinnungen erkant hätte. Da er sich also, als den Urheber alles Uebels ansahe weil er das Fräulein von Terville der Herzogin ins Haus gebracht hatte, so hielt er sich verbunden zu seyn, seine geistliche Sorgfalt, zu dessen Verbesserung anzuwenden. Er versprach der Herzogin mehr, als er leisten konte, und arbeitete, zwey Hertzen zu vereinigen, die für einander geschaffen waren.

Er begab sich zur Frau von Valcy, mit einem Geheimniß vollen Gesichte, und fieng mit einer Predigt an, davon sie anfangs nichts verstande, weil er sich über einen Punckt ausließ, der sie nichts angieng. Es betraf die eheliche Pflicht, und das abscheuliche Laster des Ehebruchs. Mein Vater, sagte die Frau von Valcy, ich verstehe nicht, was sie sagen wollen. Ich habe allezeit gegen meinem Gemahl meine Pflicht treulich beobachtet. Man wird auf mehr, als eine Art straffällig, erwiederte der Ordensmann, durch Gedancken, durch Thaten, durch solche auch, die man zuläßt. Sie sind an der schlechten Zärtlichkeit, die der Herr von Marsevil seiner Gemahlin bezeugt, Ursache. Sie unterhalten, der heiligen Bande der Ehe ohngeacht, einen unerlaubten Briefwechsel mit einem verehelich. Manne; kurz, sie sind Ursache, daß er seine ehelichen Pflichten nicht erfüllt, welches, meine liebe Tochter, die größte Sünde ist, weil daraus folget, --- halten sie ein, mein Vater, versezte die Frau von Valcy, sehr lebhaft, und ward roth, sie beleidigen mich, indem sie meine Tugend in so übeln Verdacht haben. Der Graf hatte vorher eine Liebe gegen mich gefaßt, ehe er vermählt ward. Man hat ihn zur Vermählung mit dem Fräulein von Saint-Pere durch einen Betrug gebracht. Er hat mich zu lieben, meines Verbots ohngeacht, fort

gefahren, seit er vermählt gewesen ist, und wenn ich Unrecht darinne thue, so ist es, daß ich die Macht und Gewalt nicht habe, ihn die Erlaubniß an mich zu schreiben, zu versagen. Daran zweifelte ich auch gar sehr, erwiederte der Geistliche, und stampfte mit dem Fusse, daß die Sachen so gefährlich wären, wiewohl, meine liebe Tochter, es scheint doch ein großes Verständniß unter euch beyden zu seyn. Ach! Mein Vater, sagte die Frau von Valcy, sie sehen darinne wahrhaftig mehr, als ich. Sie müssen mir aber doch versprechen, versezte er, diese gefährliche Gemeinschaft zu brechen. Es ist nichts böses die Menschen zu lieben, die christliche Liebe befiehlt es, man muß aber diesen Hang in Schrancken halten, und wenn es möglich ist, ihn überwinden. Denn wir haben Leidenschaften, daß wir sie bestreiten, und über sie triumphiren sollen.

Die Rede des frommen Mönchs war den schmeichelhaften und verführischen Geschwätz, das man gegen der Frau von Valcy so vielmal gehalten hatte, gar nicht ähnlich. Es kam ihr ziemlich hart, und ohne Zweifel unanständig vor. Da sie heftig verliebt, doch aber in den Schrancken der strengsten Tugend verschlossen war, antwortete sie dem Geistlichen, sie erkente seinen Eifer für ihr Seelenheil

mit danckbarer Erkentlichkeit glaubte aber nicht, daß sie jemanden mit ihrer Auffuhrung ärgern würde, und daß sie niemanden Rechenschaft zu geben hätte, weil sie niemanden weiter als sich und dem Wohlstand unterworffen sey, indem sie die Vorsehung derjenigen beraubt hätte, in welche sie ein Vertrauen setzen könte. Es schien mir, daß sie sich an mich halten würden, fuhr der Geistliche fort. Ich thue es auch, mein Vater, versetzte die Frau von Valcy, zu solchen Gelegenheiten, da ichs nöthig haben werde, und werde allezeit ihren Rath mit schuldiger Ehrerbietung folgen. Sie müssen mir also, erwiederte der Ordensmann, Beweß davon geben, und mir versprechen, alle Gemeinschaft mit dem Grafen von Marsevil abzubrechen. Sie fordern, antwortete die Frau von Valcy ein allzu großes Opfer. Ich habe dem Herrn von Marsevil keine meinen Pflichten widersprechende Hofnung gegeben. Begnügen sie sich an den Gesetzen, die ich mir selbst auferlegt habe, denn sie sind gewiß nicht ohne herzhaften Muth. Der Geistliche hatte gute Vernunft, er glaubte, daß er aufs erstemal genug gewonnen hätte, daß er in das Gemüth der Frau von Valcy eingedrungen, und von ihrer Auffuhrung gesichert wär.

Er gieng wieder zur Herzogin, und erzählte ihr das mit seiner Beichttochter gehaltene Gespräch.

Sie war ganz billig, und des Geistlichen Meynung, daß in der Gemeinschaft ihres Schwiegersohns nichts böses sey, daß aber auch nur unerwartete Begebenheiten so starcke Verbindung, als der Graf mit der Frau von Valcy habe trennen müßten. Seine Liebe trozte der Zeit und der Abwesenheit, und ihre Tochter würde allezeit das Opfer seiner zärtlichen Beständigkeit bleiben. Die Frau von Marsevil bestand darauf, ihn zu heurathen, versezte der Geistliche, ich weiß, daß zu der Zeit ihre Vorstellungen wenig in ihren Herzen fruchten wollten. Ueberlassen sie GOtt die Sorge, eine ihm gefällige Veränderung zu machen: Er nur alleine, Madame, kan die Herzen ändern.

Die Herzogin war nicht völlig überzeugt, daß nicht noch Mittel dagegen seyn sollten. Sie verheelte ihre Absichten genau gegen den Geistlichen, und that, als ob sie sich der Vorsehung überlassen wollte, sie bliebe aber doch fest entschlossen, alle vernünftige Mittel anzuwenden, ihre Tochter glücklich zu machen, sie sagte zum Ordensmann, daß sie die Frau von Valcy, auf sein Wort für weise hielt, es schien aber nicht, daß sie es mit einem solchen beständigen Liebhaber allezeit bleiben würde. Sie sähe wohl, daß ihre Tochter sich entschliessen müßte, wie viele Weiber ihres Standes zu leben, nämlich

in Kaltsinnigkeit gegen ihrem Gemahl und in einer ruhigen Aufführung. Sie hätte schon daran gearbeitet, ihr Herz mit des Grafen seinem in Gleichheit zu setzen. Der Geistliche ließ sich von der Herzogin betriegen. Er lobte, beym Weggehen, ihre Mäßigung und ihren gefaßten Entschluß über aus sehr.

Beyde Mütter hielten öftere und geheime Gespräche, darzu sie den Abt von Ligny zogen, welcher, weil er sich mit der Vertraulichkeit zwo so vornehmer Damen schmeichelte, und durch ihre Versprechung einer beträchtlichen Pfründe ermuntert ward, sich alles zu thun bereit hielt, was sie von ihm verlangen würden.

Man muß wohl angemerckt haben, daß der Abt sehr eigennützig, und sehr furchtsam war. Sein Character, der ihn zur Heftigkeit antrieb, war durch seine Feigherzigkeit sehr gemäßigt. Er versprach den Damen alles. Weil er auch eine völlige Gewalt sich über seine Nichte heraus nahm, so machte er sich schon Rechnung, daß sie seinen Willen nicht widerstehen dürfte, und daß er sie zum zweyten Male vermählen wollte, wie er es in Spanien gethan hatte. Die Damen waren es zu frieden, daß er ihr eine Partie in einer abgelegenen

Provinz auskunschaffen sollte. Der Abt besonne sich gleich auf den Herrn von Tarol, und sagte es ihnen. Sie liessen sich diesen Vorschlag so viel lieber gefallen, weil der Herr von Tarol in die Frau von Valcy sehr verliebt war, und tief in Auvergne wohnte.

Unter der Zeit, da man wider die Glückseeligkeit der Frau von Valcy neue Verschwörung anzettelte, erhielt sie einen Brief vom Grafen. Er gab ihr zu erkennen, daß es zwischen beyden Heeren zum Treffen käme, und er einen Haufen anführen würde. Er versicherte sie, daß, weil er nicht für sie leben könte, er alle Gefahr mit Kaltsinnigkeit betrachtete. Wenn er sterben würde, so tröstete er sich schon voraus über den Verlust eines Lebens, das er ihr nicht weiter opfern könte. Dieser Brief beunruhigte die Frau von Valcy, und schlug alle gute Entschliessungen nieder, die ihr der Beichtvater zu fassen angerathen hatte. Sie dachte in dem Augenblicke nur an die Gefahr, in welche der Graf von Marsevil gerathen würde. Sie schrieb ihn, der Tage zu schonen, die ihr tausendmal lieber, als ihm selbst wären. Er erhielt diese Zeugniße der Zärtlichkeit eben da er zu Pferde stieg sich aufs Schlachtfeld zu begeben. Dieses Treffen war blutig, viele vornehme Officiers verloren das Leben, und der

Graf,

Graf, der gefährlich verwundet ward, blieb unter den Todten liegen. Die Zeitung von diesem Zufalle kam zugleich mit der Nachricht von der Schlacht an, und die Herzogin ergrif die Gelegenheit, den Ruf von seinem Tode auszubreiten.

Die Frau von Valcy war viel zu aufmercksam auf alles, was den Grafen von Marsevil angieng, als daß ihr diese betrübte Zeitung hätte lange verborgen seyn sollen. Alles half diesen grausamen Gedancken bestärcken, daß er das Leben verloren hätte. Sie erhielt keine Briefe, ob sie gleich an des Grafen Kammerdiener schrieb, von dem sie wußte, daß er ihm völlig zugethan war. Da man ihn auf der Liste der Verwundeten fand, glaubte sie gewiß, daß er an seinen Wunden gestorben sey. Niemals war ihr Herz so jämmerlich geängstigt worden. Sie that alles, was ihr die Verzweifelung eingab, überließ sich ihrem Schmerze so sehr, daß man besorgte, sie würde unterliegen müssen. Man hatte sie wieder betrogen, da man ihr Briefe von dem Kriegsheere vorzeigte, worinne gemeldet ward, daß dem Grafen der rechte Arm abgeschossen, und keine Hofnung für ihn mehr übrig sey. In diesen betrübten Umständen faßte sie den Entschluß ins Kloster zu gehen, und niemals wieder heraus zu kommen. Vorher wollte sie noch die Stellen

sehen, wo ihr der Graf seine Liebe so vielmals versichert hatte. Sie that der Frau von Baury den Vorschlag mit ihr nach Premür zu gehen, und daselbst zu bleiben, damit sie dieselbe desto öfter sehen könte, weil sie eben das Kloster erwählt hatte, wo sie in ihren ersten Trauerwochen gewesen, und welches nicht weit davon war. Diese zärtliche Freundin, welche allezeit die eifrigste Sorgfalt gegen sie hegte, nahm den Vorschlag an. Der Abt selbst war mit der Reise zu frieden, und da er seine Ursachen hatte, von Paris nicht weg zu gehen, ließ er sie reisen, mit Versicherung, bald wieder bey ihnen zu seyn, und ihnen alle Briefe zu schicken, die an sie einlaufen würden. Er bekam auch wircklich einen etliche Tage darnach, der von Dünkirchen datirt war. Die Schrift war ihm unbekant, und weil der Umschlag an die Frau von Baury gericht war, zweifelte er nicht er würde den Grafen betreffen; Besorgte aber, seine Nichte möchte, durch eine Nachricht, die sie allzu sehr angieng, gekräncket werden, und verwahrten ihn, ohne daran zu dencken, daß er ihn erhalten hätte.

Der Graf von Marsevil war würcklich am Arm verwundet, aber gar bald und so geschickt geheilt worden, daß er ihn nur wenige Monat in der Binde tragen durfte, mit seinen übrigen Wunden aber

hielt es härter. Man hatte ihm vom Schlachtfelde, ohne Empfindung weg gebracht, man hielt ihn für tod. Erst den andern Tag darnach kam er wieder zu sich selbst, und befahl seinen Kammerdiener, an die Frau von Valcy zu schreiben, daß er davon zu kommen, und das Leben zu erhalten Hofnung hätte, sie zu lieben. Und das war der Brief den der Abt erhielt, und zu sich nahm, der aber zu sonderbaren Begebenheiten Gelegenheit gab.

Die Frau von Valcy verheelte gegen ihre Freundin ihre Absicht, ins Kloster zu gehen. Sie veränderte sich zusehends. Sie war nicht mehr die Person im vorigen Glanze, deren Farben, und völlige Gestalt allen ihren geringsten Handlungen Annehmlichkeiten beylegte, und eine vollkommene Gesundheit anzeigte. Da sie von ihrer Betrübniß ganz niedergeschlagen war, konte weder Religion, noch Vernunft ihren Schmerz lindern, die Zeit mußte es thun. Nur die Einsamkeit gefiel ihr einzig und allein. Alle Tage gieng sie in den Wald bey Premür, setzte sich an dem Ort nieder, wo sie mit dem Grafen gesprochen hatte, und überließ sich der bittersten Bekränckung. Zuweilen gieng ihr die Frau von Baury nach, und versuchte, sie zu trösten. Wiewohl der Schlag war geschehen, und sie verzog nur, ins Kloster zu gehen wegen des

Kum-

Kummers, den sie ihrer würdigen Freundin dadurch zuziehen möchte, von der sie nicht ohne große Mühe scheiden konte. Sie hatte sich ohngefehr einen Monat zu Premür aufgehalten, als dem Abt von Ligny wieder ein Brief vom Grafen in die Hände fiel, welcher machte, daß er an den vorigen dachte. Und weil er meynte, die Frau von Baury wär mit seiner Nichte in einem genauen Verständniße, so begieng er die Frechheit, beyde Briefe zu eröfnen. Er fand würcklich, daß sie an die Frau von Balcy eingeschlagen waren. Der erste enthielt dasjenige, was wir schon gesagt haben, und in dem andern war ein Verweiß ihres hartnäckigen Stillschweigens. Er meldete ihr, daß er noch nicht ausser Gefahr sey, und der Kummer, daß sie ihn vergessen hätte, seine Genesung aufhielt. Der Abt erkante seine unvergebliche Unbescheidenheit, da er sie aber nicht verbessern konte, schmeichelte er der Herzogin, und wieß ihr beyde Briefe. Sie seufzete, und sahe wohl daß weder Zeit noch Abwesenheit, noch Umstände ihren Schwiegersohn von dieser Leidenschaft heilen würden. Doch konte sie sich nicht enthalten dem Abt seine Untreue zu tadeln, ob sie sich gleich entschloß, solche nützlich zu gebrauchen. Er entschuldigte sich mit dem grossen Eifer, ihr zu dienen, und seine Nichte glücklich zu machen, daß er ihr die Gelegenheit entzog, ihre Empfindungen zu unterhal-

ten

ten, womit sie gestraft würde. Die Herzogin rieth ihm, weil er doch einmal so viel gethan hätte, die Briefe zu unterschlagen, er sollte die Frau von Valcy in den Irrthum über den Tod des Grafen lassen, und damit sie in solchen bliebe, ward beschlossen, daß man sie so lange, als möglich sey, zu Premür aufhielte.

Die Frau von Valcy, welche ihres Onckels Mittel, und Wege, ihr den Grafen zu entreissen, verwünschte, und ihm alles ihr lezteres Unglück Schuld gab, entschloß sich endlich alle Gemeinschaft mit ihm aufzuheben, und sich in das Urseliner Kloster zu B*** zu begeben. Sie sprach mit ihrer Freundin davon, welche ihren Entschluß billigte. Ich werde, fuhr sie fort, daselbst in guter Ruhe, aller Welt unbekant leben. Bleiben sie hier, und besuchen sie mich öfters in meiner Einsamkeit, es ist niemand mehr auf der Welt, als sie, die mich im Leben erhält, in ihrer Freundschaft werde ich den einzigen Trost finden, den ich haben kan. Sie werden mir, was ich nöthig habe, zu reichen besorgt seyn. Sie haben so lange Mutter Stelle bey mir vertreten, daß ich hoffe, sie werden mich auch nunmehro nicht verlassen, da ich ihrer Freundschaft am meisten benöthigt bin. Cecilie war von der Frau von Marsevil weg, und in ihre Dienste gegangen.

Die

Dieses Mägdgen war ihr, wegen ihres Diensteifers für den Herrn von Marsevil, und der Ergebenheit gegen sie lieb und angenehm. Sie gieng zur Priorin des Klosters, machte ihre Einrichtung mit ihr, und kurtz darnach, begab sie sich dahin, da sie von der Frau von Baury nicht ohne Thränen Abschied nahm. Wiewohl die Gewißheit einander öfters wieder zu sehen, ließ ihr diese Scheidung mit Muth ertragen.

Sie war kaum ins Kloster, so bat sie die Priorin, daß sie ihr die bey dergleichen Gelegenheit gewöhnliche Besuche erlassen möchte. Da sie noch in tiefer Trauer war, schrieb man ihre Betrübniß und das eingezogene Leben dem Absterben eines zärtlich geliebten Gemahls zu, und jedermann trug gegen ihre schmerzliche Bekrängung mitleidige Hochachtung. Der Abt kam vielmal, sie zu besuchen, sie entschuldigte sich aber allezeit unter mancherley Vorwand. Dieses Verfahren erschreckte ihn, er schrieb daher an sie, um die Ursache nach zu fragen. Weil er sich straffällig erkante, besorgte er, sie möchte seine Untreue entdeckt haben. Sie trug der Frau von Baury die Antwort auf, daß nämlich, wie sie alle Gemeinschaft mit Personen aufgehoben hätte, die ihren Kummer erneuern könten, sie entschlossen sey in einigen Monaten keinen Besuch anzunehmen.

Der

Der Abt war seiner Nichte gar nicht ungünstig, und ihre Entschliessung schickte sich sowohl zu dem Irrthum, von dem Tode des Grafen, darinne er sie auch lassen wollte, daß er sich um ihre Kaltsinnigkeit wenig Kummer machte. Er hatte alle Briefe aufgefangen, weil er aber doch in Furcht stand, es möchte einmal einer an sie kommen, den er nicht auffangen könte, der mithin seine Täuscherey verrathen möchte, so vertraute er solches der Frau von Baury, und entschuldigte das Verfahren, als das einzige Mittel, seine Nichte von einer Paßion zu heilen, die ihrer Ruhe allzu nachtheilig wäre. Was für Mühe hatte diese würdige Freundin nicht, ihr den Irrthum zu benehmen! Sie besuchte sie fast niemals, da sie nicht in Versuchung gerieth, ihr das sonderbare Geheimniß zu entdecken. Weil sie aber etwas mehr Beruhigung bey ihr fande, so hofte sie, daß sie ihre Freyheit wieder erhalten, und der Graf von Marsevil, wenn er sich für vergessen hielt, sich ebenfalls einer so übel vergoltenen Liebe entschlagen würde. Wie wenig kante sie doch die Liebe! Es brauchte zwischen diesen Verliebten nur ein Wort der Erläuterung, sie viel stärcker, als jemals zu vereinigen. Also verlängerte sie nur ihr Leiden, ohne den gehoften Erfolg zu erhalten.

Unter den Kostgängerinnen im Kloster zu B*** befande sich das Fräulein von Lavignan, als die

ein-

einzige, mit welcher sich die Frau von Valcy in eine Gemeinschaft einließ. Ihre Freundlichkeit, und ausgelassene freudige Gemüthsart zog sie zuweilen aus ihrer Trübsinnigkeit. Sie konte nicht begreifen, daß dieselbe unglücklicher, als sie seyn sollte, indem sie ein ungestörtes lustiges Wesen, und Gesundheit genoß. Das Fräulein von Lavignan hatte sich vielmal erboten, ihr in der Erzählung ihres Lebenslaufs zu beweisen, daß es wahr sey, was sie ihr gesagt hätte. Die Frau von Valcy, welche ihren Trost nur in ihrer Bekümmerniß und in der Beschäftigung suchte, die Briefe des Grafen beständig zu lesen, und darauf zu dencken, hatte große Mühe, dem Andencken ihres Geliebten nur einige Augenblicke zu entziehen. Indessen trieb sie doch die Neugier, daß sie dem Fräulein von Lavignan des Tages ein paar Stunden widmen, und die Erzählung ihrer Begebenheiten anhören wollte, welche mit der Geschichte der Frau von Valcy in eine Gleichheit gestellt werden kan.

Diese hatte sich eine Einrichtung der Lebensart gemacht, die für eine Person von zwey und zwanzig Jahren sonderbar genug war. Die Lesung der Geschichte beschäftigte sie des Morgens, und eine Arbeit in Nehen und Stricken, mit angestellten Betrachtungen erfüllte den übrigen Theil des Ta-

ges.

ges. Sie hatte die Frau von Baury ersucht, ihr Nachricht von dem, was ihre eigene Geschäfte beträf, zu geben, das übrige war ihr gleichgültig, sie wollte von andern Dingen nichts umständliches wissen. Diese aufmercksame Freundin besuchte sie fleissig, und wagte es jezuweilen, ihr Briefe von dem Herrn von Tarol zu zeigen, der immer noch in seinen zärtlichen Gesinnungen gegen sie fort fuhr. Er würde bald wieder, seine Dienste zu thun, kommen, und sich nach dem Orte ihres Aufenthalts erkundigen, würde sie ihm wohl seinen Besuch abschlagen? Die Frau von Valcy antwortete, daß keine Mannsperson ins Kloster zu kommen Erlaubniß hätte, sie hätte es ihrem Onckel versagt, und so würde sie es auch mit allen andern halten. Die Frau von Baury wollte nicht auf einer Sache bestehen, die ihrer Freundin widerwärtig zu seyn schien, also erwartete sie eine Zeit, die ihre strenge Entschliessung mindern möchte.

Nach Tische kam das Fräulein von Lavignan in der Frau von Valcy Zimmer. Beyde Damen hatten sich die Arbeit an einem Stücke eines Teppichs vorgenommen. Nichts störete der Frau von Valcy Aufmercksamkeit, sie hörte dem Fräulein von Lavignan zu, welche ihre Geschichte zu erzählen also anfieng.

Sie werden bekennen, Madame, daß so große Widerwärtigkeiten sie auch ausgestanden haben, solche mit denen, die ich erzählen will, in keinen Vergleich kommen. Ich bin zu Avignon, in einem der besten Häusern im Langvedock geboren. Meine Mutter blieb Witwe in einem Alter, darinne man sich, durch die davon unzertrennlichen Zerstreuungen mit allen Dingen tröstete. Da sie jung und schön war, währete es nicht lange, so trieben sie ihre Anverwandten an, daß sie sich wieder vermählen sollte. Sie besorgten, sie möchte sonst sich in einer Verbindung einlassen, die ihren Absichten zu wider wär. Sie thaten ihr verschiedene Vorschläge, die aber alle verworfen wurden. Die Liebe zur Freyheit bewog sie, einen Zustand vorzuziehen, der an keine Glücksvortheile gebunden seyn sollte. Sie hatte zwey Kinder, einen Sohn, der drey Jahr älter ist, als ich, und mich, die kaum aus den Armen der Wärterin gekommen war, und ihr das Opfer, so sie uns that, nicht vergelten konte. Ihre Liebe gegen uns war sehr zärtlich, und weil sie glaubte, daß es unserer Kindheit zuträglicher sey, auf dem Lande zu leben, wendete sie sich dahin, einen Theil des Jahres da zuzubringen. Sie glaubte, daß sie recht viel an uns thät, indem sie uns eine Auferziehung gab, wie sie gehabt hatte, daß sie uns nähmlich einigen Mägden anvertraute, die uns

alle Kindereyen lehrten die sie gelernt hatten, und uns in unsern natürlichen guten oder bösen Neigungen aufwachsen liessen.

Mit meinem Bruder war es bald Zeit, daß er sein Studiren anfangen sollte. Ob er wohl zum Kriege bestimmt war, so wollte ihn doch meine Mutter einige Jahre in die Schule schicken. Man brachte ihn zu den Jesuiten nach T***, wo er nicht lernete, was er wissen sollte, und viel Dinge, die er nicht hätte wissen sollen. Meine Mutter merckte, daß er in der Schule seine Zeit verderbte, und entschloß sich, ihn nach Paris zu schicken, wo er eher Lehrmeister haben konte, und ihn durch das Ansehen ihrer Anverwandten, als Pagen bey einem Prinzen anzubringen, die sie seit langer Zeit, mit uns nach Paris zu kommen ersucht hatten. Meine Mutter hatte beträchtliche Einkünfte, in der Provinz, wo sie war, zu leben, die aber zu Paris nicht zu langten, indem mit tausend Thaler Einkünften die unvermeidlichen Kosten nicht bestritten werden können. Da sie indessen, seit ihrem Witwenstande, ihr und unser Vermögen gespart hatte, fand sie ihre Wirthschaft im Stande, die Reise nach Paris zu thun, und einige Zeit gar gemächlig daselbst zu leben. Sie machte sich also auf den Weg, ein Onckel, der einer von den Finanz Pachtern war, nahm sie zu sich,

und sorgte für unsere Erziehung. Ich war im neunten neunten Jahre, und gab Hofnung, ganz artig zu werden, wenigstens versicherte man das meiner Mutter, die es nicht ungerne hörte.

Man gab mir Lehrmeister, von denen ich nicht viel lernte. Meine größte Beschäftigung bestand darinne, zum Feuster heraus zu sehen, oder Feenmärchen zu lesen, davon meine Hofmeisterin einen ziemlichen Vorrath hatte. Auf diese Art brachte ich einige Jahre hin. Meine Mutter, die sich in eine gewisse Welt-Lebensart eingelassen hatte, bekümmerte sich um mich nicht viel. Mein Bruder kam zu böser Gesellschaft, mit der er ins Verderben gerieth, er half mehr, als die Auferziehung, ein glückliches Naturel, das mir die Geburt verliehen hatte, zu verderben. Er war auf der Ritterschule, und indem er die Leibesübungen trieb, versäumete er den Verstand zu bessern. Meine Mutter, die ihn anbetete, sahe alles für artig an, wofür sie hätte erzittern sollen. Ihre schlechte Erfahrung, und Einsicht, auch ihre Verzärtlung machten sie ohne Zweifel gegen das Zukünftige blind, welches um so viel schlimmer war, weil unser ganzes Vermögen nicht zu langte, meines Bruders Ausschweifungen zu verbessern. Alle Handlungen des Lebens haben mit dem Anfange eine Verwandschaft, und derjenige,

welcher ein ganzes Haus beschimpft, würde vielleicht dessen Zierde geworden seyn, wenn er, wegen seiner ersten Fehler, gezüchtigt worden wär. Meines Bruders Camaraden zogen ihn mit in die Spielhäuser. Sein Verstand, seine Lebhaftigkeit, seine Gestalt, die sehr liebenswürdig war, und das Geld, an dem es ihm nicht fehlte, alles trug zu seinem Verderben bey. Meine Mutter war, als sie nach Paris kam, mit großer Paßion auf das Spiel verfallen. Ihres Onckels Haus war sehr geschickt, diese Neigung zu stärcken. Eine zahlreiche auserlesene Gesellschaft versammelte sich zwey bis drey mal in der Woche daselbst, wo man bis am Morgen spielte. Hier fieng meine Mutter ihr, und unser Verderben an. Sie machte Schulden, borgte auf, verkaufte Güter, und in weniger als vier Jahren hatten wir von zwanzig tausend Francken nicht einen Stüber mehr. Man hatte sie zur Vormünderin ihrer Kinder gesezt, das half uns wenig, weil mein Vater sehr wenig Vermögen hatte, sie aber für uns mehr verthat, als er verließ.

Ich trat in mein vierzehendes Jahr, und merckte, daß meine Mutter nachdencklich ward, und sich zusehends veränderte. Mein Bruder hatte gleiche Gedancken, und redete mit mir davon. Er fiel auf den Verdacht, was die Ursache davon sey, er kante

aber die völlige Größe unsers Unglücks nicht. Wir hielten unsern alten Onckel für sehr reich, und ob er gleich Kinder hatte, so hofte doch mein Bruder, er würde ihm schon so viel geben, daß er eine Compagnie unter der Reuterey würde kaufen können. Dieser Gedancke war nicht ohne Grund. Der Alte liebte ihn, weil er sich mit seinen lebhaften Einfällen die Zeit vertrieb, und ihn am meisten lüderlich machte, indem er ihm immer viel Geld gab.

An einem Morgen ließ uns meine Mutter in ihr Zimmer rufen, sie lag noch im Bette, weil sie sehr spät schlafen gegangen war. Nachdem sie uns umarmt hatte, sagte sie, meine Kinder, ihr müßt doch wohl vielmal meinen Verlust gemerckt haben, den ich allezeit durch ein glückliches Wagen zu verbessern hofte. Wie kränckend ist es, seine Fehler zu bekennen! Da mir aber eure Zärtlichkeit gegen mich bekant ist, so glaubte ich euer Unglück zu vermehren, wenn ich euch solches bey zeiten zu wissen thät. Ihr dürfet auf kein Glück mehr Rechnung machen, daß ich euch hinterlassen könte, wenn ich in der Provinz geblieben wär. Wolte GOtt, daß ich niemals nach Paris gekommen wär! So würde ich noch ein Vermögen besitzen. Hier brachen ihr die Thränen aus den Augen, sie umarmte uns beyde, und drückte uns an ihre Brust, nennete uns mit

den

den zärtlichsten Nahmen, und zeigte uns die schmerzlichste Reue über ihre Aufführung.

Wir weineten zugleich mit ihr über den Verlust unsers Glücks, und trösteten sie, so gut wir konten. Wer sollte nicht glauben, daß, nach diesem Auftritt, meine Mutter das Spiel nicht verabscheut, und den Entschluß, niemals wieder zu spielen, nicht gefaßt haben sollte? An eben diesem Abend aber puzte sie sich, und gieng zum Abendessen in ein Haus, wo die ganze Nacht hindurch gespielt ward. Früh um sieben Uhr kam sie zurück, und hatte hundert Louisdor gewonnen, die sie uns bey ihrem Aufstehen zeigte. Diese Summe, die ich für sehr groß hielt, freuete mich, trieb aber auch meine Mutter zu desto heftigerer Wuth zum Spiel an. Nach der Tafel versammelte sich eben die Gesellschaft bey unserm Onckel, und meine Mutter verlor die am vorigen Abend gewonnene Summe, und noch etwas darüber wieder.

Ich habe sie nicmals vergnügter, als an dem Morgen, aber auch niemals betrübter als an dem Abende gesehen. Einige Monate hindurch war sie wechsels weise in Freude und in Betrübniß. Sie kam von Avignon im schönsten Glanz der Jugend. Das viele Wachen aber, und die Schmincke, de-

ren sich schon damals das Frauenzimmer von guter Gestalt bediente, machten sie ganz unscheinbar. Ihre Schönheit, welche viel Leute zu ihrem Onckel lockte, fieng an zu verwelcken. Nur allein der Ritter von B*** hielt sich zu ihr. Niemals sind zwo Personen, durch eine geheime Neigung mehr vereinigt gewesen. Einerley Geschmack, einerley Neigung, alles bis auf ihre Tugenden waren ihnen gemein. Sie liebten sich durch den unüberwindlichen Zug, der zwo Personen von gleichen Character zusammen stimmt. Hatte sich meine Mutter durchs Spiel ins Verderben gestürzt, so hatte der Ritter beträchtliche Schulden gemacht. Er war der jüngere Bruder eines der vornehmsten Häuser in Franckreich, trat in den Malteser Orden, und hofte auf eine Comthurey, die er aber nicht erhielt, weil er bey denen auf die es ankam, kein Ansuchen that, und die er, seines lüderlichen Lebens wegen von sich abwendig machte.

Der Hofstaat meiner Mutter kam ins Abnehmen, der meinige aber vermehrte sich, ob ich gleich so regelmäßig schön nicht wie sie war, so gaben mir die Jugend, die derselben bey wohnenden natürlichen Annehmlichkeiten den Vorzug. Sie war darüber nicht eifersüchtig, sondern vielmehr bedacht, bey der ersten, der besten Gelegenheit mich an

Mann zu bringen. Sie war besorgt, daß, wenn, bey der Unordnung ihrer Sachen, ihr Onckel, noch vor meiner Versorgung, sterben möchte, sie wieder nach der Provinz zurück gehen müßte, wo für sie sich am meisten fürchtete. Ihre Verwandten waren sehr ungehalten, daß sie ihr Vermögen verspielt hatte, und eine ganz andere Lebensart, als in der Provinz führte. Der Ritter von B*** zeigte ihr diesen Unterschied, als das unglückliche Ende aller Lust. Sein Eingeben aber, und ihr eigner Geschmack hielten sie in Paris auf, so wichtige Ursache sie auch hatte, wieder nach der Provinz zu gehen.

Ihr Onckel war mit einer Familien-Kranckheit behaft, nämlich viel zu verthun, und über die Folgen davon unbesorgt zu seyn. In so weit waren wir sicher, daß er uns, so lange er leben würde, an nichts fehlen ließ. Er war so vorsichtig gewesen, daß er seine Kinder sehr vortheilhaft versorgt hatte, also lebte er für das künftige ganz unbesorgt.

Ob gleich meine Mutter gar ernstliche Betrachtungen anstellte, so unterbrach sie doch ihre Lust zum Spiel nicht. Seit fünf Jahren war ich unter den Händen der Kammer-Weiber, davon eine meine Hofmeisterin war. Sie werden also nicht zweifeln, daß meine Erziehung von dieser Gesellschaft

sehr angesteckt war, und mein Bruder brachte mich vollends ins Verderben. Alle meine Neigungen waren nur auf Lust und Vergnügen gericht, da mir alle Grundsätze der Tugend fehlten, da ich durch böse Beyspiele verführt ward, hätte ich mehr, als ein Engel seyn müssen, so vielen vereinigten Umständen zu widerstehen. Die Bücher von den Feenmärchen ließ ich gar bald, gegen weitgefährlichere fahren, die mir mein Bruder, unter dem Vorwand, meinen Verstand zu erheitern, verschafte. Meiner Lehrmeister Unterricht nahm ich unter Spielen und Tändeln an, oder scherzte unbescheiden mit ihnen. Ob auch gleich noch viel Unschuld in meinem Herzen, und in meiner Aufführung war, so schlich sich doch das Gift ganz unvermerckt hinein.

An einem Abend kam mein Bruder bey guter Zeit, und zog mich, ganz geheimnißvoll auf die Seite. Schwester, sagte er zu mir, meine Muttur sitzt im starcken Spiele, und wird spät in der Nacht wiederkommen, du hast noch keinen verlarvten Bal gesehen, ich will dich nach den Redouten-Saal führen, wo diese Nacht ein recht prächtiger gehalten wird. Für eine junge, so nachläßig, wie ich, erzogene Person war dieses kein gleichgültiges Anerbieten. Ich nahm es mit größter Freude an, umarmte meinen Bruder und danckte ihm für den

Einfall, der mich hundert mal hätte ins Verderben stürzen können. Nur eine Sache beunruhigte mich, wie ich nämlich unerkentlich durchs Haus kommen, und mich der Thürsteher nicht sehen möchte. Denn mein alter Onckel machte mir keine Sorge. Wenn er, ohne meiner Mutter, Abends speißte, legte er sich um eilf Uhr zur Ruhe. Wiewohl mir alles zu dieser Narrheit günstig war. Unser Onckel nahm nur etwas von Brühe, und mein Bruder behielt einen von seinen Cameraden von der Ritterschule beym Abendessen, der mich mit ihm zum Bal begleiten sollte. Der Thürsteher war es schon gewohnt, daß er des Nachts ausgieng, also kamen wir ganz unvermerckt davon. Er zog, ohne aus dem Bette aufzustehen, das Seil an der Thür auf, und die Kutsche wartete etliche Schritte davon auf uns. Mit, hin schwärmete ich das erstemal auf der Gassen mit zween jungen Purschen herum, von denen mein Bruder der kleineste Narr nicht war.

Ich war in einem Domino verhüllt, den man für mich geborgt hatte, der meine Kleidung umfaßte, daß ich wohl sagen konte, ich wär sehr lächerlich gepuzt. Ich kam mit meinen beyden Begleitern auf den Bal. Meines Bruders schon bekanter Ruf ließ uns nicht lange unbekant, und ich hatte den Vortheil, daß man mich für eine von seinen Buh-

ler

lerinnen hielt. Der Ton meiner Rede, die ganz einfältig und naiv war brachte zwar viele aus dem Irrthum, die übrigen aber blieben in der Meynung. Hier sehen sie, Madame, den ersten Schritt, den ich in die Welt that, beurtheilen sie nun die andern nach diesem Anfange.

Große Jugend, einige Annehmlichkeiten, eine natürliche Farbe der feinen Haut, eine edle Gestalt, und noch mehr meine neue Figur, die ich gerne sehen ließ, indem ich meine Larve abzog, versammelten einen haufen Müßiggänger um mich her, die mir keine Ruhe liessen, bis sie sahen, daß mir eine ansehnliche Maske nach gieng. Ich wußte viel von den Gebräuchen des Bals, verstand auch die Sprache noch nicht, ich war von der Musick, und den Liebesschmeicheleyen, die man mir machte, ganz bezaubert, und glaubte ich wär im Paradiese, und das war der Redoutensaal. Man wünschte meinem Bruder Glück, daß er sich eine so artige Buhlerin angeschaft hatte, denn sicherlich glaubte man nicht, daß das Fräulein von Lavignan mit Zween von der Ritterschule, die eben in keinem guten Ruf standen, auf den Bal gekommen sey. Da sieht man, wie man öfters vom Frauenzimmer urtheilt, und wie große Vorsicht man wider die Verleumdung anzuwenden hat.

Unter

Unter dem um mich versammelten Haufen waren viel unbesonnene, hauptsächlich aber ein Dumkopf, der mir Zeug vorsagte, das ich nicht verstande, welches aber meinen Bruder verdroß, der sich mit ihm zu schaffen machte, vom Bal weg gieng, und sich schlug. Ich saß auf einer Banck unter allen, die mit mir reden wollten. Ich wußte nicht, wo mein Bruder blieb, und schien unruhig darüber. Die Reden so man gegen mich führte kamen mir fremd vor, und ob ich gleich sehr einfältig war, fande ich sie doch unanständig. Ich fieng an, gar ernstliche Betrachtungen über mein Verfahren anzustellen. Einer, den meine Gesichtsbildung rührten, und der meine Unruhe mercken mochte, sezte sich neben mich, und fragte gar angelegentlich, warum ich so alleine sey, und mit wem ich hierher gekommen wär? — Meines Bruders Camerade wär ihm nach gegangen — ich antwortete der Maske, daß ich mit meinen Bruder, und einem seiner Freunde hergekommen wär, sie wären ungefehr vor einer Viertelstunde von mir gegangen, darüber ich mich beunruhigte. Die Maske mochte den Streich wohl mercken, und versezte: Es ist mir leid, daß eine so schöne Person, wie sie, unartigen Reden, die man ihnen vorsaget, ausgestellt ist. Wenn es ihnen beliebt, so will ich sie zu zwo Damen führen, die ihnen treulich Gesellschaft leisten werden, und mich nach ihrem Bru-

der erkundigen. Wie heissen sie? Ich weiß nicht, ob es aus Neugier, oder aus andern Ursachen geschah, weil ich mir aber nichts böses vermuthete, meinen Nahmen zu melden, so that ichs. Er sahe mir steif ins Gesicht, zuckte die Achseln, reichte mir die Hand, und sagte ganz laut: Man betrügt sich gewaltig.

Er brachte mich zu den beyden Damen, welche mir von hohen Stande zu seyn schienen, und sagte ihnen wer ich wär, auch mit verdeckten Worten den Argwohn, den er haben möchte. Diese Damen fragten mich vielerley, und machten mir Liebkosungen, lachten auch, da ich ihnen die Art und Weise erzählte, wie ich auf den Bal gekommen war. Kurtz darauf kam die Maske mit meinem Bruder zurück, dessen Domino mich verhinderte, daß ich nicht mercken konte, wie er ein Band um seinen Arm gebunden hatte, und sein Kleid voller Blut war. Er sagte heimlich zu mir, daß ich mit ihm gehen sollte, ohne mir die Ursache seiner Eilfertigkeit zu melden. So lange ich bey den Damen war, wagten sich die Leute, so mir nach giengen, nicht nahe zu kommen, änderten auch ihre Meynung von mir, da ich meinen Bruder nennete. Ich machte den Damen ein höfliches Compliment, danckte auch der Maske, die mich aus der Ver-

wir-

wirrung zog, denn wo wär ich ohne sie geblieben, wenn mein Bruder getödet worden wär? Sein Cameradе, der sich ebenfalls geschlagen hatte, war gefährlich verwundet zum Wundarzt gebracht worden. Welcher Anfang für ein Frauenzimmer vom Stande! Ich kan mich des Vorfalls nicht ohne Zittern erinnern. Niemals hat wohl eine unschuldige Absicht eine so unglückliche Folge nach sich gezogen. Als wir wieder in der Kutsche waren erzählte mir mein Bruder, was vorgefallen war, ich fühlte an seinem von Blut ganz feuchten Ermel, und er sagte mir, daß der, mit dem er sich geschlagen hatte, so gut nicht weg gekommen wäre. Ich dachte, ich müßte in Ohnmacht, bey der Erzählung fallen. Endlich kam ich mit der lebhaftesten Bewegung nach Hause. Mein Bruder ließ die Kutsche eine Ecke davon halten, und bediente sich des Hausschlüssels, daß wir unbemerckt hinein kamen. Meine Hofmeisterin wußte um die Sache, also legte ich mich nieder, und brachte die Nacht nur mit der Beunruhigung über meines Bruders Verwundung hin, der in seinem Zimmer sich vom Kammerdiener verbinden ließ, mit dem frühesten aber zu einen Wundarzt gieng. Er gab vor, er sey vom Pferde gefallen, und hätte den Arm gebrochen. Also wunderte man sich nicht, daß er in seiner Stube blieb.

Kaum war er wieder im Stande auszugehen, so that er mir den Vorschlag den Bal doch mit der Vorsichtigkeit zu besuchen, daß ich die Larve nicht vom Gesicht nehmen sollte. Alleine das erste mal hatte mir die Lust dergestalt vergällt, daß ich es das zweyte mal nicht wagen wollte, also schlief ich das ganze Carneval hindurch ziemlich ruhig. Meine Ruhe störete auch nichts. Ich war lebhaft, leichtsinnig, albern, und dumm, liebte auch nichts, als mich selbst. Das Putzen war meine wichtigste Beschäftigung. Meine Mutter hatte, anstatt einer alten Bedientin, die mich erzogen hatte, und ein kluges vernünftiges Mensch war, die sie aber selbst als Kammerfrau zu sich nahm, mir ein Mägdgen von fünf und zwanzig Jahren, zugegeben, die ganz artig, aber lasterhaft und eigennützig war. Es ist eine verwerfliche, man will nicht sagen, schändliche Sache, wenn Eltern so große Unachtsamkeit in der Wahl der Bedienten zeigen, die sie ihren Kindern zu geben. Sie wollen nicht erkennen, daß Geschöpfe, ohne Grundsätze, ohne Sitten junge ihnen anvertraute Personen verderben können. Man muß Kinder ins Kloster schicken, oder sie selbst sorgfältig erziehen. Wo sind aber viel rechtschaffene Mütter, die diesen lezten Weg erwählen!

Unter den Leuten, die bey uns ein und aus giengen, war einer, der mir vor allen andern wohl gefiel.

fiel. Er war schön, ungemein gutherzig, seine Dummheit aber würde unerträglich gewesen seyn, wenn seine Freundlichkeit und grosses Stillschweigen nicht gemacht hätten, daß man an seinen schlechten Verstand nicht gedachte. Er hatte grosses Vermögen, spielte starcke Spiele, auch ziemlich glücklich. Meine Mutter liebte ihn, weil er rein und edel spielete, und große Gefälligkeit gegen sie bezeugte. Mein Bruder hegte viel Freundschaft gegen ihn, weil er seiner immer vonnöthen hatte. Er hieß Dümont, der Sohn eines Mannes, der in königlichen Geschäften großes Gut gesammelt hatte, und damit wucherte. Sein Sohn übernahm es, den Reichtum, welchen jener durch krumme Wege erlangt hatte, bald wieder unter die Leute zu bringen.

Die Liebe giebt dem dummesten Menschen Erfindungen an die Hand. Herr Dümont liebte das Spiel gar nicht, weil er aber kein Mittel sahe, den Zutritt ins Haus, um mich öfters zu sehen, zu erhalten, so ward er ein Spieler, daß er bis in die Nacht, mit meiner Mutter und mit meinem Bruder in Spielen zu brachte, die ihn zu betriegen sich eben kein Gewissen machten. Wie er merckte, daß Herr Dümont in mich verliebt war, wußte er ihn gar klüglich zu großen Aufwand, und zu allen tollen Streichen, die er nur ersinnen konte, zu verleiten.

Weil ich aber nicht dabey war, ward Herr Dümont dieser Art zu leben bald müde, und sagte ihm trocken heraus, daß er keine böse Gesellschaft liebte. Mein Bruder veränderte diesen Auftritt, und verschönte ihn mit seinen Händeln, borgte aber Geld von ihm, er half also auf allerley Art an seinem Verderben arbeiten.

Da er meinen Bruder nicht mehr auf seinen Wegen begleitete, hatte er mehr Freyheit, sich mit mir zu unterhalten. Wie man sich auch gar spät bey meiner Mutter versammelte, so kam er desto früher und begab sich in mein Zimmer. Seine Furchtsamkeit verhinderte ihn lange Zeit, ehe er mir seine Gedancken eröfnete. Der Titel eines Fräuleins vom Stande hielt ihn zurück, daß er sich nicht erklären konte. Wenn er seine Gedenckensart, nach meines Bruders Verfahren, eingerichtet hätte, so würde er andere Gedancken vom Adel gefaßt, und denselben so gar hoch nicht gehalten haben, allein er war nicht im Stande, tiefe Betrachtungen anzustellen. Die Sachen mußten klärer, und deutlicher seyn, die ihm die Augen über meines Bruders Absichten eröfnen sollten. Wer sollte dencken, daß, wenn man in ein so ansehnliches Haus, wie unsers Dickels seines war, einen Zutritt hatte, man sich durch Spiel, thörigten Aufwand, und Borgen

in Gefahr des Verderbens stürtzen würde? Herr Dümont hatte weder auf meinen Bruder, noch auf meine Mutter dergleichen Verdacht. Er überließ sich also mit den redlichsten Hertzen seiner Neigung gegen mich. Mein Hertz war sein Vorsprecher, es kränckte mich, daß man ihn betrog, hätte ich ihm aber von meines Bruders Betragen deutlichere Erläuterung gegeben, so kam ich in Gefahr, ihn gar zu verlieren. Von meinen Anverwandten besorgte ich keinen Widerspruch. Mein alter Onckel war dem Herrn Dümont herzlich gut, meine Mutter schien mit ihm sehr wohl zufrieden zu seyn, meinem Bruder war er sehr nützlich: Alles beredete mich, ich könte nichts bessers thun, als mich mit einem Manne zu verbinden, der meiner Mutter Verschwendung verbessern, und mich durch seinen Character, und durch sein Vermögen glücklich machen konte. Er sagte mir endlich, daß meine große schwarzen Augen ihn vor Liebe töden würden. Ich glaubre es ihm, und rieth ihm, meine Vermählung zu suchen, damit meine Verwandten nicht auf andere Verbindung dencken möchten. Unser Onckel wars zufrieden, meine Mutter sagte ihm Schmeicheleyen vor, versprach aber nichts. Auf Antrieb meines leichtfertigen Bruders, wollte sie ihn nicht zum Schwiegersohn haben, sondern suchte ihn nur aufzuhalten. Von der Zeit an machte mein Bruder den Herrn

Dümont auf alle Weise lächerlich, und stichelte mit den empfindlichsten Spöttereyen auf ihn, daß ich ihm auch stillschweigen hieß, und ihm seine große Undanckbarkeit gegen einen Herrn vorwarf, der ihm so große Dienste leistete. Das nahm er mir übel, und sagte, ich wär in die Figur vernarrt. So sollt ihr auch zum Hencker nicht, sezte er darzu, das Puppengesicht heurathen. Ich fragte ihn, aus was für Recht er mich daran hindern wollte. Er antwortete mir nichts, sondern zuckte die Achseln und gieng fort.

Herr Dümont fuhr in seinem fleißigen Besuch bey mir, und mein Bruder in seiner Aufführung gegen ihn beständig fort. Er spielte mit meiner Mutter, und kam mit Seufzen in mein Zimmer, sagte mir auch trocken heraus, was er dachte. Weil ich ihn liebte, so hielt ich ihm seine Dummheit in Ansehung seiner guten Eigenschaften zu gute: Er mußte mir in Wahrheit sehr lieb seyn, daß ich mich mit einem so einfältigen Menschen in Gespräche unterhalten konte. Oefters sagte er gar nichts, oder wenn er redete, so waren es lappereyen, was er sagte. Nur als denn war er erträglich, wenn er von der Liebe sprach. Denn der verständigste Mensch redet in diesen Gelegenheiten nicht viel kluges, und damals hatte er einen witzigen und klugen Kopf ge-

gen sich. Mein Bruder war oftmals so leichtfertig, daß er ihn von mir wegbrachte, weil er ihn überall mit hin führte, wo bezahlt werden mußte, ausgenommen zu den Buhlerinnen, wo mein Liebhaber nicht mit hingehen wollte, er sagte ein Mensch der sich vermählen wollte, müßte dergleichen Volck nicht besuchen.

Er ward indessen meines Bruders nichtigen Ausreden überdrüßig, der immer, wenn er ihm von unserer Vermählung sagte, antwortete, es sey noch Zeit genug, auf künftigen Winter wollte man davon sprechen. Unser Onckel lag meiner Mutter an, mich zu vermählen, wiewohl, da sie von ihrem Sohn ganz eingenommen war, hielten sie uns alle drey auf. Meines Bruders Aufführung bestärckte meinen Verdacht. Seine Eitelkeit fand sich sehr beleidigt, einen Pachter zum Schwager zu haben, da sieht man aber seinen Unverstand! Er konte es nach her leiden, daß ich von einem Prinzen verfolgt ward, dessen Besuche und Absichten mir gewiß keine Ehre machen konten.

Er glaubte, wenn er den Herrn Dümont lächerlich machte, würde er mich von der Liebe gegen ihn abwendig machen. Weil es ihm auch nicht an Witz und Verstand fehlte, so würde es ihm viel-

leicht gelungen seyn, wenn ich so wenig Gewissen, als er gehabt hätte. Allein so liebte ich ihn, und meynte darzu verbunden zu seyn, ihm, wegen seines für uns gemachten Aufwands eine Vergeltung zu geben; ob ich auch gleich nicht gelernt hatte, daß ein gegebenes Wort heilig sey, so hatte ich doch in guten Romanen gelesen, daraus ich die Meynungen von der Ehre, und Erbarkeit geschöpft hatte.

Wenn er seine Großmuth in meines Bruders Diensten zeigte, so war er in Ansehen meiner recht verschwenderisch. Meine Hofmeisterin sagte mir immer viel gutes von ihm vor, und so wenig Muth er auch, etwas zu unternehmen besaß, so hätte sie ihn doch allezeit in mein Zimmer geführt. Allerhand zierliche artige Kleinigkeiten, die so viel Geld kosten, waren an meinem Camin und Hausgeräthe überflüssig zu finden. Einmal kam er frühmorgens in mein Zimmer, und fand meinen Puztisch gar einfältig, er zerbrach den Spiegel, warf die Büchsen und Schachteln ins Feuer, und hauste darinne abscheulich herum. Ich mußte über seine Thorheit herzlich lachen, und dachte nicht, warum er so schwärmte. Meine Hofmeistern merckte es wohl und schwieg stille. Ich erzählte es meiner Mutter, sie lachte, und sagte, es ist ein wunderlicher Pursch. Den Tag darauf kam er mit einem Laqvay, der einen

großen

großen Korb trug, den er bey meinen Bette niederſezte. Der Herr und Diener verſchwanden, daß ich ihn auch nicht rufen konte, er ſezte ſich geſchwind wieder in ſeine Kutſche. Meine Hofmeiſterin kam, und ſagte, ich will wetten, Herr Dümont hat eine Toillete, für diejenige gebracht, die er geſtern zerſchlagen hat, nur damit er ſie mit einer neuen beſchencken könte. Meine Ungedult ließ mich nicht lange warten, ich mußte den Korb durchſuchen, und fand zu meiner Beſtürzung alles Zubehör zu einem recht prächtigen Puztiſch, und einen Brief, darinne ſich Herr Dümont wegen ſeines geſtrigen Lermens durch dieſe Galanterie rechtfertigte. Ich ſtand auf, und zog meine Mutter zu Rathe, was ich thun ſollte. Sie fragte mich, ob ich mich entſchloſſen hätte, den Herrn Dümont zum Gemahl zu haben? Auf dem Fall könte ich die Toillete annehmen: Wär ich aber hierüber nur im geringſten ungewiß, müßte ich ſie wieder zurück ſchicken. Dieſer Gelegenheit bediente ich mich, meiner Mutter zu ſagen, daß ich mich glücklich ſchäzen würde, wenn ſie des Herrn Dümont Geſuch billigte, und daß mein Onckel mit mir geſprochen hätte, der mit der Vermählung ſehr wohl zufrieden ſey. Ich will euch nicht zwingen, verſezte meine Mutter, aber ſagt euren Bruder nichts davon, der durchaus nicht einwilligen will. Wir wollen die Zeit abwarten,

wenn er in Languedock seyn wird, diese Vermählung zu vollziehen. Diesem Rathe folgte ich, und sagte ihm nichts, als von den galanten Geschenck, das mir der Herr Dümont gemacht hätte. Er hatte das Herz nicht, mir zu rathen, es nicht anzunehmen, also behielt ichs. Es ward auf 2000. Thlr. geschäzt, die Schachteln und Gestäcke waren von Gold mit Schmelz eingelegt, die Ueberzüge von Sammet mit goldenen Dressen. Herr Dümont kam, und erhielt seine Danckſagung, die er verdiente. Sie sehen wohl, sagte er zu mir, daß ich ihre Toilete nicht mit Unrecht zerbrochen habe, und diese ist ihrer wohl werth. Ich würde kein Ende finden, wenn ich ihnen alles einfältige Zeug, das er sagte, erzählen wollte. Oefters hatte ich willens ihm den Mund mit der Hand zuzu halten, wenn er reden wollte, die Besorgniß, er möchte was albernes vorbringen, würde mich zur Unanständigkeit verleitet haben. Wie viel Tugenden sind unnützlich bey einem so einfältigen Menschen! Er kan sich in nichts schicken, andere aber verlieren allezeit mit ihm. Herr Dümont war großmüthig, aber einfältig, und gab weg, ohne Unterschied, verschwendete ein reiches Glück, das ihm ein geitziger Vater zusammen gescharrt hatte, ohne die Zufriedenheit zu genieſſen, die Wohlthaten auszutheilen, sich auch nicht über andere zu erheben, daß er mit Nach-

dencken geschenckt hätte. Er theilte seine Reichthümer ohne Unterschied aus, daß er gar bald in mittelmäßige Glücksumstände gerieth. Doch war er noch in so weit glücklich, daß sein Vater, der es schon vorher sahe, was ihm begegnen würde, ein Gut von ohngefehr zwölf tausend Livres Einkünften angeschaft hatte.

Da ihn die Liebe ungedultig machte, redete er mit meinem Großonckel davon, und trieb ihn an, mich seiner Zärtlichkeit zu gewähren. Mein alter Vetter, der mich gerne vermählt sehen wollte, ward mit meiner Mutter einig, daß man meinen Bruder jeeher jelieber auf die Reise schickte, und meine Vermählung sogleich vollziehen wollte. Warum, sagte eines Tages Herr Dümont zu mir, will mich der Herr von Lavignan doch nicht zu seinen Schwager haben? Er nennt mich seinen Freund, borgt Geld von mir, und erweißt mir Freundschaft, die mich beschämt, gleichwohl ist er doch ganz allein die Hinderniß an meiner Zufriedenheit. Mein Bruder, gab ich ihm zur Antwort, der in seinen Adel vernarrt ist, verlangt, daß ich mit einem Herrn vom Stande vermählt werden soll. Sehen sie, das ist die einzige Ursache seines Widerstandes. Er hat aber, versezte er, vorm Jahre, ohne Zweifel, eben so gedacht, gleichwohl versprach er mir, alle Kräfte

anzuwenden, mir in meinem Gesuch zu dienen. Ich weiß nicht, fuhr er fort, was ich von der unordentlichen Aufführung dencken soll, das weiß ich aber wohl, daß, so unadelich ich auch seyn mag, ich mich wohl hüten würde, auf solche Art zu verfahren. Das macht, antwortete ich weil sie besser dencken, davor ich ihnen auch verbunden bin. Ich kan ihnen, Madame, das kluge und alberne Zeug, das der arme Mensch zusammen vorbrachte, nicht alles erzählen.

Ein Mann hat keinen Verstand von nöthen, dem Frauenzimmer zu gefallen. Herr Dümonts Gestalt war so ausnehmend, daß wir nicht beysammen erscheinen durften, ohne aller Leute Augen auf uns zu ziehen, das Frauenzimmer beneidete mich. Wir waren bey einem feyerlichen großen Mahl, das der König zu Versailles ausrichtete. Meine Mutter verließ ihr Spiel gerne, mich dahin zu führen. In dem großen Paradesaale setzte man uns zu zwo schönen und wohl gepuzten Frauenspersonen. Ich schmeichelte mir den Herrn Dümont an meiner Seite zu haben, insonderheit weil er so eifrig that. Denn er that sich keinen Zwang an, seine Augen, die ziemlich schön waren, sahen auf niemanden, als auf mich. Der König, die Prinzen, noch die prächtige Gesellschaft waren fähig, ihn zurück zu halten.

Glückliche Narrheit, die so gar den Wohlstand vergißt, den Sinnen ihre völlige Wirckſamkeit überläßt, die kein menſchliches Anſehen in ihrem Vergnügen zu ſtören mächtig genug iſt!

Nur eins machte mir Sorge, und verhinderte mich an dem völligen Genuße meiner Zufriedenheit. Ich befürchtete nur, Herr Dümont möchte reden, und nach Gewohnheit dummes Zeug herſchwätzen. Ich merckte, daß ihn die beyden Frauenzimmer, ſo bey uns ſaſſen, ſehr aufmerckſam betrachteten, und wollte nicht, daß meine Eitelkeit bey dieſer Unterſuchung zu kurtz kommen möchte. Daher ſagte ich ihm heimlich ins Ohr, nicht laut zu reden, weil es an den Orten, wo der König wär, der Gebrauch erforderte. Wiewohl meine Ermahnung half nichts. Das Schauſpiel von Pourceaugnac, dem bürgerlichen Edelmann, welches nach dem Ballet vorgeſtellt ward, brachte ihn zu einem ſo ausgelaſſenen lauten Lachen, das alle Leute ihre Augen auf uns richteten. Ich ſchämete mich ſo ſehr, daß ichs verredete, die Zeit meines Lebens, mit ihm nicht wieder öffentlich mich ſehen zu laſſen. Meine Mutter war ſtandesmäßig gekleidet, noch ſchön, und von vornehmen Anſehen. Ein Prinz vom Geblüte hatte uns bemerckt, und erkundigte ſich nach uns. Meine Mutter hatte verſchiedene Perſonen von Hofe

angetroffen, die sie kanten. Man sagte dem Prinz, wir wären Frauenzimmer vom Stande aus der Provinz. Nach der Comödie wurden wir zur Abendmahlzeit in ein Haus eingeladen, wo ein Ball gegeben ward. Herr Dümont reichte meiner Mutter die Hand, und weil er sehr eifersüchtig war, vergaß er seine Pflicht, als Führer, sahe öfters hinter sich, damit der Cavalier bey mir, mich nicht entführte. Meine Mutter, die seine Unruhe merckte, hieß mich vorher gehen. Sie stellete den Herrn Dümont den andern, als ihren nächst künftigen Schwiegersohn vor. Ich hatte ihn gewarnt, daß man in dergleichen Häusern, wo man das erstemal, und insonderheit nicht bekant sey, wenig reden müßte. Meine Mutter, welche einige Ausschweifung in seiner Liebe besorgte, sezte sich zwischen uns beyde, das war ihm sehr unangenehm. Denn bald stieß er mich an die Knie, bald küßte er mir die Hand, er as nur, was ich angeführt hatte, und that dergleichen mehr. Er hielt sich aber, etliche elende Streiche ausgenommen, so ziemlich ruhig.

Welche Marter, wenn man bey jedem Worte einer geliebten Person, zittern muß! Man kan einen Gegenstand nicht lange lieben, den jedermann aus lachet. Ich erfuhr es bald darnach. Oefters war ich ganz verliebt, wenn ich den Herrn Dümont

ansahe,

ansahe, bald darauf aber ward er mir ganz verächtlich, wenn er abgeschmacktes Zeug vorbrachte. Jezuweilen glaubte ich, daß ich von einer Paßion, die mein Glück befördern konte, völlig geheilt wär. Wenn wir tief im Lande gelebt hätten, so wären wir nur mit unserer Vereinigung beschäftigt, und mir die ganze Welt gleichgültig gewesen. Allein meine Zärtlichkeit konte den muthwilligen Spöttereyen meines Bruders, und der Einbildung, von den Urtheilen der Welt nicht widerstehen. Ueberhaupt macht die Schönheit starcken Eindruck, abgeschmackte Dummheit aber vertilgt ihn wieder, wenn man nicht wenigstens einander gleich ist.

Einsmals fragte mich Herr Dümont, ob ich ihn wohl genugsam liebte, daß ich mich zu einem kühnen Unternehmen entschliessen würde. Ich war mehr über den Ton seiner Stimme, als über die Frage selbst bestürzt. Ich antwortete ihm, daß ich von Natur sehr furchtsam wär, und mich zu einem Unternehmen, darzu Herz und Muth erfordert würde, nicht wohl schickte. Wenn sie mich lieben, fuhr er fort, so kan nichts mehr hinderlich seyn, daß ich ihr Gemahl werde. Weder ihr Bruder, der mich nur betrügt, noch ihre Frau Mutter, die es nur aufhält, können uns von einander trennen. Ey, wie! Sagte ich sehr lebhaft, muß man es anfangen?

Ich

Ich will, versezte er, einen Priester verschaffen, der uns, ohne ihre Einwilligung, trauen soll, und ist das geschehen, so müssen sie wohl unsere Vermählung gelten lassen, oder was daran fehlt, erfüllen. Meiner aufgeräumten Gemüthsart nach, an statt unwillig zu werden, fieng ich herzlich an zu lachen über diese Reden. Der arme Dümont ward über mein lustiges Wesen, in dem Augenblicke, da er mich sehr zu rühren meynte, überaus verdrießlich, und sagte mit einer verächtlichen Miene, ich hielt es mit den andern, ihn zu betriegen. Diese Reden störten mein heftiges Lachen, ich gebot den Herrn Dümont in einem ernsthaften Tone, daß er mir nicht wieder vor die Augen kommen sollte. Niemals habe ich einen Menschen in größerer Bestürzung gesehen. Er fiel mir zu Fusse, drohete, sich zu tödten, und that alles, was ihm seine Liebe und Verzweiflung in den Sinn brachte. Während diesem Auftritt kam mein Bruder darzu, und da er Dümont in Scham und Bestürzung fand, fragte er nach der Ursache, die ich ihm aber nicht sagen wollte. Mein Bruder machte eine Veränderung, ich will wetten, sagte er, er ist so unbescheiden gewesen, und hat eine Liebesgunst rauben wollen! Ach, das verlohnte die Mühe nicht, daß man böse darüber wird. Ich will euch beyde wieder aussöhnen.

Ich saß mit niedergeschlagenen Augen auf meinem Stuhle, mein Bruder kam, nahm Dümonts Hand, und führte ihn zu mir. Wohlan, Schwesterchen, du thust ja, wie ein Kind, die Zeit ist vorbey, da man über solche Fehler verdrießlich ward. Man weiß wohl, daß ein Frauenzimmer spröde thun muß, du hast aber Verstand, und treibest das Gezier viel zu weit. Hier ließ ich meinen Zorn über meinen Bruder aus. Gehet, sagte ich, ihr habt weder Hertz, noch Ehre, hier konnt es auf Vorwürfe über eure Aufführung an.

Mein Bruder hatte zu viel Verstand, daß er den Sinn dieser Worte nicht hätte verstehen sollen. Erklärt mir doch das Fräulein, sagte er: Wenn der Herr hier übels redet, so muß man ihm Lebensart lehren. Dümont besaß nicht viel Verstand, es fehlte ihm aber nicht an Hertz und Muth. Er fieng an zu sprechen. Ich habe, versezte er, dem Fräulein nichts gesagt, als was wahr ist. Seit Jahr und Tag werde ich mit meinen Sorgen und Diensten verspottet. Ich verlange nichts mehr, als in solchen, als ihr Schwager, fort zu fahren. Ich will aber nicht bey der Nase herum geführt seyn, und man soll sehen, daß ich nicht so dumm bin, als man sich hier einbildet, wenn man kein Ende von der Sache macht.

Mein Bruder fande sich getroffen, er sahe wohl, daß es ihm gereuen möchte, wenn er den Herrn Dümont vor den Kopf stieß. Ich weiß auch nicht, ob dieser nicht klug genug hätte seyn mögen, die Zahlung der ausgestellten Handschriften für die vorgestreckten Summen zu fordern. Er zog also gelindere Seiten auf, und sagte, mit seiner gewöhnlichen lustigen Miene: Ich sehe wohl, daß hier eine Liebeszänckerey ist, darein ich mich nicht mengen will, weil ich versichert bin, ihr werdet euch allein zusammen schon verstehen. Meine Mutter wartet auf mich, daß ich sie zur Marschallen von D*** begleiten soll, wo sie zu Abend speißen wird. Lebet wohl! hiermit gieng er fort und machte die Thür zu.

Ich konte mich von meiner Bestürtzung, über meines Bruders Mäßigung, und des Herrn Dümonts Standhaftigkeit kaum wieder erholen, ich wußte nicht, was ich davon dencken sollte, weil ich aber doch in meinen Muthmasungen gewiß seyn wollte, so sagte ich zu ihm, ich glaube, daß sie den Herrn am rechten Orte gefaßt haben, sie werden mir aber einen Gefallen thun, wenn sie mir melden, wie viel er ihnen schuldig ist, und was sie für Sicherheit haben. Mein Fräulein, antwortete er, ich habe noch nicht mit ihm zusammen gerechnet, allein in meiner Briefstasche mag ich wohl auf

zwölf

zwölf tausend Francken Scheine von ihm haben. Ach! Mein GOtt, schrie ich, wo hat er denn alle das Geld hin gethan? Ich habe es ihm geliehen, versezte Dümont, und mich nicht darum bekümmert, worzu er es angewandt hat. Wenn er aber mich länger aufzuhalten gedenckt, so soll er sehen, was ich zu thun fähig bin.

Diese Drohungen machten mir wenig Unruhe. Ich hatte von meinem Bruder schon eine Meynung gefaßt, die ihm wenig Hochachtung machte, aber für meine Mutter war ich besorgt, daß sie auf seine Seite treten, und ihre Einwilligung zu meiner Vermählung versagen möchte. Ehe ich mich also mit dem Herrn Dümont völlig, und wie ich wünschte, wieder aussohnete, so gab ich ihm zuverstehen, daß er nicht wohl gethan hätte, meinen Bruder verdrießlich zu machen, weil meine Mutter, die ihn sehr liebte, es ihm nicht vergeben würde, wenn er die Sache kund machte. Wohl gut! Sagte er zu mir, sie zu Frieden zu stellen, werde ich noch einen Monat zu sehen. Wird er aber binnen der Zeit seine ungerechte Weigerung fort treiben, so werde ich, nach aller Schärfe mit ihm verfahren. Ich meynte, daß er mir gute Worte geben, und sich gefällig gegen mich bezeugen würde, ich hatte mich aber betrogen. Er war aufgebracht, und wer weiß,

was dergleichen Leute für Gedancken im Kopf haben. Er blieb noch wohl eine Viertelstunde aber ziemlich kaltsinnig bey mir, endlich verließ er mich, zu unsern Vetter zu gehen, mit dem er gesprochen hat, davon ich den andern Tag von meiner Mutter Nachricht erhielt, die mich zu sich rufen ließ.

Herr Dümont war kaum von mir weg, so fieng ich für Unmuth herzlich an zu weinen. Nun mehro empfand ich erst meinen unglücklichen Zustand völlig. Bey anderer Gelegenheit würde ich dem Herrn Dümont seine Hertzhaftigkeit nicht vergeben haben. Ich sahe es für niederträchtig an, wenn er nachgegeben hätte. Es reuete mich recht aufrichtig, wiewohl ich mich an meinen Bruder hielt. Doch ist es nicht der lezte Fehler, den er mir hat begehen lassen. Ich entschloß mich, was sich auch eräugnen möchte, abzuwarten, und keinen Schritt zu thun, einen Mann zu behalten, der wie es schien am ersten gebrochen hatte.

Ein vernünftiger Mann hätte nicht besser verfahren können. Meine Mutter ließ mich den andern Tag früh in ihr Zimmer rufen. Euer Bruder, sagte sie, hat sich ganz geändert, ich weiß nicht, aus was für einer neuen Ursache er gegen den Herrn Dümont sehr behutsam und kalt geworden ist.

Er sagt, es wär besser, daß ihr euch mit ihm vermählt, als, in Ansehen eurer geringen Glücksumstände, auf eine andere Gelegenheit wartet, die vielleicht niemals so gut wieder kommen möchte. Euer Vetter verlangt ebenfalls diese Vermählung, also ist zu eurer Zufriedenheit keine Hinderniß mehr vorhanden, und ihr könnet euren Liebhaber diese gute Zeitung zuwissen thun.

Meine Mutter ward über mein Stillschweigen, und die kaltsinnige Miene, mit der ich diese Nachricht anhörte, bestürzt. Nun, fuhr sie fort, was soll denn das heissen? Eure Aufführung ist eben so sonderbar, als eures Bruders Betragen. Erklärt mir doch das Räthsel. Sie haben Ursache, erwiederte ich, unser Verfahren für wunderlich anzusehen, sie werden sich aber nicht mehr darüber wundern, die Ursache ist ganz natürlich, wenn sie wüßten, was gestern zwischen uns vorgegangen ist. Hierauf erzählte ich ihr den ganzen Verlauf, und wie mich Herr Dümont beleidigt hatte. Sie dachte eine Weile nach, und beschloß endlich, daß man dem Herrn Dümont nicht entgegen gehen, sondern, bis er von selbst wieder käm, erwarten sollte.

Können sie wohl glauben, daß er lange aus blieb, und nichts von sich hören ließ? Ich konte mich

in sein Betragen nicht finden. Meine Selbstliebe versicherte mich, daß er es nicht zu einen völligen Bruch würde mit mir kommen lassen. Ich meynte, er müßte kranck seyn. Für mich wollte es sich nicht schicken, daß ich nach fragen ließ. Indessen beunruhigte mich dieses, ich dachte auf Mittel, meinen Stolz mit meinem Herzen zusammen zu stimmen, als mein Bruder mit einem ernsthaften Gesicht in mein Zimmer trat. Ihr dürft, sagte er an den närrischen Kerl nicht wieder dencken. Er verlangt Sicherheit über einige Kleinigkeiten, die er mir vorgeschossen hat. Die Rabulisten haben ihm weiß gemacht, daß, weil ich noch nicht mündig wär, meine darüber ausgestellten Scheine keine Kraft hätten. Er schreiet überall aus, daß ich ihn betrogen hätte. Ihr mögt sehen, versetzte ich, wie ihr euren Streit ausmacht, auch sagte ich ihm, daß meine Mutter bereit sey, mich ihm zu verwilligen. Und ich, melde euch, fuhr er fort, daß ich es nimmermehr leiden werde, wenn man auch sich meiner Reise zu Nutze machen wollte, diese Vermählung zu vollziehen, so werde ich nicht weg reisen. Ich suchte ihn auf vernünftigere Wege zu bringen, es war aber vergebens. Er blieb auf seinem Sinne. Er wußte, und merckte wohl, daß, wenn ich einmal vermählt wär, ich mich nicht mehr nach seiner Phantasie richten, und Dumont vielleicht von mir verlangen möchte, mich

seiner zu entschlagen. Sein Eigensinn, und die meiner Zufriedenheit gemachte Hinderniße weckten meine lebhafte Zärtlichkeit gegen den Herrn Dümont wieder vom neuen auf. Gleichwohl wollte sich dieser auch nicht wieder einfinden, und ich durfte keinen Schritt wagen, weil ich mich zu tode geschämt haben würde, wenn er mir nicht gelungen wär. Mein Bruder hatte sich, wegen seiner Sache, Raths befragt, und man hatte ihm gesagt, daß seine Scheine nichts gelten könten. Mit meiner Mutter aber, war die Sache ganz anders. Herr Dümont hatte von ihr Verschreibungen, welche zu bezahlen, ihr gantz Vermögen nicht zulangte. Dümont war listig, er wartete nur darauf, daß sie kommen, und unsere Verbindung suchen sollten. Meine Mutter, die darüber unruhig ward, daß er nicht kam, und ihm ein so kluges Verfahren nicht zu trauete, nahm es auf sich, zu ihm, in ihrem Nahmen, zu schicken. Er ließ eine sehr höfliche, aber weitschweifige Antwort ertheilen, daß ihn unvermeidliche Geschäfte, sie zu besuchen abgehalten hätten.

Bey diesem Streiche hielt ich ihn für mich verloren, ich war gantz untröstlich. Man empfindet niemals mehr, wie lieb uns ein Gegenstand ist, als wenn man sich seiner entschlagen soll. Ich liebte

ihn, ich betrachtete seine Aufführung als wohl anständig, als ganz vernünftig. Denn tadeln konte ich ihn nicht, daß er sich den Händen meines Bruders zu entziehen suchte, den ich ebenfalls, als die Ursache meines verlornen Glückes, zu hassen anfieng. Seine witzigen und muthwilligen Einfälle, die mich belustigen sollten, machten mich ungeduldig. Wir wurden gegen einander verbittert. Bald gieng ich ihm mit großer Sorgfalt aus dem Wege. Er merckte es, er wendete alle Possen an, mich zu besänftigen. Meine Mutter söhnete uns, nur dem Scheine nach, wieder aus. Ich konte ihm aber doch das Uebel nicht vergeben, das er mir durch sein Betragen zu zog. Wollte GOtt, daß ich meinem Kopfe, in dem Anschlage, den ich faßte, gefolgt hätte, nehmlich aus meines Vetters Hause und in ein Kloster zu gehen.

Dümont liebte mich noch immerfort, er litte von dem sich selbst auferlegten Zwange, einen gantzen Monat von uns zu bleiben, sehr viel. Wenn er nicht gemeynt hätte, daß ich allzu starck auf meines Bruders Seite hieng, so würde er mir die vermeyntlichen Ursachen seiner Gleichgültigkeit in Geheim haben wissen lassen, er trauete mir aber nicht, aus Besorgniß, seine Anschläge möchten krebsgängig, und ihre Wirckungen verhindert werden.

Wäh-

Währender Zeit er diese Comödie spielte, bildete ich mir seine Veränderung gewiß ein, und krönckte mich herßlich darüber. Aus Stolz konte ich mich keinem Menschen vertrauen. Seit einiger Zeit merckte ich, daß meine Hofmeisterin sehr vertraulich mit meinem Bruder lebte, die würde also mein Geheimniß nicht verschwiegen haben. Meine Mutter hatte einen Mohr, der mir sehr zugethan war. Ich fragte ihn, ob er wohl des Herrn Dümonts Absichten geschickt ausforschen könte? Und auf den Fall, wenn er noch einerley Meynung hegte, ob er ihm einen Brief von mir übergeben, und Antwort bringen wollte? Der Mohr richtete seine Sache geschickt aus, er brachte ihm den Brief. Er entschuldigte sein Aussenbleiben, mit den bereits erzählten Ursachen, versicherte mich seiner herzlichen und beständig treuen Liebe, und bat mich inständigst um eine Zusammenkunft.

Mein Bruder war mir sehr überlästig, ich mußte einen Vorwand haben, auszugehen. Es war eben Fastenzeit, ich wendete die Andacht vor. Mein Bruder, der weder Religion, noch Gewissen hatte, lachte mich aus, er ward aber durch meine Betrügerey selbst verspottet. Er sagte zu meiner Mutter, daß ich mich der Hülfe aller dummen Mägdgen bediente, weil ich einen Liebhaber verloren hätte. Ich

bekümmerte mich um seine Spötterey nichts, wenn ich nur meinen vorgesezten Zweck erhielt. Meine Hofmeisterin war kranck, diese Zeit ergrif ich, mit dem Herrn Dümont zusammen zu kommen. Ich nahm den Mohr meiner Mutter mit mir, und gieng nach einer Kirche bey den Kohlgärten, sehr weit von unserer Wohnung. Ein langer Klostergang diente uns zum Sprachzimmer. Allein ein junger Mönch, den unsere Gesichtsbildung rühren mochte, bot uns einen sehr saubern Saal an, wo wir uns miteinander unterhalten konten, so lange wir wollten. Herr Dümont, den diese Höflichkeit sehr wohl gefiel, beschloß mit ihm Bekantschaft zu machen, und es gelung ihm, uns einen Freund zu erwerben. Sie können es kaum glauben, was der Kummer bey dem Herrn Dümont für eine Veränderung gemacht hatte. Er war gar nicht mehr der dumme Pinsel, der ins Gelack hinein redete, oder abgeschmacktes Zeug sagte. Eine ernsthafte Miene gab ihm ein Ansehen, seine Augen einen Nachdruck, die, kurz zu sagen, seine ganze Person belebten. Ich kam von dieser Zusammenkunft weit verliebter, als jemals wieder zurück, mit dem Entschluß ihm getreu zu bleiben. Meine gegen ihn empfundene Kaltsinnigkeit, war nichts anders, als die Wirkung der boshaften Einschläge meines Bruders, und vielleicht meiner vorgefaßten Meynung, da

ich ihn sogleich für einen unerträglichen Narren gehalten hatte.

Wir kamen öfters an eben dem Orte zusammen. Diese unschuldigen Unterredungen sind mir die angenehmsten Augenblicke in meinem Leben gewesen. Es war mir nicht mehr möglich, öfters auszugehen. Meine Hofmeisterin befand sich besser, und Ostern war vorbey, daß mir also der Vorwand entgieng. Wiewohl, weil ich einmal in der Hitze war, ersanne ich einen Ranck, der mir auch gelünge. Ich führte eines Tages meine Hofmeisterin mit mir, und hielt mich sehr lange und mit Fleiß im Beichtstuhle auf, darüber ward sie ungedultig, und schwur, daß sie dergleichen Frohndienste nicht wieder thun wollte. Das war es eben, was ich verlangte. Ich bediente mich allezeit der früh Messen, wenn meine Mutter noch schlief, zu unsern Zusammenkünften. Eine Senfte trug mich nach den Kohlgärten zu. Herr Dümont hatte es mit dem Geistlichen, unsern Vertrauten, abgeredt, und ihm seine Absichten gegen mich, auch meiner Verwandten Hinderung in unserer Vermählung gemeldet.

Auf solche Art brachten wir ein halbes Jahr hin. Herr Dümont kam sehr selten in unser Haus, und das geschah auch nur der Geschäfte wegen. Er

drang in meine Mutter, wie wir es abgeredt hatten, daß sie ihre Schuld abtragen möchte, und mein Bruder, der nicht mehr wußte, was er vorwenden sollte, gieng ihm beständig aus dem Wege. Herr Dümont stellte sich, als ob er nicht weiter auf unsere Vermählung dächte, welches meine Mutter heftig verdroß. Weil sie aber viel zu stolz war, mich einem Manne anzubieten, der mich zu verachten schien, so stellte sie sich ebenfalls, als ob ihr nichts daran gelegen wär. Ich selbst stellte mich gantz gleichgültig gegen ihn, ob mir es gleich schwer ankam, denn seine Aufführung hatte meine Empfindungen völlig wieder rege gemacht. Ich fand so gar in unserer geheimen Liebe so viel unschuldige Annehmlichkeiten, daß ich wünschte, der Zustand möchte lange fort dauren.

Allein die Zerstörung war nicht weit mehr entfernt. Mein alter Onckel starb plötzlich, und nun empfand meine Mutter alles der Dürftigkeit anklebendes Unglück. Die Schulden übertrafen die Erbschaft. Die Erben welche reich waren, sagten sich davon los, und die Gläubiger bemächtigten sich allem was sich von Hausgeräthe, Landhäusern und allen beweglichen Gütern fande, ersuchten auch meine Mutter, sich nach einer andern Stätte umzusehen.

Nun stellen sie sich einmal Leute vor, die in allem Ueberfluße gelebt haben, und auf einmal in die äusserste Dürftigkeit, zwey hundert Meilen von ihrer Geburthsstätte entfernt, gerathen sind. Man ließ uns nicht ein Geräthe zu unsern Gebrauch. Man trieb die Härtigkeit gar so weit, daß man von meiner Mutter Quittungen über den unsern Vetter bezahlten Hauszinß forderte. Meine Mutter zog einige Rechtsverständige zu rathe, die sie noch aus dieser Widerwärtigkeit erlösten.

In dieser äussersten Drangsal nahm sie ihre Zuflucht zu Leuten, die sie für ihre Freunde hielt, die ihr aber alle Dienste versagten, andere meideten sie mit höchsten Fleiß, die rechtschaffensten entschuldigten sich mit ihren Unvermögen. Endlich miethete sie in der größten Noth eine Wohnung in dem entferntesten Stadtviertel, die sie, nach Nothdurft ausputzte. Ich hatte alle Mühe anzuwenden, den Herrn Dümont in seiner großmüthigen Bewegung zurück zu halten. Er wollte meiner Mutter sein ganzes Vermögen anbieten, das sie auch gewiß angenommen, und in kurtzer Zeit völlig verschwendet haben würde. Nunmehro fieng ich an zu erfahren, wie nöthig es sey, die einzige uns noch übrige Hülfe zu ersparen, und erkante die Aufführung der Meinigen, daß ich mich wegen ihrer Verschwendung

in

in Acht zu nehmen hatten. Ich wollte es durch aus nicht zu lassen, daß der arme Dümont sich für Leuten ins Verderben stürtzen sollte, die ihm eine große Ehre anzuthun glaubten, wenn sie seine Dienste annähmen. So viel vergönnete ich ihm, daß er meiner Mutter eine Summe anbot, die sie aus der größten Verwirrung zuziehen hinlänglich war. Er folgte mir, und verfuhr darinne auf die manierlichste Weise. Ich sage es noch einmal, bey Thaten, die aus Empfindung geschehen, hilft der Verstand nichts, das Hertz allein wirckt, und ist auch starck genug.

Dümont kam zu meiner Mutter, und sprach mit ihr von den kleinesten Umständen ihres Zustandes, tröstete sie, ergrif die Gelegenheit, da sie beschäftigt war, mir zu melden, er hätte in ihr Nehkörbgen einen Wechsel von tausend Thaler heimlich gesteckt. Er gieng weg, und meine Mutter ward dieser Galanterie nicht gleich inne. Ich that, als ob ich auch von nichts wüßte, besorgte aber, der Zettel möchte heraus und meinem Bruder in die Hände fallen, und sagte, der Herr Dümont habe ihr Nehzeug in Händen gehabt. Was sicht den Schöps an, erwiederte sie? Da sie es ansahe, fiel ihr der Wechselbrief in die Hand, den sie geschwind öfnete. Ach! Mein GOtt, schrie sie, der rechtschaffene

schaffene Pürsch hegt noch immer viel Gütigkeit gegen uns, ohngeacht eures Bruders ungezogenes Verfahren, läßt er sich doch nicht abschrecken. Wir legten es miteinander ab, ihm nichts davon zu sagen, sondern das Geld zur höchsten Nothdurft anzuwenden. Ich nahm es über mich, uns schriftlich zu bedancken, und Abends suchte ich Gelegenheit einen Brief an Herrn Dümont zu senden, und eine Zusammenkunft zu veranlassen.

Mein Brief war sehr rührend, und vergalte mit Empfindungen, dasjenige, was er aus Liebe gegen mich that. Meine Mutter entschloß sich, ihm meine Hand anzubieten, mit dem Beyfügen, daß sie sich glücklich schätzte, einen Theil ihrer Schuld bey ihm abzutragen. Dümont konte seine Freude nicht bergen, und unserer Abrede zuwider; bezeugte er gegen meine Mutter sein innigstes Vergnügen, mein Gemahl zu werden, gar zu lebhaft. Darinne begieng er aber einen Fehler, denn jemehr er Liebe für mich bezeugte, jeweniger Verbindlichkeit glaubte meine Mutter ihm schuldig zu seyn, jedoch zeigte sie ihm ihre Erkentlichkeit in den zärtlichsten Ausdrücken, daß man hätte glauben sollen, sie meynete es ganz aufrichtig. Er antwortete, wie ein Verliebter, der kein grösseres Glück, als den Besitz desjenigen, was er liebt, erkent.

An

An eben dem Abend noch verschloß sich meine Mutter mit meinem Bruder in ihr Zimmer. Ich war so neugierig zuzuhören, was sie miteinander sprechen würden. Ich kan mich ihres Gespräches, ohne mich meines Bruders zu schämen, nicht erinnern, der meiner Mutter gefaßten Entschluß aus allen Kräften bestritte. Er war nur der Vermählung deswegen entgegen, weil er alle seine Hofnung auf meine Schönheit gründete. Er merckte wohl wenn ich einmal vermählt wär, so würde er die Gewalt, nicht mehr haben, mich in zweydeutige Streiche einzuflechten, daraus er seinen Vortheil ziehen könte. Seine Verzweiflung war seiner Niederträchtigkeit, und der Unwürdigkeit seiner Absichten gleich. Sie werden es aus der Folge sehen, daß ich mich in meinen Muthmassungen nicht geirrt habe, die nur gar zu gewiß waren. Meine von der Liebe gegen diesen unwürdigen Sohn verblendete, vielleicht auch nicht so einsehende Mutter warf ihn nur seine Undanckbarkeit gegen einen Mann vor, der ihn mit Wohlthaten überhäuft hatte, und unsers Elends, ohngeacht, sich für glücklich schätzte, mein Gemahl zu werden. Ihr Entschluß war endlich, daß sie mich in wenig Tagen trauen lassen wollte. Er antwortete in einem zornigen Tone, sie sey Herr, die Vermählung zu vollziehen, ihn könte sie aber nicht zwingen, ein Zeuge dabey zu seyn. Ich schlich mich so-

gleich von der Thüre, wo ich gehorcht hatte fort und in mein Zimmer.

Kaum war ich wieder darinne, so pochte er, an meine Thüre. Ich mache euch mein Compliment, sagte er, mit einer sehr höhnischen Gebehrde, über eure Vermählung. Sie ist eurer Gedenckensart recht angemessen. Was! Ihr, meine Schwester, das artigste Frauenzimmer von Paris, aus einem der ältesten Häuser von Provence, wollt den Sohn eines Schuhputzers, der Livereyen getragen hat, heurathen? Einen Narren, einen Lumpenhund --- Er wollte mehr sagen, allein ich hielt ihn in seiner Litaney von Schmähungen auf. Was! Ihr mein Bruder, sagte ich in gleichem Tone zu ihm, von dem ältesten Adel in Langvedock, der so hohe Absichten führt, verlangt, und nehmt gleichwohl die Dienste von einen Narren, von einem Lumpenhund an --- Ohne Zweifel, versezte er, darzu muß man eben solche Leute brauchen. Muß man es nicht mit seinem Schneider, Goldschmidt, Schuster, und allen, die man braucht, eben so machen? --- Man thut nicht besser, mein Herr, antwortete ich ihm, und wenn ihr Ursache findet, Schulden zu machen, und nicht wisset, wie ihr sie bezahlen könnet, so werdet ihr mich doch nicht hindern, euch zu melden, daß meine Neigung, meine Danckbarkeit, mein Glück,

meine

meine Versorgung, kurtz zu sagen, alles, mich mit einem Mann zu vereinigen, antreibet, der sich vielleicht schämen wird, sich mit euch zu verbinden, wenn er eure Gedenckensart wissen sollte.

Das heißt doch noch eine ziemliche Predigt, versetzte mein Bruder; wenn ihr mir aber folgen wollt, so werdet ihr mir doch gestehen, daß eure Vermählung euer Glück und eure Versorgung bey weiten nicht befördern, wohl aber beydes zerstören wird. Mein Bruder war an Schlußreden sehr fruchtbar, er konte den abgeschmacktesten Sachen einen verführerischen Schein der Richtigkeit beylegen, der öfters den Klügsten hätte beschämen sollen. Ich hatte oftmals gesehen, daß er sich mit seinen besondern witzigen Einfällen aus Händeln gezogen hatte, also hatte ich nicht zu besorgen, daß er mich zur Veränderung meines Entschlusses bringen würde, ich blieb unbeweglich, nur dafür war mir leid, er möchte gar zu lebhaft in mich dringen, und die Hofnung fassen, etwas über meinen Verstand zu gewinnen. Den Sieg wollte ich ihm nicht, noch ihn in der Einbildung lassen, als ob er mich beredt hätte. Ich hieß ihn stillschweigen, und sagte, daß ich dem Herrn Dümont mein Wort gegeben, und er auch dergleichen von meiner Mutter erhalten hätte, und von dem Augenblicke an, hielt ich ihn für meinen Gemahl.

mahl. Er zuckte die Achseln, und wollte fort reden, als ich meine Laute ergrif, die ich so ziemlich spielete. Er hörte mir wohl eine Viertelstunde zu, weil er aber sahe, daß ich nicht aufhörte, wünschte er mir eine gute Nacht, und gieng fort.

Den andern Tag darauf versuchte er wieder, besonders mit mir zu reden. Da ihm dieses nicht angieng, schrieb er mir einen so ausserordentlichen Brief, als man sich kaum einbilden kan. Wie er sahe, daß ihm auch alles von der Seite fehl schlug, machte er sich an meine Mutter; das war aber auch vergebens. Sie hatte ihren Schluß gefaßt, die Besorgniß, die Gelegenheit möchte entgehen, und ich ich in der Schande sitzen bleiben, triebe sie an, den Einblasen meines Bruders kein Gehör zu geben. Sie überwarf sich mit ihm. Aus Verdruß, daß er meine Vermählung nicht hintertreiben konte, reisete er des Tages darnach aufs Land, und kam nicht zurück, bis er sahe, daß er mit seinen Mutten zu viel verlieren würde.

Meine Trauung geschahe ohne Gepränge, und dadurch gewann ich mehr, als zwanzig tausend Thaler, die Herr Dümont meiner Mutter und meinem Bruder vorgeschossen hatte. Wir blieben auf dem Lande, wo mein Gemahl ein sehr artiges Guth,

auch solches nach gutem Geschmack ausgepuzt hatte, wo ich auch einen guten Theil des Jahres zu bleiben gedachte. Wir lebten hier in der vollkommensten Glückseeligkeit. Mein Bruder ließ nichts von sich hören. Dieses Betragen beunruhigte meine Mutter, die gleichwohl ganz glücklich lebte, und in der Nachbarschaft eine angenehme Gesellschaft fande. Ob sie auch gleich kein kleines Spiel liebte, so gefielen ihr die neuen Bekantschaften doch treflich wohl. Der Ritter von B*** blieb öfters ganze Wochen bey uns, und vertrieb ihr die Zeit aufs angenehmste. Wir lebten in der besten Vereinigung. Die Vermählung hatte, den Herrn Dümont weniger beunruhigt, und weit vernünftiger gemacht. Da er mir nur zugefallen suchte, enthielt er sich seiner abgeschmackten Scherze, daran es ihm ein Jahr vorher nicht fehlete. Die gute Gesellschaft gab ihm freylich nicht mehr Verstand, zum wenigsten machte sie ihn doch erträglich. Ich liebte ihn recht von Herzen, und meiner Glückseeligkeit fehlte nichts mehr, als die Gewißheit, daß nur mein Bruder nicht wieder kommen möchte.

Als wir eines Tages zu Tische saßen, hörten wir im Hofe einen großen Tumult von Pferden. Meiner Mutter Rohr kam ganz bestürzt gelaufen, und meldete, das der ganze Hof voller Jäger wär, und

er glaubte, er hätte meinen Bruder darunter gesehen. Mein Mann stand auf, Erkundigung einzuziehen, er fand meinen Bruder vor der Thüre, im Jägerkleide nebst vielen Personen von vornehmen Ansehen.

Mein verrätherischer Bruder, grüßte meinen Gemahl, als wenn er ihn niemals beleidigt hätte, und mit einer zuversichtlichen Freundlichkeit, er gieng zu meiner Mutter, und sagte zu ihr: Ich bitte den Prinz um Vergebung, wenn ich ihnen nichts von der Ehre, die er uns erweiset, vorher gemeldet habe, er hats aber nicht zugegeben. Er nahm mich darauf bey der Hand. Hier, sagte er zum Prinz, ist unsre junge Frau, die ich ihrer Hoheit vorzustellen, mir die Freyheit nehme. Der Prinz grüßte mich mit größter Höflichkeit, und da er sich gegen meine Mutter wandte, machte er Entschuldigungen, daß er sie beunruhigte. Eine freundliche Miene und Kopfnicken war alles, was der arme Dümont vom Prinz erhielt. Ohne Zweifel hatte ihm mein Bruder nicht gesagt, daß er in seinem Hause wär.

Ich befand mich im fünften Monate meiner Schwangerschaft. Die Ungemächlichkeiten dieses Zustandes und meine nachläßige Kleidung machten

mich sehr verändert. Ich merckte, daß es meinem Bruder verdroß. Indessen schien der Printz mit meiner Gestalt wohl zufrieden zu seyn, der mich ziemlich freundlich anblickte, und Reden führte, die für eine verbuhlte Frau sehr schmeichelhaft gewesen seyn würden, bey mir aber es nicht seyn konten. Ich that, als ob ich sie nicht verstände. Ich lächelte meinen Gemahl zärtlich an, welches den Zwang seines Zustandes versüssete. Er blieb, wie mein Bruder, der Ritter von B***, und zweene andere Cavalier von dem Gefolg des Printzen, stehen. Meine Mutter und ich hatten uns gesezt. Man brachte Obst, abgezogene Wasser, die er mit Vergnügen genoß, und meiner Mutter danckte, welche auf des Herrn Dümonts Kosten, die Ehrenbezeugungen machte, dessen Betragen ganz sonderlich war. Da es ihn verdroß, daß man so wenig aus ihm machte, nahm er Gelegenheit von Cyprischen Wein zu reden, den der Printz sehr angenehm fand. Ich habe noch, sagte er, funfzig Bouteillen in meinem Keller, die Euer Hoheit zu diensten stehen. Der Printz sahe ihn mit mehrer Aufmercksamkeit an. Er hatte viel Verstand, und merckte gleich wie die Sache war, daß der arme Dümont eine Thorheit begangen, und ein armes Fräulein vom Stande geheurathet hatte, den ihre Anverwandten verachteten, und sich auf einige Weise ihren dadurch

erlittenen Verdruß versüssen wollten. Er sprach sehr gnädig mit ihm, fragte ihn vielerley wegen seiner Abkunft, und schwäzte mit ihm unter dem Spaziergange im Garten ganz leutseelig, wobey mein Gemahl sich gar nicht blöde bezeugte Es vergnügte mich sehr, daß ihm kein unbescheidenes Wort, das der Ehrerbietung gegen dem Prinzen zuwider gewesen wär, entfuhr, und er behielt ein gewisses viel bedeutendes, würdiges ausserordentliches Ansehen. Der Printz gieng endlich gewiß versichert fort, daß alles meines Gemahls Eigenthum sey, daß ich eine ehrliche Frau wär, die man nicht so leicht verführen könte. Er bezeugte gegen den Herrn Dümont große Gnade, ließ gegen mich viel Hochachtung spüren, und gegen meine Mutter ausnehmende Freundlichkeit sehen. Seit wir auf dem Lande waren, schminckte sie sich nicht, brachte auch so viel Nächte im Wachen nicht zu, daher hatte sie wieder eine frische Farbe und eine völlige Leibesbeschaffenheit erhalten, daß sie im vierzigsten Jahre kaum dreyßig alt zu seyn schien.

Sie bildete sich ein, als hätte sie an dem Prinzen eine Eroberung gemacht, womit sie sich auch dergestalt schmeichelte, daß sie ganz lustig und aufgeräumt war. Ich habe angemerckt, daß die meisten Weibspersonen sich nicht länger an die Manns-

personen halten, die sie vorgezogen haben, bis ihnen andere in die Augen fallen. Die Mannspersonen sind viel getreuer, wenn sie recht ernstlich lieben. Meine Mutter würde den Ritter von B***, welches der einzige war, der bey ihr aushielt, gerne mit dem Prinzen von *** vertauscht haben. Es war ein Glück für ihn, daß er ihre Buhlerey nicht merckte, er würde sie ihr gewiß nicht vergeben haben. Weiber, die noch so wenig verbuhlt sind, werden allezeit durch Umstände, die ihrer Eitelkeit schmeicheln, gereitzt. Indessen muß man meiner Mutter die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie sich in ihrem Leben nichts, als die Neigung gegen den Ritter von B*** vorzuwerfen haben mag, jedoch war es auch mehr eine Sympathie, als eine Buhlerey.

Der Tag, da der Prinz in unser Haus kam, war der unglücklichste Zeitpunct in meinem Leben, durch meines Bruders Aussöhnung mit meinem Gemahl, der seinem Gesuch nicht widerstehen konte. Er entschuldigte seine Widersezung gegen unsere Vermählung, mit der Absicht, die er gehabt hätte, mich an einen seiner alten Freunde zu vermählen. Das war eine Lügen, er meynte es mit der Wahrheit eben so falsch, wie mit andern Dingen. Er bat meinen Mann, er möchte alles vergangene vergessen,

gessen, und ihn, als einen guten Freund und Bruder ansehen. Ohngeacht ich seine Falschheit wohl kante, konte ich doch den Herrn Dümont nicht bedeuten, sich in Acht zu nehmen. Da er mich hertzlich liebte, meynete er, mir seine Zärtlichkeit, in der aufrichtigen Versöhnung mit meinem Bruder zu beweisen. Er bat ihn, sein Haus als das seinige zu betrachten, und so oft zu kommen, als es ihm beliebte.

Meines Bruders Mittel waren sehr geringe, er sezte sich aufs Land, die Haushaltung, wie er sagte, zu lernen. Behielt aber immer seine alte Gewohnheiten. Ich habe gesagt, daß er mit meiner Hofmeisterin sehr vertraut lebte, die bey mir in Diensten blieb. Diese Niederträchtigkeit in seiner Wahl bezeugt, daß er in diesem Stück eben so abgeschmackt, wie in andern war. Ich hätte das Mensch fort schicken sollen, allein man denckt in dem Alter, darinne ich war, nicht so weit nach. Ob ich gleich keine sonderliche Erfahrung in solcher Art der Gemeinschaft hatte, so hätte mich doch alleine der Verdacht ihrer schlechten Aufführung, sie fort zu jagen, bewegen sollen, wenn ich hätte überlegen können, daß dergleichen Geschöpfe in den wohlgeordnetesten Häusern öfters Unfug stiften können. Ich behielt sie aber zum größten Unglück in meinem Leben. Ich

merckte meines Bruders Gemeinschaft mit ihr wohl, die Nachläßigkeit aber der Ordnung und der guten Sitten, war ein Fräulein Fehler, der mir anhieng. Ich sagte meinem Gemahl nichts von meinem Verdachte, aus Besorgniß, er möchte mich antreiben, sie fort zu jagen, denn sie that mir gute Dienste, und meine strafbare Nachläßigzeit zog sie immer vester an mich. Ich gieng nach Paris zurück, mein Kindbette daselbst zu halten, währender Zeit sie mich sehr sorgfältig bediente. Ich kam mit einem Sohn nieder, der meinem Gemahl eine herzliche Freude machte. Weil ich glaubte, daß ihm die Landluft zuträglich seyn, er auch da mit gröserer Sorgfalt erzogen werden könte, begab ich mich im Frühlinge wieder dahin, die schonste Jahrszeit, da zuzubringen.

Mein Bruder kam zu uns, einige Tage darnach. Er reisete öfters nach Paris, und kam niemals ohne einer zahlreichen Gesellschaft zurück. Meine Mutter bekam Zeitvertreib, fiel wieder aufs Spiel, und sezte mein und ihres Schwiegersohns Vortheil aus den Augen. Diese Lebensart gab zu überflüssigen Aufwand Anlaß, den Herr Dümont anschaffen mußte. Ich stellte es ihm vor, und bat ihn, daß er die Sachen in Ordnung brächte. Er antwortete, er könte es nicht übers Herz bringen, mit

meis

meiner Mutter davon zu sprechen, wenn ichs über mich nehmen wollte, so würde ich ihm große Verwirrung ersparen. Seine Mittel, fügte er bey, würden, wenn es so fort gieng, nicht zulangen, und er müßte bald eine Verbesserung in seinem Hause vornehmen.

Es verliefen einige Tage, da ich mit meiner Mutter von unserer Einrichtung nicht reden durfte. Ihre unachtsame Sicherheit machte mich ganz bestürzt, ich konte nicht begreifen, daß, da sie nothwendig gesehen haben mußte, sparsamer zu leben, sie so bald vergessen hatte, daß das Vermögen, so sie verschwendete nicht das ihrige sey, und wenn sie den Herrn Dümont ins Verderben brächte, sie sich der Hülfe, auf die sie hoffen könte, selbst beraubte. Mein Bruder war ebenfalls wieder Ursache an dieser Veränderung. Er trieb sie beständig zu neuen Anschlägen, die er sich einbildete, das Glück zu befördern, und sie war so einfältig, daß sie ihm glaubte, hatte auch so wenig Vernunft, die grausamen Folgen einzusehen, darein sie uns bringen würde. Ich sage es noch einmal, meine Mutter sahe nur aufs Gegenwärtige, auf Morgen dachte sie nicht, und was kam, dabey nahm sie nur das angenehme davon, um das andere bekümmerte sie sich nicht Zum Unglück, sind dergleichen Leute nicht seltsam, auch

nicht die unglücklichsten. Hier komme ich auf den widerwärtigsten Zufall in meinem Leben. Es ist aber spät, wir wollen meine Begebenheiten bis auf ein ander mal aussetzen. Die Frau von Valcy danckte der Frau Dümont, und sagte, daß sie ihre Geschichte sehr rührete, und sie fast merckte, ihr Leben sey noch unglücklicher, als das ihrige. Allein Madame, warum haben sie ihrem Familien Nahmen wieder angenommen, fragte sie? Ich habe meines Gemahls Nahmen, antwortete die Frau Dümont unterdrückt, da ich mich ins Kloster begab, aus ganz besondern Ursachen, die sie ohne Zweifel billigen werden. Man glaubt hier, ich sey unvermählt, und mein Sohn, der mich zuweilen besucht, wird für meinen Vetter gehalten.

Ende des vierten Theils.

Geschichte
des Fräuleins von Terville.

Fünfter Theil.

Der Graf von Marsevil welcher gantz verzweifeln wollte, daß er keine Briefe von der Frau von Valcy erhielt, besorgte eine neue Verrätherey. Er schrieb an einen seiner Freunde, mit Bitte, daß er mit der Frau von Vaury sprechen, und die Ursachen eines Stillschweigens erfahren möchte, das ihn in Verzweiflung setzte. Dieser Freund bezeugte sich in seinem Auftrag sehr eifrig, er konte aber dem Herrn von Marsevil keine Gnüge thun, so viel vernahm er, daß die Dame, die er suchte, vor vierzehen Tagen nach Lothringen verreist wäre, man wisse aber nicht, wenn sie wie-

der kam. Die Dame, welche bey ihr gewohnt hätte, befände sich in der Provinz, und ihr Onckel nähm alle Briefe, so an sie einliefen an, und schickte sie fort. Dieser Umstand ließ ihn leicht urtheilen, daß ihn der Abt von Liyny abermal betrügen könte. Er schrieb daher an den Pfarrer, und an die Haushälterin zu Premür, die er bey seinem langen Aufenthalt daselbst hatte kennen lernen. Man berichtete ihm, die Frau von Valcy habe sich in das Urseliner Kloster zu B*** begeben, wo sie eine Nonne zu werden entschlossen sey. Die Zeitung erschreckte ihn, er würde sogleich vom Heer weg gegangen seyn, sich dieser Absicht zu widersetzen, wenn ihn nicht die Sorge für seine Ehre daran gehindert hätte. Indessen schrieb er an die Frau von Valcy, was ihm nur seine Liebe, seine Verzweiflung, und sein Zustand eingabe.

Er fiel auf den Argwohn, daß die Verfolgung seiner Familie sie zu diesen heftigen Entschluß genöthigt hätte, und damit er sich auf einmal des unerträglichen Zwanges entledigen möchte, faßte er einen ausserordentlichen Entschluß. Er schrieb nicht mehr. Seine Gemahlin, welche sehr bekümmert war, daß sie keine Nachricht von ihm erhielt, nachdem sie viel mal an ihn geschrieben hatte, wendete sich an viele Officiers, die ihr meldeten, daß sich der

Graf ganz wohl befinde. Als sie sahe, daß er in seinem Stillschweigen fort fuhr, fertigte sie aus grosser Bekümmerniß darüber einen Bedienten ab, die Ursachen eines so wunderlichen Betragens zu erfahren. Dieser kam den Tag nach der unglücklichen Schlacht an, da die Franzosen geschlagen waren. Die Deutschen hatten einen großen Vortheil erhalten, viele Gefangene gemacht, darunter sich auch der gefährlich verwundete Graf von Marsevil befand. Der Gräfin Abgeschickter konte nichts von ihm erfahren, das Gerüchte lief, er sey getödet. Diesen Ruf bestärckte noch die Unruhe der Leute bey seiner Equipage, die im Lager waren, und nicht wußten, wo er war. Sein Kammerdiener, der nur allein bey ihm gewesen, ließ sich auch nicht sehen, daß man meynete, er wär mit seinem Herrn getödet. Mit diesen betrübten Muthmassungen, kam der Gräfin Abgefertigter wieder zurück, und wenig Tage darauf fand man den Grafen auf der Todenliste.

Man vernahm viele Tage hintereinander in dem Hause nichts als heulen und weinen. Man schrieb, und klagte über die Frau von Valcy, welche die Ursache an diesem Unglück sey. Der Graf ließ es seiner Seits auch bleiben, seine Gemahlin aus dem Irrthum zu ziehen. Er ward in einem Wagen nach

Dreß-

Dreßden, unter dem Nahmen, Herr von Marceau geführt. Zum Glück hatte sein Kammerdiener aus Vorsichtigkeit einiges Geld zu sich genommen, dadurch fand er sich im Stande, die nöthigsten Kosten zu bestreiten.

Die Frau von Valcy fieng an, in ihrem Kloster kaum ein wenig Ruhe zu geniessen, weil sie sich einbildete, der Graf sey tod, so schmertzte sie sein Andencken nur allein und machte auch zugleich ihre ganze Glückseeligkeit aus. Sie entschloß sich, doch ohne ihre Freyheit, durch das Gelübde zu fesseln, zeit Lebens in der Einsamkeit zu bleiben. Ihr Gerichtshandel mit den Anverwandten des Herrn von Valcy hielt sie noch an die Gesellschaft, die ihr überlästig war. Wohl zwanzig mal war sie Willens an ihren Onckel zu schreiben, diesem Streit, auf alle Art und Weise ein Ende zu machen, wiewohl der Gedancke, daß sie ihre Rechte dem Verfolger ihres Gemahls überlassen sollte, hielte sie zurück, sie überließ aber ihrem Onckel die Sorge ihre Sache zuvertheidigen, damit sie sich nur mit dem Andencken ihres Liebhabers beschäftigen möchte. Ihre Einkünfte waren zu ihrem Aufwand hinreichend genug, daß sie auch gantz gemachlich leben konte. Die Nonnen hielten sie für reich, boten ihr auch das beste Zimmer im Hause an, wo sie doch etwas aufwenden

mußte. Die Frau von Valcy wählte sich eins, das nach einem Garten zu gieng, weil es einen Ausgang auf das Feld hatte, und der Garten von dem Kloster Garten unterschieden war.

Ihr Verstand war seit einigen Jahren, durch fleisiges Lesen, und Widerwärtigkeiten sehr gestärckt worden. Sie hatte die Menschen aus den Schriftstellern, auch mit ihrem Nachtheil kennen lernen. Ihre Hochachtung gegen dieselben war nicht zu übermäßig, nur die Ruhe war der Gegenstand, nach welcher ihre Wünsche giengen. Die Stille, welche auf heftige Leidenschaften folgt, ist nichts anders, als eine weichliche Unempfindlichkeit, und ein leerer Zustand, der einen jedem andern, als einem philosophischen Gemüthe, unerträglich fällt. Die Frau von Valcy war in ihrem zwey und zwanzigsten Jahre, allein ihre Vernunft war zu Grundsätzen und zur Aufmercksamkeit gewöhnt. Man hat gesehen, was sie für eine Herrschaft über ihre Empfindungen übete, sie glaubte aber nicht, daß sie einem zärtlichen Andencken widerstehen dürfte. Der Tod des Grafen, den sie für gewiß hielt, gab ihr alle Freyheit, sich der Liebe zu überlassen, und damit zu beschäftigen. Diese Art von Ruhe ward aber wieder durch seinen Brief gestört.

Sie

Sie hielt mit ihrem Oncket, wegen ihres Gerichtshandels, einen nothwendigen Briefwechsel, die Frau von Vaury schrieb ihr auch zuweilen aus Flandern Nachricht, gegen die sie sich, wegen einiger Jahre hindurch erwiesenen Dienste, erkentlich bezeugte. Die Aufwärterin im Kloster brachte ihr die Briefe, und wenn die Frau von Valcy beschäftigt war, legte sie solche auf den Tisch, und gieng weg, denn diese Nonne brachte deren viele. Die Frau von Valcy sahe an der Aufschrift den ersten, der von ihrem Oncket war, und legte ihn mit den andern ohne Aufmercksamkeit bey Seite. Die Frau Dümont, welche mit ihr arbeitete, sagte zu ihr: „Wenn ich nicht irre, so ist einer vom Kriegsheere darunter, ohne Zweifel sind es neue Zeitungen.“ Da die Frau von Valcy sogleich die Aufschrift ansahe, that sie einen Schrei, und sanck ganz ohnmächtig nieder.

Die Frau Dümont erschrack über diesen Zufall, rufte die Cecilie, welche herzu gelaufen kam, und da sie des Grafen Hand erkante, fehlte es nicht viel, daß sie nicht in eben den Zustand gerieth. Was ist denn das? Fragte die Frau Dümont, erklärt mir doch die Ursache des Schreckens? Sie blieb unbeweglich. Was! Sagte sie er ist nicht todt! Seit einem viertel Jahre haben wir keine Nachricht.

richt. Da sie den Brief nahm, und genau betrachtete, Madame, schrie sie? gantz ausser sich, thun sie doch die Augen auf! Ach! Unser lieber Herr ist nicht tod. Die Frau Dümont meynete, es beträf den Herrn von Valcy, sie konte von dem Abentheuer nichts begreifen, weil dieser zu Premür begraben worden, und seine Gemahlin noch die Trauer trug. Da sie aber sahe, daß die Cecilie in ihrem Wahnwitz diese ohne Hülfe ließ, wendete sie die ihrige an, brachte aber wohl eine Stunde zu, ehe sie dieselbe ermunterte. Da sie ihrer Sinnen wieder mächtig war, nahm sie den Brief des Grafen der Cecilie geschwind aus der Hand, entsiegelte ihn, und da sie die ersten Zeilen gelesen hatte, gerieth sie in die grösste Verwirrung, die sie wieder zu Kräften brachte. Erlauben sie mir, sagte sie, daß ich lese. Hierauf vergosse sie Thränen, ach! schrie sie, er war nicht tod. Vielleicht aber lebt er in dem Augenblicke nicht mehr. Warum hat er mich doch nicht in dem Irrthume gelassen! Ich habe Thränen für ihn vergossen, die ich ihm schuldig war. Vielleicht hätte Zeit und Vernunft meine Bekümmerniß erleichtert. Man sagte, die Franzosen haben die Schlacht verloren -- -- Er ist gewiß dabey gewesen -- -- Sodann, erwiederte sie, wer hat sich unterstanden, mir so viel Briefe unter zu schlagen? Ach! das hat niemand gethan, als mein Onckel.

Muß er mir denn so viel Hertzleid an thun? Bin ich denn beständig nur zu leiden gemacht? Kann mich denn keine Lebensart für den ängstlichsten Bekümmernißen schützen.

Die Frau Dümont konte von allen diesen Kummer nichts begreiffen. Doch wollte sie auch keine unbescheidene Fragen an sie thun, sie ließ sie mit der Cecilie allein, wünschte ihr mehr Beruhigung und versprach ihr, Abends wieder Gesellschaft zu leisten. So bald die Frau von Valcy alleine war, überließ sie sich der heftigsten Betrübniß. Wem soll ich trauen, schrie sie? Mein Onckel hat mich wieder betrogen. Es ist aus gemacht, daß er die Leichtgläubigkeit der Frau von Vaury gemißbraucht, und sie in die Verrätherey gezogen hat, die mir das gröβte Hertzleid macht, sodann sagte sie wieder: Sie haben mich alle beyde betrogen. Seyd ihr vielleicht auch mit in der Rotte, sprach sie zur Cecilie? Das gute Mensch hatte viel Liebe gegen ihr, ward verdrieβlich über den Verdacht, und brach mit Vorwürfen heraus. Ich habe ihnen, antwortete sie, gar zu treu gedient, und würde dergleichen Belohnung meines Eifers, in einer solchen Schmähung, nicht vermuthet haben. Ja, gewiß, Madame, habe ich nicht gewußt, daß der Herr von Marsevil noch auf der Welt ist. Ich habe seinen

Tod

Tod genug beweint, und gäbe gerne mein Blut darum, wenn er hier wär, aller Kränckung ohngeacht, die sie mir an thun.

Es war in den Reden und Bezeugen dieses Weibsbildes so viel Wahrheit, daß sich die Frau von Balcy, wegen des ihr angethanen Unrechts entschuldigte, und da sie sehr vertraulich mit ihr umgieng, befahl sie ihr, daß sie an den Kammerdiener der Herzogin von Saint Pere schreiben sollte, mit dem Cecilie, ehe sie noch in ihre Dienste getreten war, in guter Vereinigung stand, von ihm, wenn es möglich wär, zu erfahren, was die Anverwandten des Grafen, seinen Tod auszusprengen bewogen hätte. Cecilie gehorchte geschwind, und bat den Menschen, ihr von allem, was den Grafen von Marsevil beträfe, Nachricht zu geben.

Die Frau von Balcy schrieb auch an die Frau von Baury, verwieß ihr, daß sie dem Abt von Ligny so viel nachgegeben hätte, welches ein Verbrechen in der Freundschaft wär. In welchen Jammer haben sie mich gesezt, fuhr sie fort, daß sie mich in den Irrthum gelassen? Sie konte aus des Grafen Brief leicht urtheilen, daß man ihr viele Briefe aufgefangen haben mußte, und da sie alle unter den Umschlag an die Frau von Baury kamen, so zwei-

fehre sie gar nicht, daß diese Dame den Betrug unterstützt hatte. Alle Erkentlichkeit, die sie ihr schuldig war, mußte nunmehro dem lebhaftesten Unwillen weichen. Die Frau von Baury schien ihr anjetzo weit strafbarer, da sie ihre völlige Vertraulichkeit besessen, und daß sie, bey dem liebsten Gegenstand ihres Herzens, auch vielleicht in dem wichtigsten Umstande ihres Lebens untreu geworden war. Diese Dame entschuldigte sich mit der Unschuld ihrer Absichten.

In wenig Tagen erhielt auch Cecilie Antwort auf ihren Brief. Der Herzogin Kammerdiener schrieb ihr, daß er die eigentlichen Ursachen nicht wisse, warum die Gräfin und die Herzogin den Tod des Grafen von Marsevil ausgesprengt hätten, so viel aber sey gewiß, daß die Frau von Saint Pere auf die Frau von Valcy sehr erbittert, und, wie es schien, der Abt von Ligny bey ihr in guten Vernehmen sey. Es wär öfters die Frage gewesen, wie man verhindern möchte, daß der Graf nicht mehr an die Frau von Valcy schrieb. Er fügte noch darzu, wenn es ihr gefällig wär, würde er ihr alles, was den Grafen beträf, zu wissen thun, und alles mit großer Aufmerckſamkeit zu erforschen suchen.

Die Frau von Valcy zweifelte nunmehr gar nicht, daß ihr Onckel mit ihren Feinden in genauem Verständnisse wär. Sie schrieb an ihn, mit Bitte, sich weiter keine Mühe zu geben, vor ihre Augen zu kommen. Sie wüßte alle grausame Streiche, die er ihr gespielt hätte, und weil sie fürs künftige alle Gemeinschaft mit ihm aufheben wollte, schickte sie ihm eine völlige Abtretung des Guthes zu Premür, und aller ihrer daran zustehenden Rechte.

Der Abt von Signy erstaunete über den Brief, und bemühete sich zu rechtfertigen, aber vergebens. Er bekante sein Unrecht, und überzeugte also die Frau von Valcy, daß er von den Damen von Marseil erkauft worden sey, und sie nichts, als Verrätherey von ihm zu erwarten habe. Daher hob sie auch alle Gemeinschaft mit ihm auf, und schickte seine Briefe unaufgebrochen zurück. Sie hatte ihren Proceß wider den Präsident von B.... gewonnen. Da sie nun sich in einem von allen Leuten unabhängigen Zustand befand, und ihrem Onckel alle Gelegenheit, mit ihr zu sprechen abschneiden wollte, ließ sie ihm, durch einen Verwalter eine Vergütung desjenigen, was er noch an Premür, als einen Antheil des großväterlichen Erbes zu fordern hatte, anbieten, und gab Vollmacht, damit sie nicht mit ihm selbst handeln dürfte. Dieses Ver-

fahren überzeugte den Abt völlig, daß ihn die Frau von Valcy gar nicht weiter sehen noch sprechen wollte.

Dieser Umstand störete alle Anschläge der Herzogin. Sie würde ohne Zweifel andere Mittel, die Frau von Valcy mit ihrem Schwiegersohn uneinig zu machen, gesucht haben, wenn sie nicht die betrübte Nachricht erhalten hätte. Kurtz nach der verlornen Schlacht, hielt man den Tod des Grafen für ganz gewiß. Er brachte seine Gemahlin und ganze Familie in die äusserste Bestürzung. Der Herzogin Kammerdiener schrieb es an die Cecilie, mit dem Zusatz, daß man dieses Unglück abermal der Frau von Valcy Schuld gäbe.

Diesen unglücklichen Brief konte die Cecilie, die sich dessen nicht versahe, nicht verbergen. Bey der ersten Zeile machte sie ein Geschrey. Die Frau von Valcy riß ihr ihn aus der Hand, und las ihn mit traurigtiefen Stillschweigen. Nein, sagte sie, ich bin über die traurige Nachricht so gar sehr nicht bestürzt, ich habe sie wohl vermuthet. Also bin ich nur aus einen Irrthum gebracht worden, damit ich in dieser grausamen Gewißheit desto mehr verstärckt würde! Mein Onckel — Dieser grausame, ist Ursache an allem unsern Unglücke. Den sollte man

anklagen. Ohne ihn, ohne seinen unbedachtsamen Eifer, würde ich mit dem unglücklichen Marsevil ein beneidenswürdiges Schicksal genossen haben. Ach! warum überließ er ihm nicht die Herrschaft seiner Paßion, und mir die Sorgfalt für meiner Tugend!

Der Frau von Valcy Bewegungen waren viel zu heftig, daß nicht ihre Gesundheit darunter hätte leiden sollen. Die Wunden ihres Herzens, welche kaum verharscht waren, wurden wieder aufgerissen, daß ein hitziges Fieber mit einem Wahnwitz darzu schlug. Die Frau Dümont, kam nicht von ihr, sondern bezeugte die gröste Sorgfalt für sie. Die ganze Kloster Gemeinschaft nahm sich ihrer an, und so lange, als sie in Gefahr war, hörten die Gebete nicht auf. Am sechsten Tage ließ endlich das Fieber nach, und am neundten war sie wieder ausser Gefahr. Die Frau Dümont war die erste Person, die sie wieder kante, der sie auch ihre Erkentlichkeit bezeugte. Diese Dame hatte aus den Reden der Cecilie und aus dem verwirrten Geschwäz der Frau von Valcy wohl gemerckt, daß eine groſse Paßion die Ursache dieses Zufalls seyn müßte, Und weil sie sehr leutseelig und verständig war, auch ohne Zweifel mehr erfahren hatte, so brachte sie dieses zärtliche Gemüth unvermerckt wieder zur Beruhi-

gung, und gewan ihr gutes Vertrauen. Zwingen sie sich nicht, sagte sie zu ihr, mir ihre Heimlichkeiten zu vertrauen, und seyn sie versichert, daß ich sie nicht mißbrauchen werde. Wie viele Hülfsmittel sind ihnen unbekant, die sie leicht finden werden, wenn ihr Verstand sich wieder erholen, und ihren unnützlichen Kummer, auch ihre ungründliche Entschliesung reiflich betrachten wird. Nein, nein, Madame, sagte die Frau von Valcy, es war nur ein einziger Gegenstand auf der Welt für mich, und dieser ist nicht mehr vorhanden. Die Tröstungen beziehen sich auf die Gemüthsarten, die ihrige wird in der meinigen dasjenige finden, was mich untröstlich macht. Zum wenigsten aber, versezte die Frau Dümont, würde ich dem Uebel, das ich leide, Hülfsmittel entgegen zu setzen versuchen. Für das meinige, erwiederte die Frau von Valcy, ist keins vorhanden, die Zeit allein — Doch nein, ich werde mich nimmermehr trösten, denn hätte er mich weniger geliebt, so würde er im Schoose seiner Familie alle Vortheile haben geniessen können. Seine Liebe brachte ihn darzu, sich für mich aufzuopfern. Dieser Gedancke war fähig, sie wieder in den Zustand zu sezen, dem sie kaum entgangen war, daher auch die Frau Dümont sie in eine Zerstreuung zu bringen suchte. Sie glauben, sagte sie zu ihr, sie werden keinen Trost finden, ihre

Verzweiflung scheinet keine Gränzen zu haben. Etliche Wochen, was sage ich, etliche Tagen werden darinne einen Unterschied machen. So lange ihre Paßion noch Hofnung hatte, ware sie durch die Hindernüße, und durch die Gewißheit einer brünstigen Liebe gereizt. Unser Gemüth aber kan durch einen Gegenstand, der nicht mehr vorhanden ist, nicht empfindlich gemacht werden. Die Zeit und Ueberlegung werden aus ihrem Herzen, zwar nicht das Bild, welches ihre Glückseeligkeit zu machen scheinet, wohl aber die Eindrücke ihres schmerzlichen Kummers auslöschen. Unsere Einbildung kan uns einen geliebten Gegenstand, der nicht würcklich vorhanden ist, nicht lange vormahlen. Ihr Gemüth ist zur Liebe gemacht, und sobald die Spuren desjenigen, den sie beweinen, verstrichen sind, werden sie andere Eindrücke bekommen. Es fällt weit schwerer eine leere Paßion, als die Widerwärtigkeiten, zu ertragen, die sie verursachen. Nein, versezte die Frau von Valcy, ich werde nimmermehr eine Person antreffen, die aus meinem Herzen — schwören sie nicht erwiederte die Frau Dümont, sie werden entweder eine Betschwester, oder ihr Hertz wird eine neue Verbindung eingehen. — Die Frau von Valcy antwortete nichts auf diese Weissagung, sondern vergoß häufige Thränen. Die Frau Dümont ließ sie ausweinen, endlich aber

kam sie durch ihr freundliches Bitten, und ihre zärtliche Ausdrücke, doch zum Zweck, ihre heftige Bekümmerniß zu lindern. Die Frau von Valcy befand sich bey der holdseeligen und freundlichen Gemüthsart der Frau Dümont weit besser, als bey der Frau von Baury strenger Sittenlehre. Eine beständig anhaltende Tugend macht das Gemüth unbiegsam hart, und schwächet die Nachsicht gegen anderer Leute Thorheiten.

Eine ruhige Nacht, welche die Frau von Valcy genoß, war eine Frucht von dem freundlichen Zureden der Frau Dümont. Sie ward ihr immer günstiger, und das gab dieser Dame Gelegenheit ihre Geschichte fort zu setzen. Jemehr Vertrauen die Frau von Valcy gegen ihre neue Freundin faßte, je größer ward ihre Neugier. Da sie in weit bessern Glücksumständen, als die Frau Dümont war, so ersuchte sie dieselbe, alle Tage mit ihr zu speisen. Zwo liebenswürdige Weiber, welche keines Herzensvortheils, wegen miteinander zu streiten, und fast einerley Gemüthsart haben, fassen gemeiniglich eine desto lebhaftere Neigung gegen einander, die zwar eben nicht dauerhaft ist, doch aber in den Klöstern die Paßionen ersetzen, deren Abwesenheit nur lange Weile macht.

Fortsezung der Geschichte der Frau Dümont.

Wenn sie sich noch zu erinnern belieben, Madame, so blieb ich in meiner Geschichte bey dem Umstande stehen, wo ich meinen Gemahl antrieb, sich gegen meine Mutter über den Zustand seines Vermögens zu erklären, und ihr die Nothwendigkeit zu zeigen, die Haushaltung einzuschränken. Er wollte aber durchaus nicht, sondern trug mir diese unangenehme Sache auf. Ich verzögerte diese Verrichtung so lange, daß mich die folgenden Begebenheiten gar daran hinderten.

Seit einiger Zeit schien mir Herr Dümont immer in tiefen Gedancken zu seyn, und ich spürete auch in seinem Gesichte einige Betrübniß. Oftmals seufzete er, wenn er mich ansahe, und wenn er seinen Sohn liebkosete, traten ihm die Thränen in die Augen. Ich fragte ihn um dieses ausserordentliche Bezeugen, er schwieg aber stille. Seit einigen Tagen befand ich mich nicht wohl, und Herr Dümont schlief in einem Zimmer oben, über dem meinigen, das gleich auf der Erde war. Diese Veränderung seines Gemüths gab ich den übeln Umständen seines Vermögens, und meinem Verlan-

gen,

gen, allein zu schlafen, schuld. Ich sprach mit ihm davon, allein, an statt mir zu antworten, meidete er meine Liebkosungen, und wendete sie mit einer verächtlichen Art von sich, welche mir unerträglich fiel. Ich liebte ihn wahrhaftig. Die Eifersucht bemächtigte sich meiner. Je mehr ich ihm solche zu verstehen gab, je mehr ich ihm seine Kaltsinnigkeit verwieß, je mehr schwieg er, und verdoppelte seine Gleichgültigkeit. Dieser Mann, dessen Character so leutseelig, so gefällig war, bezeugte sich wieder seine natürliche Gemüthsart, so trotzig. Ich glaubte anfangs, daß ihm die Last so vieler Leute beschwerlich fiel, und weil er in seiner Liebe gegen mich nach ließ, daß ihm meine Familie überlästig würde. Ich versuchte auf vielerley Art, ein Geheimniß, das mich so sehr beunruhigte, auszuforschen, alles war aber umsonst. Da ich mich gegen seine Verachtung nicht mehr halten konte, ward ich auch ungedultig, und fuhr auf. Das war unser Unglück. Hätte ich gewartet, so würde ohne Zweifel eine Zeit gekommen seyn, da er sich erklärt, und ich ihn aus dem betrübten Irrthum hätte ziehen können.

An einem Morgen kam er in mein Zimmer mit einem Briefe in der Hand. Sehen sie, sagte er mit klaglicher Stimme zu mir, was mir wieder-

fährt.

fährt. Ich grif mit zitternder Hand nach dem Briefe und las ihn. Man meldete ihm, daß einer seiner Wechseler, einen beträchtlichen Bankerut, zu seinem Schaden, gemacht hätte. Ich kan nicht Umgang nehmen sagte er, nach Paris zu gehen, und mehrere Erkundigung einzuziehen. So bald ich Gewißheit erhalte, werde ich wieder zurück kommen. Das versprach er aber mit einer ungewissen Art, daß ich ihm versicherte, ich würde wenn es seine Geschäfte erforderten, länger in Paris zu bleiben, in einigen Tagen nach kommen. Er versezte, das sey nicht nöthig, umarmete mich mit thränenden Augen, gieng darauf in seines Sohns Stube, drückte ihn einige Zeit in seine Arme, und reisete, ohne Abschied von meiner Mutter zu nehmen fort, die sich über seine jählinge Abreise sehr wunderte.

Er nahm nur einen Bedienten mit sich. Der Kutscher, der auch meine war, kam den dritten Tag mit der Kutsche zurück, die Herr Dümont wieder schickte, und brachte mir einen Brief von ihm. Wie geschwind erbrach ich ihn? Wie groß war aber auch mein Schmerz bey dessen durchlesen? Er enthielt folgendes, ich werde ihn nimmermehr vergessen.

„Der Verlust meines Vermögens ist mein gröss„tes Unglück nicht. Ich würde mich über dies-

ses

„ses Unglück geschwind trösten, wenn ich „bey ihnen die gehofte Zärtlichkeit und Tugend ge„funden hätte. Aber welcher gräßlicher Abscheu, „eine Frau zu haben, die ich untreu, und falsch „befunden habe! So großen Unglücke kan ich nicht „widerstehen, ich reise auf ewig fort, wer weiß, „wo mich die Verzweiflung hin führt? Dencken „sie nur nicht, als ob ich ihre leichtfertige Auffüh„rung nicht wüßte. Ich war selbst Zeuge von der „Zusammenkunft, die sie einem Menschen, der sich „in der Nacht in ihr Zimmer schlich, bestimmt hat„ten. Hätte ich Lärm gemacht, so würde ich mich „beschimpft haben. Ich würde den Nichtswürdi„gen gar leicht haben durchboren können, wenn „ich vollkommene Rache zu erhalten geglaubt hätte. „Ich wollte mich also lieber einer Meineydigen „begeben. Ich lasse ihnen die Helfte von meinem „noch übrigen Vermögen, das Haus darinne sie „wohnen, und zehen tausend Francken, die sie zu „Paris in meinem Schreibpult finden werden. „Suchen sie solches wohl anzuwenden. Erziehen „sie ihren Sohn, machen sich von ihrem Bruder „los, den ich mein und ihr Unglück Schuld gebe.

Ich hatte diesen unglücklichen Brief kaum ganz gelesen, als ich darüber ohnmächtig hin sanck, welches wohl zwey Stunden daurete. Ich kam wieder

zu mir selbst, mein Unglück zu beweinen, und die unglücklichen Folgen zu betrachten. Meine Mutter war auf mein Geschrey zu gelaufen, und fand mich in den Armen des Geschöpfs, welches mir das Unglück zugezogen hatte. Sie riß mir den Brief aus der Hand, und las ihn mit heftiger Bekränckung. Was soll das heissen, schrie sie? Habt ihr euch und uns so weit vergessen? — Halten sie ein, sagte ich, und vermehren sie meinen Kummer nicht. Ich habe die Verweiße des Herrn Dümonts gar nicht verdient, sondern ihn nur zu sehr geliebt, ich empfinde den größten Schmerz, ihn zu verlieren, ich würde ihn nicht überleben, wenn ich nicht Hofnung hätte, ihm meine Unschuld sehen zu lassen. Ich will ihn überall aufsuchen, wo er ist, er wird mir wieder Hochachtung erweisen, und ich werde glücklich mit ihm seyn, so mäßig auch unsere Glücksumstände ausfallen.

Meine Mutter wollte sich sobald meinem Entschluße nicht widersetzen, sie schmeichelte meinem Gram, sie sagte, ich hätte ganz recht, allein ehe man nach Paris zurück gieng, müßte man wissen, ob Herr Dümont noch daselbst wär. Ihr müsset bey eurem Sohne bleiben, fügte sie bey. Diese Betrachtung hielt mich noch zurück, ich ward ein wenig ruhiger, und bemühete mich, Muthmassun-

gen über dasjenige, was des Herrn Dümonts Irrthum verursacht haben möchte, anzustellen. Meine Mutter kam auf die rechte Spuhr, sie fragte meinen Bruder aus, der ihr auch alle seine Thorheiten bekante. Er war zuweilen des Nachts durch ein Fenster meines Zimmers, nach dem Garten zu, zu meiner Kammerfrau gestiegen, die neben meinem Zimmer schlief, damit er nicht durch meine Kammer gehen, und mich aufwecken möchte. Da meine Mutter das ganze Geheimniß der Bosheit entdeckt hatte, wieß sie meinem Bruder meines e mahls Brief, woraus sie sahen, in was für einen abscheulichen Abgrund er mich gestürzt hatte. Er erbot sich sogleich, mein mir verursachtes Unglück mit eifrigsten Fleiß wieder gut zu machen. Er wollte ohne Anstand fort reisen, und den Herrn Dümont aufsuchen, ihm aus seinem Irrthum zu bringen. Diese Hofnung erleichterte meine Bekümmerniß auf einige Zeit. Mein Bruder reisete auch wirklich ab, und erfuhr, daß Herr Dümont nach England abgegangen sey. Da er einen Vorsprung von sechs Tagen hatte, gieng ihm mein Bruder bis Calais, aber vergeblich nach. Er kam aufs Land zurück, mir die traurige Botschaft zu bringen. Ob sie mich nun gleich schlecht tröstete, so wußte ich doch den Weg, den mein Gemahl genommen hatte, und ich entschloß mich, ihm nach zu gehen, nach

dem

dem ich alle Mittel, mich zu rechtfertigen, versucht hatte. Die folgenden Begebenheiten aber machten, daß ich die Reise einstellte, die sonst ohne Zweifel meine Widerwärtigkeit geendigt haben würde.

Herr Dümont hatte allerdings einen großen Schaden durch den Bankerut eines engländischen Kaufmans erlitten. Diese und die andere Ursachen seines Verdrusses hatten ihn zur Reise nach London bewogen. Er hofte einen Theil seines Verlusts wieder zu erhalten, indem er sich von den Gegenständen seiner Verachtung entfernte. Denn er hielt meine Muter und meinen Bruder für die Haupt Ursächer seines Verderbens. Nur für seinen Sohn hegte er große Zärtlichkeit, er entfernte sich mit der größten Bekümmerniß von ihm. Er hatte gar, wie ich nachher erfuhr, den Anschlag, ihn zu entführen, gefast den er aber nicht ins Werck stellen konte, weil er die Säugamme hätte zur Einwilligung bringen müssen. Er reisete also fort, nachdem er mit seinen Wechselherrn die Einrichtung wegen der Gelder gemacht hatte. Sie mußten ihm jährlich für sechs tausend Livres Wechsel über machen, mir auch eben so viel von den Einkünften eines Guths zahlen, das sein Vater, zum Glück auf eine gewisse Erbfolge gesezt hatte. Bey meiner Rückkunft nach Paris erfuhr ich diese Umstände von dem Ban-

quier, der von meinem Gemahl Vollmacht erhalten hatte, ihm von allem Geräthe in seinem Hause Rechnung abzulegen, und wenn er stürbe, alles übrige Vermögen für seinem Sohn zu erhalten. Alle diese Vorsicht sezte mich in Verzweiflung, weil ich daraus sahe, daß Herr Dümont völlig entschlossen sey, nimmermehr wieder zu kommen.

Der bevollmächtigte Banquier hatte den Auftrag, einige bemerckte Geräthschaft ins Geld zu setzen, unsere gemeine Schulden zu bezahlen, also war es mit dem prächtigen Leben bey uns aus, wir mußten unsern Ueberfluß bald einziehen, und genauer haushalten. Ich miethete das Landhaus, verkaufte meine Pferde, schickte die überflüßige Bedienten fort, und that alles, was ich sollte, damit diejenigen, denen die Aufsicht über meine Aufführung aufgetragen war, keinen Verdacht schöpfen möchten.

Mein Bruder ward mir verhaßt. Da er aber meiner benöthigt war, wendete er alle Mittel an durch seine Sorgfalt den Kummer, den er mir gemacht hatte, wieder zu vermindern. Nach meiner Gemüthsart, von zwanzig Jahren, bleibt man nicht lange in trauriger Betrübniß. Das wußte mein Bruder wohl, er brachte mich immer stufenweiß aus meiner Trübsinnigkeit. Ich fand Ge-

schmack am Putz, gieng wieder auf die Bälle, hörte die abgeschmackten Schmeicheleyen an, der Buhlerhaufe umringte mich, und meine Mutter, die ihre frische Farbe wieder erhalten hatte, ward von Männern des hohen Standes gesucht. Mein lustiges Wesen stellte sich wieder ein, und bald war der arme Dümont gar vergessen. Hörte ich gleich ihn zu lieben nicht ganz auf, so machte mir doch seine Abwesenheit nicht so gar viel Verdruß mehr. Ich hatte an ihn geschrieben, ihm seinen ungerechten Verdacht zu benehmen, und sein unbilliges Verfahren zu verweißen. Der Banquier, dem ich meine Briefe zur Bestellung überreichte, sagte mir, daß er nicht glaubte, Herr Dümont würde sie in einigen Monaten erhalten, weil er nicht in England geblieben wär, und er nicht wissen könte, wo er sich in der Zeit aufhielt, bis er ihm die Wechsel schickte.

Es schien, als wenn mir mein Bruder von Zeit zu Zeit erträglicher würde, und sezte sich bey mir wieder in Credit. Er brachte mir auf eine geschickte Art bey, daß Herr Dümont mein Betrauren gar nicht verdiene, weil er den Verdacht auf mich geworfen, und mich verlassen hätte. Er zeigte mir, seine Tugenden wären nur Fehler, und Beweise seines schlechten Verstandes gewesen. Ich hatte

die Kräfte nicht, ihm sogleich zu wiedersprechen, und einen Gemahl zu vertheidigen, der meine völlige Zärtlichkeit wohl verdiente. Denn sein Verfahren selbst, da er mich verlassen hatte, zeugte von einem Manne, der Muth besaß, und dem seine Ehre lieber, als ich war, mir auch alles aufgeopfert haben würde, wenn er geglaubt hätte, daß ich seines Herzens würdig wär. Die Erkentlichkeit, so ich ihm schuldig war, brachte mir weit gerechtere Meynung in den Sinn. Ich sahe ihn, als den rechtschaffenen Mann, den besten Mann an, der sein Vermögen für die Meinigen verschwendet, auch mich, da er mich verließ, mit Gütern überhäuft hatte. Seine Liebe, seine Freundlichkeit, Großmuth, die Annehmlichkeit seiner Person hielten auf einige Zeit das Gleichgewicht gegen meines schelmischen Bruders Eingeben. Ich würde mich auch wieder zu meinem Gemahl, mit aller Aufrichtigkeit, gewendet haben, die ihm überführt hätte, daß ich in keine Fehler, als nur durch bösen Rath, und durch gefährliche und verführische Gelegenheiten gezogen worden wär.

Meine Mutter bedaurete den Herrn Dümont aus Freundschaft und Eigennutz. Es fiel ihr sehr schwer, sich an das Leben, so wir führen mußten zu gewöhnen, nach dem sie in dem größten Ueber-

ſſuße gelebt hatte. Kurtz zu ſagen, eine ſparſame Haushaltung gehörte nicht zu ihren Tugenden. Ueber dergleichen Beraubung tröſtete ſie ſich, unter viel Leuten zu leben. Ich merckte, daß ſie, auf meines Bruders Einrathen, eine Spieleracademie bey ſich zu halten geſonnen war. Ich zitterte darüber unſer Haus würde der ſchlimmeſten Geſellſchaft in Paris offen ſtehen. Mein Widerſtand gegen dieſen zweydeutigen Anſchlag war vergebens. Unſer Haus war mit ſchönen Geräthe ausgepuzt, und eben dieſes hatte meinen Bruder auf die verderblichen Gedancken gebracht, meine Mutter aber zur Vollſtreckung bewogen. Alſo dienete des Herrn Dümonts Vermögen abermal zu meinem Verderben.

Die Geſellſchaft ward anfangs wohl erleſen, mein Bruder hatte mirs verſprochen, und hielt ſein Wort, allein nach und nach ſchlichen ſich verbuhltes Frauenzimmer und verliebte Ritter ein. Es ward viel verloren. Die Policey erfuhr es, und meine Mutter erhielt Befehl, die Haſardſpiele einzuſtellen. Sie glaubte aber eine Frau von ihrem Stande ſtände nicht unter der Policey-Ordnung, ſie erfuhr aber, daß dieſe Ordnung für die Weiber vom Stande, die ſich vergeſſen, keine Hochachtung habe. Wie der Policey-Auſſeher, der ſie vielmal

höflich hatte erinnern lassen, sahe, daß sie seine Gefälligkeit nicht achtete, zog er sie zur Strafe, folglich ward das Hausgeräth für hundert Pistolen weggenommen, die aber meine Mutter eilig bezahlen ließ, weil, wo ferne des Herrn Dümonts gevollmächtigter Banquier gemeldet hätte, daß im Hause nichts ihre wär, sie gar besorgen mußte, daß sie zur Haft gebracht werden möchte. Dieses verhinderte noch den Schimpf, ausgetrommelt, in Paris öffentlich angeschlagen zu werden, und Commissarien ins Haus zu setzen.

Dieser Zufall machte ihr einen Eckel für dem Spiele, ich empfand aber, in welchen Abgrund ich versincken würde, wenn ich mit ihr und meinem Bruder länger so fort lebte. Zu meinem Unglücke hatte ich keinen Freund, der mich hätte leiten, oder mir einen Weg, aus diesem Labyrinthe zu kommen. zeigen können. Ich würde mich gerne mit der helfte meiner Einnahme aus ihren Händen gezogen haben. Ich hätte aber Geräthe hinterlassen müssen, das nicht meine war, und gar leicht von abhanden gebracht werden konte. Ich zog den Banquier des Herrn Dümonts zu rathe, dieser meynete, man müsse zusehen, ob der Vorgang meine Mutter nicht auf vernünftigere Wege bringen möchte. Er versprach mir, die ihm von meinem Gemahl ertheilte

Vollmacht anzuwenden, meine Gerathschaft weg zunehmen, und an einem Orte gerichtlich nieder zulegen, auch meine Mutter zu einer andern Lebensart zu bringen.

Sie hatte sich wieder eine Kutsche angeschaft, an deren statt, die sie hatte weggeben müssen, auch schien sie über diese Veränderung gar nicht empfindlich, weil sie entweder glaubte, solche wieder zu erhalten, oder weil sie die Begebenheiten nicht mit den Augen, wie ich ansahe, sie zog ihre Hauswirtschaft mit großer Gleichgültigkeit in die Enge. In dem Jahre, da sie das Spiel gehalten, hatte sie über dreysig tausend Livres Gewinst, welches aber auch geschwind wieder verschwendet ward. Mein Bruder hatte einen Theil davon auf kostare Kleider, Juwelen u. d. g. gewendet, und man kan wohl sagen, sie hätten, bis auf den leztern Zufall, einen schonen Traum gehabt.

Ich hatte zu verschiedenen malen, an den Herrn Dümont geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Der Banquier sagte mir, er hätte sich nicht lange in England auf gehalten, sondern wär mit zween jungen Franzosen nach Canada gereist, er schickte, ihrer genommenen Abrede gemäß, Gelder an einen Correspondenten in London, der sie ihm über lieferte.

Diese Nachricht machte mir Kummer. Ich faßte den Entschluß, in ein Kloster zu gehen, sagte aber meiner Mutter nichts davon, sondern wollte ihr zwey tausend Livres, von den sechsen, die ich hatte, überlassen. Die übrigen viere wollte ich nehmen, und mit meinem Sohne eine Wohnung ausser dem Kloster beziehen, auch da in einer großen Einsamkeit leben, bis das Kind, welches ich herzlich liebte, in eine Schule gebracht seyn würde, damit ich sodann von aller Verbindung mit der Welt befreyt leben könte, die mir überlästig zu werden anfieng. Ich hatte nun mehrere Erfahrung. Die Manns, personen, mit denen ich seit zween Jahren Umgang gehabt, hatten mir einen ganz andern Begrif, als den ich vormals gefaßt hatte, beygebracht, den ich aber zu entsagen, und so lange bis ich meinen Gemahl wieder fand, zu warten, beschlossen hatte.

Nichts konte klüger, als der Entschluß seyn. Das schwereste aber war noch, es meiner Mutter anzukündigen, und sie zur Einwilligung unserer Scheidung zu bewegen. Es verstrichen viel Tage, ehe ichs wagte. Endlich brachte mich noch ein Trieb der Tugend darzu, daß ich eine Zeit ergrif, ihr meinen gefaßten Anschlag zu eröfnen. Sie ward darüber so bestürzt als erstaunt. Was, versezte sie, ihr wollt mich verlassen, meine Tochter! Und

zu welcher Zeit! Da ihr mir am aller nöthigsten seyd. Warum wollt ihr euch der Welt entziehen? Ihr wißt, daß ich zu leben entschlossen bin, wie ihr es haben wollt, und es der schmale Zustand unsers Vermögens erfordert. Es kommet niemand zu uns, als solche Personen, die euch anstehen. Kurtz, es soll sich alles hier nach eurem Willen richten. Ihr wisset ja meine Absichten. Da ich bey mir spielen ließ, hatte ich kein ander Absehen, als daß ich unser Haus auf den Fuß setzen wollte, wie es unser Stand erfordert, und euch alle Zufriedenheit verschaffen, die ich erwartete. Es ist mein Fehler nicht, daß meine Anschläge sind krebsgängig geworden, sondern eures Bruders, dem ich in Sachen, von solcher Wichtigkeit nicht wieder trauen werde.

Meine Mutter kante meine Schwäche, sie suchte mich, weichmüthig zu machen. Wahr ist es, daß unter uns niemals eine Erbitterung statt gehabt hat. Da sie leutseelig, wollüstig, verschwenderisch war, ließ sie sich in ihrer weichlichen Zufriedenheit keine Sorge anfechten. Das Glück thut gar viel, Madame, wie glücklich lebt man mit Leuten, die uns niemals was zu wieder thun, die freundlich mit uns umgehen, und uns in unsern geringsten Verlangen entgegen kommen! Auf solche Weise lebte ich mit meiner Mutter, und mit meinem Bruder, die alle

Tage auf neue Freudenfeste dachten. Der Aufwand, wie sie wohl gesehen haben, machte ihnen keinen Kummer. Mithin, kann ich wohl sagen, daß starcke Kräfte darzu gehörten, deren ich aber nicht fähig war, mich aus einen so schlipfrichen Leben zu ziehen. Man zog mich viel Tage hinter einandrr von eine Lustbarkeit zur andern, daß ich meine Entschliessung wieder in Vergessenheit stellte.

Unsere Einkünfte langten zu unsern Aufwand nicht, man nußte bald zu andern Mitteln greiffen. Ich sahe, daß alle Tage Geräth unsichtbar, und zum Versatz weggetragen ward. Ich besorgte es möchte endlich die Reihe auch an meine Juwelen kommen, die ich nicht herzugeben beschlossen hatte, und damit man sie nicht forderte, tnug ich sie zum Banquier, dem ich meldete, wie es in unserm Hause zu gieng. Dieser redliche Mann, welcher besorgte, ich möchte mich nit in Schuldverschreibung einlassen, warnete mich, nichts ohne sein Vorwissen zu thun. Dieser Rath war mir sehr heilsam. Denn in einigen Tagen darauf, kamen unbekante Leute, die wegen gemeinschaftlicher Schulden bezahlt seyn wollten. Ich antwortete, daß nir davon nichts bekant wär, und daß weder meine Mutter, noch mein Bruder an, oder in dem Hause etwas zu fordern, und wenn sie Schulden gemacht hätten, sie

auch

auch dafür haften müßten. Diese Erklärung veränderte unsere Lebensart. Niemand wollte mehr etwas ohne Geld hergeben. Man mußte daher mit Gewalt auf eine verbesserte Haushaltung bedacht seyn.

Meine Mutter merckte aus meinem Betragen, daß ich einen Rathgeber auf der Seite haben mußte, und daß sie keine Rechnung auf mein noch übriges Vermögen machen, noch dasselbe künftig weiter gebrauchen dürfte, sie sagte nichts. Mein Bruder sprach mit mir gar ernstlich, und meldete, daß er bey einem seiner Freunde bleiben wollte. Er ließ auch wircklich den andern Tag seine Geräthschaft weg bringen, und kam nicht wieder, als meine Mutter zu besuchen. Er lebte mit mir sehr gleichgültig, wollte auch nicht mit uns speissen, indem wir, wie er sagte, gar magere Suppen äßen.

Ich spürete, daß vom Silbergeschirr Stücken fehlten, ich fragte die Bedienten, wo sie hingekommen wären. Sie wußten es nicht, Madame hätte sie verlangt. Weil dieses in meiner Mutter Gegenwart geschah, wartete sie, bis sie weg waren, und fuhr mich hart an, daß sie sich über meine Aufführung eine Zeit her sehr wunderte. Wer ist denn der Narr, sezte sie darzu, der euch den Rath giebt,

daß

daß ihr eure Mutter sollt darben lassen? Ich antwortete ziemlich verwirrt, daß Herr Dümont, bey seiner Abreise seinem Sohne einen Vormund gesezt hätte, daß mir in dem Hause nichts eigenthümlich sey, und ich, nur für mich, den Gebrauch und die Verwahrung hätte, die fehlenden Sachen müßten wieder bey geschaft werden. Ich schlug nach dieser Erklärung die Augen nieder, und wunderte mich selbst, über meine dreiste Antwort. Das Herz schlug mir, ich hätte erstücken mögen. Meine Mutter versuchte vom neuen mich zur Zärtlichkeit zu bringen, wie wohl vergebens. Da sie sahe, daß ich nichts sprach, ward sie böse, drohete, sie wollte von mir ziehen, und nach der Provinz gehen. Ich erwiederte so gleich sie könte thun, was ihr beliebte, ich hätte allezeit die größte Ehrerbietung, meiner Schuldigkeit nach, gegen sie, ich sey aber nicht Herr über meine Einkünfte. Ich bot ihr zwey tausend Livres an, die ich ihr richtig bezahlen wollte, das sey alles, was ich thun könte. Meine Mutter war nie gesinnt gewesen, weg zu reisen, in Paris konte sie auch ohne mir nicht bestehen, mithin ließ sie den Zorn fahren, und was dieser nicht ausrichtete, brachten endlich die Thränen bey mir zu wege, daß ich nach gab. So bald mein Bruder merckte, daß wir ernstlich sprachen, gieng er weg, indem er uns beyde wohl kante. Meine Mutter war an

uns

unserm Unglücke, wegen ihrer Paßion zum Spiel, und ihrer Schwachheit gegen ihren Sohn, oder vielmehr ihrer unwürdigen Nachsicht, Ursache. Sie stand mir zwey Artickel zu: Und versprach, seine bösen Rathschläge nicht anzuhören, und das Spiel zu unterlassen. Ihr Versprechen, ihre Thränen, ihre zärtlichen Verweisse zerstörten meinen gefaßten Entschluß wieder vom neuen, nehmlich ins Kloster, oder aufs Land zu gehen. Ich versezte einen guten Theil von meinem Geräthe, Schulden zu bezahlen, und wir lebten ein ganzes Jahr hindurch in einer gar weißlichen Haushaltung. Mein Bruder, den diese Lebensart nicht gefiel, besuchte uns selten. Der einzige Ritter von B*** und einige Freunde machten unsere ganze Gesellschaft aus. Meiner Mutter gefiel das ruhige Leben ganz wohl, und würde es willig fort geführt haben, wenn sie nicht andere Vorgänge, mehr, als jemals wieder in die Welt gezogen hätten, der sie nur gezwungen entsagt hätte. Es war Mitternacht, die Frau von Valcy, die kaum wieder gesund war, hatte der Ruhe von nöthen. Daher verschob die Frau Dümont die Fortsetzung ihrer Geschichte auf einen andern Tag, wünschte eine gute Nacht und begab sich in ihr Zimmer.

Des andern Tages forderte man die Frau von Valcy ins Sprachzimmer. Weil sie besorgte, es

wär ihr Onckel, fragte sie nach den Nahmen, dessen der sie erwartete. Man sagte ihr, es wär ein Officir von gutem Ansehen. Sie zweifelte nicht, es wär der Herr von Tarol, glaubte also, sie müßte einem Herrn den Besuch nicht versagen, der wohl zwanzig Meilen, sie zu sprechen hergekommen wär. Von den Mannspersonen, die sie kante war er einer, gegen den sie die größte Hochachtung hegte, der auch einen großen Theil ihrer Widerwärtigkeiten wußte. Sie empfand einigen Trost, einen Freund zu sehen, an dem sie nichts, als Tugend und eine große Ergebenheit wahrgenommen hatte.

Dieser Besuch war rührend. Er liebte mit so ausserordentlicher Beständigkeit, daß er zum wenigsten die zärtlichste Freundschaft verdiente. Die Frau von Valcy war von Natur viel zu empfindlich, als daß sie ihm hätte eine Neigung versagen sollen, welche der Liebe, die sie noch gegen den Grafen von Marsevil hegte, keinen Eintrag thate. Sie erzählte ihm alles umständlich, und die Ursachen, so sie ins Kloster zu gehen bewogen hätten, auch die Bekränckung, so sie von ihrem Onckel, und den Verlust, den sie erlitten hätte. Dieses alles hörte er mit großer Aufmercksamkeit an, als sie aber auf die Bekümmerniß kam, die ihr der Tod des Grafen verursachte, seufzete er, und sahe sie mit thrä-

nen

nen vollen Augen an, es schien, daß er mit kränckenden Betrachtungen überhäuft war. Warum, fragte die Frau von Valcy, gehet ihnen diese Erzählung so zu Herzen? Ach! Madame, antwortete der Herr von Tarol, ich bin gekommen, ihnen einen Vorschlag zu einer Versorgung zu thun, der aber, in Ansehung des Zustandes ihres Herzens nicht statt finden dürfte. Meine Bescheidenheit hält mich ab, ihnen etwas von einer Vermählung vorzusagen, da sie noch für einen andern eingenommen scheinen. Indessen hanget die Unglückseeligkeit meines Lebens von ihrer Weigerung ab.

Die Frau von Valcy wunderte sich eben über die Reden des Herrn von Tarol nicht. Ihre Freundin hatte ihr von seinen Absichten gar öfters viel vorgesagt, daß sie, solche mit aller Gelassenheit anzuhören, schon gewohnt war, ihr Herz aber dachte desto weniger auf eine neue Verbindung. Sie sagte zu ihm, wenn sie eine Wahl zu thun hätte, würde sie ihn allen andern vorziehen, da sie aber ihre Freyheit niemals wieder binden lassen würde, so hätte sie der Vermählung entsagt, jedoch würde sie von der Regel, die sie, in dem Kloster zu bleiben, sich selbst vorgeschrieben, keinen Besuch von Mannspersonen anzunehmen, bey ihm eine Ausnahme machen. Es sollte ihr angenehm seyn, wenn

er

er zuweilen ihre Einsamkeit mit ihr theilen, und ihr, in der Abwesenheit schreiben wollte.

Der Herr von Tarol glaubte, er habe schon viel gewonnen, weil ihm diese schöne Witwe erlaubte, sie zu besuchen, und einen Briefwechsel zu unterhalten. Er hofte, die Zeit würde ihren Entschluß ändern, bliebe auch acht Tage zu B... die er zu ihrem fleißigen Besuch, und sich bey der Frau Dümont beliebt zu machen, anwendete, in die er ein großes Vertrauen zu setzen anfieng. Weil ihm sein Dienst wieder nach Hofe nöthigte, verließ er die Frau von Valcy, so verliebt, als er jemals gewesen war, that auch manche Reise nach B... ehe er wieder nach Auvergne zurück gieng.

Die Frau von Valcy lebte in ihrem Kloster mit ziemlicher Zufriedenheit. Als die Frau von Vaury aus Lothringen zurück gekommen war, kam sie unverweilt nach Premür, damit sie desto näher wär, die Frau von Valcy zu besuchen, welche ihr die allzu große Willfährigkeit gegen ihren Onckel vergeben hatte. Es verstrichen viele Monate, da nichts merckwürdiges vorfiel. Die Frau von Vaury war öfters ganze Tage über im Kloster, und die Frau von Dümont scheuete sich für die Frau von Vaury, in ihrer Erzählung fort zu fahren, weil sie Sachen

enthielt, die den ihrigen nicht zur Ehre gereichten, und die sie nur der Frau von Valcy vertrauen wollte. Sie erwartete also einige Abendstunden hier zu, da sie beyde frey waren.

Eins Tages erhielt die Frau von Valcy viele Briefe, darunter auch einer vom Grafen von Marsevil war, ihre Bestürtzung darüber würde ihr bald wieder unglücklich gewesen seyn, sie meynte aber es sey einer von den vorher aufgefangenen, der von ohngefehr auf die Post gekommen wär, sie öfnete ihn, und fand folgendes:

„Ich hofte nicht, Madame, eine Antwort auf „meinen lezten Brief zu erhalten, in Betrachtung „ihres halsstarrigen Stillschweigens auf mehr „als zwanzig Briefe, die ich ihnen von der Armee „geschrieben habe. Es sey nun, daß sie ihre Ge„sinnung geändert haben, oder ihnen ihr neuer „Stand allzu strenge Gesetze auferlegt hat, so kan „ich mich doch nicht enthalten, ihnen ihr hartes Ver„fahren zu einer Zeit zu verweisen, da ich mich nur „für sie zu leben, aufopfere. Ich bin nach der „Schlacht bey - - - gefangen, und nach Dreßden „halb tod gebracht worden, wo ich, unter dem „Nahmen Marceau, mich befinde. Da ich ent„schlossen bin, meine Familie einige Zeit in Irr-

„ thum zu lassen, der wenigstens meine Ruhe be-
„ fördert, so sollte er gleichwohl auch ihre Erkent-
„ lichkeit rühren, indem ich bey dieser Gelegenheit
„ nichts anders thue, als ihnen einen Beweiß der
„ heftigsten Liebe von der Welt zu geben. „

Die Frau von Valcy erstaunte bey Lesung dieses Briefs, und indem sie die Cecilie rufte, gab sie ihr solchen, ohne ein Wort zu sprechen. Dieses Mensch schrie für Freuden, daß ihr Herr noch nicht todt wär, und lief nach der Frau Dümont, die sich aber in ihre Bewegung nicht finden konte. Sie traf die Frau von Valcy, so erschrocken, so verwirrt an, daß sie nur abgebrochene Worte von ihr vernahm, die sie nur zum Theil die Begebenheit errathen ließ, es war nicht leichte, so große Gemüthsbewegungen auf einmal zu stillen. Ich werde bald glauben, sagte sie, daß ihre Beständigkeit vergolten wird, weil ihnen der Graf von Marsevil durch so besondere Mittel erhalten worden ist. Seine standhafte Liebe verdienet ihrer Seits, wahrhaftig eine zärtliche Gegenliebe, und ich glaube, daß ich ihnen darinne keinen Rath ertheilen darf. Da die erstern Augenblicke vorbey waren, antwortete die Frau von Valcy der Frau Dümont ziemlich ruhig. Sie wurden einig, daß man alles geheim halten, und niemand etwas von des Grafen Aufenthalt

enthalt melden wollten. Cecilie hatte kaum so viel Gedult, bis ihre gnädige Frau den Brief schrieb, daß sie ihn auf die Post tragen konte.

Die Frau von Valcy entschuldigte ihr Stillschweigen mit der Erzählung der neuen Streiche, die ihr von ihrem Onckel gespielt worden waren, und mit dem Irrthum, darein sie von seinem Tod gesezt worden. Das übrige ihres Briefes läßt sich leicht errathen. Sie ließ ihrer Zärtlichkeit freyen Lauf, und niemals hatte sie weniger Behutsamkeit angewendet. Die Freude, einen so zärtlichen Liebhaber wieder gefunden zu haben, brachte sie zu völliger Gesundheit, und mit dieser, auch alle ihre Reizungen wieder.

Die Gewohnheit in einem Ordenshause zu wohnen, hatte ihr die Andachts-Uebungen zur Pflicht auferlegt. Sie beichtete bey dem Priester, der dem Kloster vorgesezt war. Sie meynte, daß sie mit ihm von ihrer Neigung zum Grafen zu sprechen schuldig wär, und ihm die Würckung, welche die erste Zeitung von seinem Tode, auch nach her von seinem Leben bey ihr gehabt habe, zu eröfnen. Die Umstände aber, darinne sie sich befand desto genauer zu beurtheilen, so muß man melden, daß die Herzogin die Frau von Valcy in genauer Aufsicht hielt,

damit sie auch von allen ihren Thun Wissenschaft erhalten möchte, unterhielt sie mit diesem Kloster Beichtiger, der zu Marsevil Vicar gewesen, mithin der Marquise dieses Nahmens, völlig ergeben war, genauen Briefwechsel.

Er war anfangs sehr ämsig, der Frau von Valcy einen Geschmack am Kloster Leben, und daß sie ihr Vermögen dem Kloster zuwenden sollte, einzuflössen. Die Frau von Valry, welche in diesen ehrlichen geistlichen Herrn kein Mistrauen setzte, beichtete ihm alles, was ihre Liebe gegen den Grafen betraf. Durch ihn erfuhr die Herzogin, daß die Frau von Valcy nicht wußte, wo ihr Schwiegersohn hin gekommen war, und daß sie ihn auch selbst für tod hielt. Nach der Zeit vernahm sie, daß er nach Deutschland in die Gefangenschaft gerathen, den Ort seines Aufenthalts aber wußte sie nicht, weil die Frau von Valcy damit durchaus nicht heraus wollte. Man muß bekennen, daß Priester und Geistliche der Frau von Valcy immer unglücklich waren, sie schöpfte Verdacht gegen ihren Beichtvater, aus seinen unbescheidenen Fragen, die sich zu seinem Amt gar nicht reimten. Sie sprach mit der Frau Dumont hiervon, die sie schalt, daß sie ihm die Wirckungen, die der leztere Brief des Grafens hervor gebracht, vertrauet hatte.

Die Herzogin, die ihre Tochter mit der Zeitung, die sie erhalten hatte, nicht beunruhigen wollte, entschloß sich so gleich, sie der Maraniſe von Marseil zu eröfnen. Diese trostlose Mutter beweinte ihres Sohns Tod noch immerfort, und konte sichs nicht vergeben, daß sie seiner Neigung den Zwang angethan hatte, sich mit dem Fräulein von Saint-Pere zu vermählen. Sie gab sich selbst die Schuld, daß sie an seinem Tode Ursache sey, und fieng an, die Frau von Valcy zu bedauren, die sie unglücklich gemacht hatte. Die Herzogin kam nach Marseil, wo die Marquiſe mit ihrer Tochter war. Die Freude in ihrem Gesicht schien bey den Damen eine glückliche Zeitung zu bringen. Sie gieng mit der Marquiſe besonders, und sagte ihr mit ein paar Worten, was sie her brächte. Die Frau von Marseil schrie für Bestürtzung, und bezeugte ihre Freude mit den stärckesten Ausdrücken. Da die Herzogin hierauf ihre Tochter herbey rufen ließ, brachte sie das Gespräch ganz schicklich auf den Grafen. Sie war über ihres Gemahls Tod ganz untröstlich, that sich selbst den Vorwurf, daß sie ihn durch ihre Eifersucht angetrieben hätte, eine Bedienung beym Kriegsheere zu suchen. Was würdet ihr denn thun, meine Tochter, fragte die Herzogin, wenn ich euch Nachricht von eurem Gemahl brächte? Die Gräfin sahe ihrer Mutter ins Gesicht, die Erklärung

dieser ausserordentlichen Frage zu erwarten. Ich kann darauf nicht antworten, sagte sie zu ihr. Die Nachrichten würden ohne zweifel meinen Kummer vieler Umstände wegen vermehren. Wenn ich euch aber die Nachricht brächte, versezte die Herzogin, daß der Graf noch lebte? Ach, Madame, erwiederte die Gräfin, ich werde mich wohl für die gar zu große Freude hüten, die mir die Hofnung macht. Ach! es ist nur allzu wahr, daß er getödet ist, wir haben ja das Zeugniß vom Kriegsheere. Sie wissen ja, daß alle seine Bedienten beym Reisezeuge mit der Gewißheit zurück gekommen sind. Hier, sagte die Herzogin, nehmet, und leset den Brief vom Beichtvater, den sie ihr zugleich reichete, leset, und sehet, ob man eine größere Gewißheit haben kan, daß sich euer Gemahl wohl und gesund befindet?

Die Gräfin nahm den Brief mit zitternder Hand, und las ihn. Kaum war sie damit fertig, so erblaßte sie im Gesicht, wie tod, und verlor alle Sinnen. Die Herzogin erschrack, und rufte das Weibsvolck zu Hülfe. Die unglückliche Gräfin erhielt den Gebrauch ihrer Sinnen wieder, nur den Augenblick zu beweinen, in welchem sie den Grafen von Marsevil hatte kennen lernen, und mit ihm durch ein Band vereinigt worden, das an statt ihre

Glück-

Glückseeligkeit zu befördern, vielmehr eine Marter ihres Lebens worden war. Wie glücklich ist sie, schrie sie!-- Sie redete von der Frau von Valcy -- wär ich doch an ihrer Stelle! und so zärtlich geliebt. Er hat ihr alles aufgeopfert, er entsagt allen für sie. Er will unbekant leben, nur damit er ihr alle Freyheit lassen möge. Ich sage es noch einmal, wie glücklich ist sie, wie sehr beneide ich ihr Schicksal!

Die Herzogin vermuthete sich nicht, daß sie eine Zeitung mit so großer Aemsigkeit gebracht hatte, die so sonderbare Wirckung thun sollte. Sie meynte, ihre Tochter würde für Freude ausser sich seyn, und man müßte ihr diesen glücklichen Umstand mit grosser Behutsamkeit beybringen. Was soll denn die Betrübniß heissen, sagte die Herzogin zu ihr, zu einer Zeit, da ich glaubte, ihr würdet von der Glückseeligkeit sehr gerührt seyn, einen Gemahl wieder gefunden zu haben, den ihr anbetet? Ach! Madame, erwiederte die Gräfin, der Gemahl, den ich anbete, liebt eine andere. Die Zeit würde mich über seinen Verlust getröstet haben, nun aber habe ich keine Hofnung, daß er für mich leben sollte. Die Herzogin erstaunte fast über die Paßion ihrer Tochter, die der Tod ihres Gemahls nicht so sehr betrübt haben würde, als der Schmerz, ihn ungetreu zu se-

hen. Dieser wunderliche Wahn ist nicht ohne Beyspiel, Gemüther, die sich ihrer Leidenschaft völlig überlassen, wissen von keiner grössern Glückseeligkeit, als die sie von dem Gegenstand ihrer Liebe ziehen, und folglich ist das grausamste Unglück für sie, wenn sie nicht geliebt werden.

Die Marquise, welche von ihrer Schwiegertochter in der Gedenckensart ganz unterschieden war, überließ sich der ausgelassensten Freude, daß sie ihren Sohn wieder gefunden hatte. Sie verkündigte es allen ihren Leuten, versammelte sie, und stellte ihnen ein Freudenfest an. Zu dem Ende schickte sie auch dem Beichtvater zu B... eine Kutsche, diese Freude desto mehr zu bestärcken. Der Geistliche ließ sich nicht lange bitten. Die Frau von Valcy, welche die Liverey der Frau von Marsevil im Klosterhofe gleich erkante, und wußte, daß der Beichtvater zu ihr fuhr, glaubte nun gewiß, daß sie verrathen wär, und bereute es, daß sie ihr Vertrauen zu weit getrieben hatte. Noch mehr ward sie durch einen Brief in Verdacht gebracht, den der Herzogin Kammerdiener an die Cecilie schrieb, daß der Graf von Marsevil nicht tod, sondern in Deutschland gefangen sey, welches man von dem Vicar zu Marsevil erfahren hätte.

Die Frau von Valcy verwieß es dem Beichtvater, und sagte ihm, er hätte seine Amtspflicht gebrochen, eine Heimlichkeit zu offenbaren, die ihm allein vertraut worden sey. Er wollte es läugnen. Da sie aber gewiß wußte, daß es die Herzogin von ihm erfahren hatte, konte er sich weiter mit nichts entschuldigen, als daß ihn sein Gewissen nicht gestattet hätte, einer Familie, von der er seine Wohlfarth hätte, einen Umstand zu verschweigen, daran ihr so viel gelegen sey. Wiewohl die Frau von Valcy, diese Ausflucht nicht gelten ließ. Der Mann ward ihr Feind, so bald er sahe, daß sie ihn gar zu wohl kante, als daß sie ihm weiter trauen sollte.

Weil die Herzogin von dem Beichtvater den Aufenthalt des Grafen nicht erfahren konte, versuchte sie, die Cecilie zu bestechen. Hierzu bediente man sich wiederum des Beichtvaters, allein sie gab der Frau von Valcy Nachricht davon. Dieses bestärckte sie desto mehr, daß sie sich für einen Mann in acht zu nehmen hätte, für den nian sich doch am wenigsten fürchten sollte. Sie schrieb an den Grafen, er möchte alle Vorsichtigkeit bey Uebersendung der Briefe anwenden, gab ihm auch von der Verrätherey des Geistlichen Nachricht.

Man machte sich wieder vom neuen an den Abt von Ligny, er sollte sich mit seiner Nichte wieder auszusöhnen suchen. Es war aber vergebens, von vielen Reisen, die er nach B... that, erfuhr er mehr nicht, als daß der Graf noch lebte, gegen die Frau von Valcy eine beständige Liebe hegte, und alle Streiche wüßte, die er zu seinem Verdruß angewandt hätte. Der Beichtvater, seines Orts, versprach, daß er sich bemühen wollte, die Briefe an die Frau von Valcy zu sehen, allein der Graf schickte sie an einen vertrauten Freund nach Paris, der sie in einem Umschlag an die Frau Dümont abgehen ließ, die der Frau von Valcy rieth, sie möchte der Frau von Vaury des Grafen Aufenthalt nicht wissen lassen. Dieser Dame kränckte ihrer Freundin Zurückhaltung recht herzlich, sie durfte sich aber nicht darüber beklagen, weil sie solche verdiente, indem sie ihr Dinge verschwiegen hatte, die sie fast zur Verzweiflung brachten.

Der zärtliche Briefwechsel dieser Verliebten ward einige Monate hindurch nicht gestört. Der Herr von Tarol kam wieder aus Auvergne, noch vor der gewöhnlichen Zeit. Er schien über der Frau von Valcy gefaßten Entschluß sehr bekümmert zu seyn. Er sprach mit ihr von dem Grafen von Marsevil, und seinen sonderlichen Vorfällen, fragte auch unter

ter andern nach besondern Umständen des Treffens bey---- auch wie er unter den Toden gefunden, und nach Deutschland gebracht worden? Weil er sehr zerstreut zu seyn schien, und vielerley Fragen that, beantwortete sie die Frau von Valcy muthwillig, als ob sie alles genau wüßte, und that ganz geheim, das Gespräche abzuwenden.

Währender Zeit sie zu B... in angenehmer Hofnung lebte, suchte die Herzogin alle Mittel, zu erforschen, wo man ihren Schwiegersohn hingebracht hatte. Wir wollen sie forschen lassen, um die Fortsezung der Geschichte der Frau Dümont wieder vorzunehmen.

Meine Mutter fuhr sie fort, hielt mit meinem Bruder öftere geheime Gespräche, und ich merckte, daß sie bestürzt schienen, wenn ich sie störete. Dieses ward mir verdächtig, indessen bezeugte er sich allezeit sehr ernsthaft gegen mich. Ich glaubte, daß er von meiner Mutter noch einige ihrer Juwelen, zum Versatz heraus gebracht haben würde, weil er in diesem Stücke sein Glücke bey mir nicht machen konte. Ich irrete mich aber, er war schon seit langer Zeit auf das strafbarste Unternehmen bedacht, darinne ich die Heldin vorstellen sollte.

Seit vielen Tagen schien es, als ob er sich gegen mich freundlicher stellete. Er kam einmal früh in mein Zimmer zu mir fürs Bette, und sagte ganz heimlich zu mir: Schwester, schlaft ihr? Nein, versezte ich, aber warum komt ihr so früh? Ich komme, sagte er, euch mein gutes Glück zu verkündigen, ich bin voller Freuden, wegen der Hofnung, euch glücklich zu machen. Ich dancke euch gar sehr, ewiederte ich, ihr wisset aber wohl, daß ich nicht ehrgeitzig bin. Seht mir doch unsere Philosophen an, fuhr er fort, die kein Glück achten, die es aber doch lieber, als andere ergreiffen, wenn es komt. Wir werden nun auf immerdar, durch ganz ausserordentliche Mittel reich werden. Nun bewundern sie, Madame, wenn es ihnen beliebt, seine tolle Ausschweifung. Es kam darauf an, den Teufel zu sehen, und von ihm einen verborgenen Schatz zu erfahren. Ich habe einen von meinen Cameraden bestellt, fuhr er fort, zu einem recht göttlichen Mann zu gehen, der wunderbare Dinge ausrichtet. Es ist ein Philosophe, dessen wundervolle Geheimniße, die gemeinesten Metalle in Gold zu verwandeln, und das Alter bis auf hundert Jahr zu verlängern, nicht die geringsten sind. Er bannt den Teufel, daß man ihn siehet. Den Mägdgen giebt er die Tugend, und den alten Weibern die Schönheit, er bringt wieder --- Haltet ein, sagte ich mit vollen Lachen,

das

das ist genug; aber ist denn der Kerl auch reich? Nein, wahrhaftig nicht, erwiederte mein Bruder, der über meine Frage bestürzt ward. Er achtet keinen Reichthum, er theilt die Schätze aus, wie er will, und giebt sie denen, die ein Vertrauen zu ihm haben, er macht sich aber nichts daraus. Hört nur zu, störet mich aber nicht in meiner Erzählung.

Es war schwer, eine so tolle und abgeschmackte Erzählung, mit Gelassenheit anzuhören. Wunder sie sich nur, wie mein Bruder, der gar nichts glaubte, sich einbilden konte, daß ihm der Teufel erscheinen würde. Ich war ganz ausser mir, Fragen zu thun, so bald ich aber den Mund auf that, hielt er mir ein Schnupftuch vor. Da mich meine Kammerfrau so heftig lachen hörte, geht sie, es meiner Mutter zu sagen, die kam und fragte um die Ursache der unmäßigen Freude. Sie merckte bald, daß wir uns versöhnt haben müßten. Da sie uns in der von mir erzählten Stellung antraf, sahe sie uns eine Weile an, und wollte wissen, was mein Bruder gesagt hätte. Er meldete mir, daß er in einer Stunde des Morgens, in den Elisäischen Feldern, an einem bestimten Orte einen Hexenmeister antreffen sollte, der ihm den Teufel sehen lassen würde, welchen er um drey Dinge bitten könte, die er aber alle dreye in einer Secunde aus-

sprechen müßte. Meine Mutter konte das Lachen nicht länger zurück halten, und verstärckte das meinige, daß mein Bruder auch ganz zerstört fort gehen wollte, ich hielt ihn aber zurück. Nun, sagte ich zu ihm, habt ihr mir eure Narrheiten erzählt, so werdet ihr mir doch auch zu reden erlauben. Hört mich auch an. Entweder ihr glaubt einen Teufel, oder nicht. Wenn ihr ihn glaubt, so schickt sich euer Verfahren zu eurer Religion nicht. Glaubt ihr keinen, warum wollet ihr einem Spitzbuben trauen, der euch, seiner gerühmten Uneigennüzigkeit ohngeacht, um etliche Luisdor betrügt? Schwester, sagte er gantz ernsthaft, jezo kan ich euch nicht darauf antworten, nach geschehener Sache aber, werdet ihr von meiner Gedenckensart urtheilen. Weiter wollte er nichts hören, sondern gieng fort.

Ich wunderte mich nicht, daß ein Mensch ohne Grundsätze, von so verderbten Sitten, alle Mittel, Reichthum zu erhalten, anwendete, darüber erstaunete ich aber beynahe, zu sehen, daß mein Bruder, der so viel Witz und Verstand hatte, in solche Träumereyen verfiel, die man kaum einem Kinde, oder Blödsinnigen zu gute hält. Hätte ich auch nicht gesehen, daß sich meine Mutter mit diesen tollen Ausschweifungen nicht selbst in rechtem Ernste aufhielt, so hätte ich geglaubt, daß sie mich mit

den

den abgeschmackten Possen hätten betrügen wollen. So bin ich aber versichert, daß keines von beyden die Absicht, mich zu verführen haben möchte, und daß meine Mutter sich nur darüber freuete, daß sie mich mit ihrem Sohne wieder in guten Vernehmen sahe.

Er kam zu Mittage zu Tische mit einem sehr ernsthaften, und geheimnißvollen Gesichte. Ich sehe wohl, sagte er mit einer viel bedeutenden Miene, daß ihr ein starcker Geist seyn wollt, und nichts glaubet. Und du glaubst so viel, versezte meine Mutter, fürchtest du dich nicht für dem Teufel! Oho! erwiederte mein Bruder, ich habe andere gesehen, und wollte nur, daß es schon Mitternacht wär, damit ich sähe, wie der aussehen wird. Ich wünsche euch großes Vergnügen, versezte ich, müßte aber sehr irren, wenn ich glaubte, daß eure Zusammenkunft recht galant seyn wird. Spottet nur nicht, fuhr er fort, ihr werdet es wohl bleiben lassen, wenn ich euch drey bis vier Millionen anbieten werde.

Ich würde ihnen nur beschwerlich fallen, Madame, wenn ich ihnen alle tolle Einfälle, bey diesem lächerlichen Umstande erzählen sollte. Ich komme auf eine andere Begebenheit, die da folgte.

Es

Es ward den ganzen Tag gesungen, gegeiget, getanzt, und Abens am 15ten des Christmonats kam sein Camerade, bey häßlichem Wetter, und holte ihn in einer Lohnkutsche ab, die sie nach dem Conferenzthor brachte. Sie liessen den Kutscher warten, und giengen zu dem bestimten Ort, drückten den Hut in die Augen, hatten Oberröcke mit weiten Aermeln an: Zum Glück hatten sie sich, ihres Heldenmuths ohngeacht, mit ein paar Sackpistolen, dem Teufel Trotz zu bieten, versehen. Sie fanden ihren Teufelsbanner bey einem Baum, ein Buch in der Hand, daraus er etwas her zu murmeln schien, ob es gleich stock finstere Nacht war. Wie sie nahe zu ihm kamen, fragte sie der göttliche Mann, ob sie ihm die versprochenen vier Luisdor mit brächten? Mein Bruder antwortete ihm, daß er sie nicht eher, bis er seine Pflicht erfüllt, und sie, was sie wollten, gesehen hätten, erhalten würde. Der Zauberer versezte, er müßte die Zahlung zum voraus haben. Es entstand unter ihnen ein Streit, der lustig genug war, für einen Mann, der Schätze austheilt, und für ein paar Mousquetairs, die anfangs so viel Herzhaftigkeit zeigten. Mein Bruder verglich sich mit dem Teufelsbanner, gab ihm die Helfte, und versprach ihm das übrige, nach der Erscheinung. Hierauf ermahnte sie der Zauberer, daß sie nicht erschrecken möchten, und

fragte, ob sie Muth genug hätten? Sie schwuren, daß sie die ganze Hölle nicht zum Weichen bringen sollte. Der Teufelsbanner holete hierauf einen Pakt, den er im Grase versteckt hatte, sezte eine abscheulich große Paruke auf, zog einen langen Rock an, und zündete ein Stückfackel bey seiner Blendlaterne an, das unsere beyden Dumköpfe nicht wahr genommen hatten. Er wiederholte seine Ermahnung, sie mußten, einer hinter der andern, auf die Knie niederfallen, und fragte sie, ob sie nichts von einigen Metal, oder Juwelen in der Ficke hätten? Weil, sprach er zu ihnen, ihr hierher gekommen seyd, Schätze zu heben, so ist nöthig, daß ihr weder Gold noch Silber bey euch habt, sonst ist alle Beschwörung vergebens. Nachdem meines Bruders Camerade, alles, biß auf seine Knöpfe und Schnallen hergegeben hatte, kam die Reihe auch an ihn, alles weg zu legen. Ich habe nichts bey mir, sagte mein Bruder, als ein paar scharf geladene Pistolen, damit ich dir den Kopf entzwey schiessen will, wenn du uns nicht Wort hältest. Der Teufelsbanner schien darüber gar nicht bestürzt. Ich wußte das wohl, sagte er zu ihnen, meine Herren, eben deswegen habe ich meine Bedingungen nicht erfüllt, zu solchen geheimnißvollen Ceremonien muß man mit völligem guten Vertrauen hinzutreten. Hierauf zog er jedem einen Sack über

den Kopf, band ihnen die Armen, daß sie bey ihrer Bewegung den Knoten fester zu zogen, und sich lange nicht davon los machen konten. Sie waren voller Furcht, daß sie der Teufelsbanner nicht töden möchte, da sie sich nicht wehren konten, doch kamen sie noch mit zween Luisdorn, und was der Camerade meines Bruders hatte hergeben müssen, davon. Der Hexenmeister entflohe, schmiß die Fackel weit von sich, und lief, was er laufen konte durch die Alleen davon.

Nachdem sich unsere Helden mit aller Mühe von ihrem Sacke los gemacht, und der Furcht entledigt hatten; fanden sie weder Licht, noch den Hexenmeister um sich, und erkanten, daß sie zu Narren gemacht worden waren. Sie sahen sich ganz stillschweigend nach ihrem Lohnkutscher um, der in Sorgen gewesen war, sie hätten sich geschlagen, und er würde einen etwan halb tod zurück führen müssen. Willkommen, meine Herren, sagte er es ist sehr kalt, lange in der freyen Luft zu bleiben. Sie kamen nach Hause, wo mein Bruder seit einigen Tagen wieder bey uns war, und legten sich stillschweigend zu Bette.

Ich war wegen der Begebenheit so besorgt, daß ich mich nicht niederlegte, damit ich nur wissen

möchte, um welche Stunde, und in was für Zustand mein Bruder nach Hause kommen würde. Meine Mutter hatte es eben so gemacht, nur mit dem Unterschied, daß sie in Todesängsten, ich aber nur neugierig war. Da uns ein Bedienter meldete, er sey mit seinem Freunde wieder zurück gekommen, legte ich mich mit großer Ungedult, zu wissen, nieder, wie die Sache mit dem Teufelsbanner abgelaufen wär.

Des Tages darauf kam er in mein Zimmer. Ich sahe es ihm gleich am zerstörten Gesichte an, daß er keinen Schatz gefunden hatte. Wohlan! sagte ich, habt ihr ihn gesehen? Ist er sehr schwarz? Hat er schöne Hörner? Ach ja! antwortete er, mit einem Seufzer, er ist hübsch schwarz, es ist ein haupt Schelm der Teufel. An statt, daß er uns viel Geld verschaft hat, nahm uns der Schelm noch, was wir hatten. Ich habe es aber beschlossen, hengen will ich ihn lassen. Nehmt euch ja wohl in acht, versezte ich, euch mit der Begebenheit sehr breit zu machen. Man wird euch treflich ausspotten, die Ernsthaftigkeit entgieng mir, und ich mußte laut lachen. Zum wenigsten, fuhr er fort, bin ich doch mit meiner erbärmlichen Geschichte so unzufrieden eben nicht, weil sie euch zum Zeitvertreib dienet.

Nachdem wir uns viele Tage lang mit Spötte-reyen über ihn aufhielten, meynten wir, ihn von seinen albern Träumereyen zu bekehren, allein die Begierde, Geld zu erlangen, war bey ihm stärcker, als die Vernunft. Er hatte sich eine ganze Biblio-thek von dergleichen Kunstbüchern zu gelegt, und lief vom Morgen bis zum Abend den Zigeunern, die da wahrsagen, und den Hexenmeistern, die man in den sogenanten Elisäischen Feldern bey Paris an-trift, nach. Dieses konte ich noch von ihm erhal-ten, daß er das erbare Volck nicht in unser Haus brachte. Weil er sich mit mir nicht zancken wollte, suchte er sie nur in der Stadt auf, diese Narrheit war aber eben so verderblich als die andern. Den Aufwand zu bestreiten, nahm er meiner Mutter weg, was er erhalten konte, diese aber forderte von mir beständig, also mußte ich allezeit die Unkosten zu meines Bruders Ausschweifungen hergeben.

Nun kam das Carneval, es waren fast bey jedem Gesandten Bälle. Meine Mutter der daran gele-gen war, mir immerfort Lust und Vergnügen zu verschaffen, brach sich vom Schlaf ab, mich dahin zu führen. Mehr verlangte ich nicht, ich überließ mich dieser Zerstreuung mit größtem Eifer, machte aus Nacht Tag, und aus Tag Nacht. Ich gieng öf-ters früh um sechs Uhr zu Bette, und Abens wieder

auf den Bal. In einer Nacht war ich bey dem Spanischen Gesandten, es gieng mir eine Maske nach, die nicht von mir blieb, so daß ich sie fortgehen hieß. Sie hatte mir so viel besondere Dinge, von der Liebe mit meinem Gemahl vorgesagt, die er nur allein wissen konte, daß ich ganz unruhig ward. Ich konte mir gar nicht einbilden, wer es seyn müßte. Endlich ward ich der unbesonnenen spöttischen Reden überdrüßig, da sie mir heimlich ins Ohr zischelte, ob mein Bruder dasjenige zu ersetzen fortführe, was ich verloren hätte? Ihr seyd treflich unbescheiden, sagte ich zur Maske, und ich werde mich über eure Grobheit beklagen. Er kehrte sich an die Drohung nicht, verfolgte mich immerfort, scherzte mit mir über meine dicke Gestalt, und volle Brust, und sagte, sie sey völliger, als sonst. Ich hatte Willens, den Menschen anhalten zu lassen, ich glaubte, er sey an Gestalt meinem Gemahl ganz ähnlich, ob ich gleich überzeugt war, daß er es nicht seyn konte; diese Gedancken brachten mich in eine Bewegung, daß ich zurück hielt. Ihr habt es, sagte ich, einiger Aehnlichkeit mit einer Mannsperson zu dancken, die mir lieb ist, sonst könte ich euren Muthwillen bestrafen. Wer ist, fragte die Maske, die Mannsperson, die euch so lieb ist? Diejenige, versezte ich, die euch das, was ihr mir vorsaget, vertraut hat, weil es sonst niemand auf der Welt weiß. Er

stuzte, und dachte nach. Doch nein, fuhr er fort, man darf euch nicht trauen, ihr seyd allezeit falsch gewesen. Seyd aber bedacht, klüger zu werden, ihr seyd eurer Freyheit nicht allezeit versichert. Verlaßt eure Mutter, und euren Bruder, sonst werdet ihr euren Gemahl nimmermehr wieder sehen. Lebt wohl, schöne Lavignan. Bey diesen Worten entfernte er sich, verlor sich unter dem Haufen, und gieng ohne Zweifel weg. Denn ich konte ihn, nach allen meinem Suchen nicht wieder finden. Ich gieng zu meiner Mutter, der ich meine Muthmassungen eröfnete, die mirs aber ausredete. Welcher Anschein, daß euer Mann, der vor zwey Jahren nach den Inseln abgegangen ist, auf dem Ball des Spanischen Gesandten zu Paris seyn sollte?

Indessen machte mir doch der Vorfall Nachdencken, daß meine Mutter, die mich bekümmert sahe, den Vorschlag that, nach Hause zu gehen. Meinem Bruder, der starck mit einem Spiele beschäftigt war, konten wir unser Verlangen nicht zu wissen thun, wir warteten also auf einige Bekante, die mit uns gehen sollten, als uns eine Maske mit besondern Zureden aufhielt. Da diese Galanterien an meine Mutter gericht waren, vergieng ihr die Lust weg zu gehen. Die Maske stellte sich zwischen uns beyde, und fande das Geheimniß mich aus

meiner Tiefsinnigkeit zu ziehen. Ihre Gespräche waren witzig, belebt, leichtsinnig, und so lustig, als ich jemals von einer Person gehört hatte. Meine Mutter, die sich der Begierde zu Gefallen nicht entbrechen konte, hielt sich bey den Liebkosungen der Maske gerne auf, die uns von unserm Landhause, von der dortigen Lebensart, von verschiedenen besondern Umständen, vorschwazte, so daß wir glaubten, sie sey von unserer Bekantschaft. Endlich kam mein Bruder mit einem sehr freudigen Gesichte. Ich zweifelte nicht er müßte gewonnen haben, und sagte zu ihm, er würde wohl mit der Nacht weit zufriedener, als mit der seyn, die er in den Elisäischen Feldern damals zu gebracht hätte. Er antwortete so lustig, daß die Maske begierig zu wissen war, was am 15. des Christmonats vorgegangen sey. Ich erzählte die Geschichte, die sie sehr vergnügte. Sie danckte uns, und wir vernahmen, daß es der Printz von C... und eben der war, der von der Jagd in das Haus des Herrn Dümont zurück kam.

Mein Bruder hatte doppelte Ursache, vergnügt zu seyn. Er hatte gewonnen, und traf auch den Prinz bey uns an, mit dem er schon lange gesprochen hatte, ohne daß ich es merckte, da ich doch der Gegenstand ihres Gespräches gewesen war. Der Printz gieng gantz zufrieden fort, wir aber

kamen mit verschiedenen Gedancken nach Hause. Mein Bruder hatte die schmeichelhaftesten, aber auch strafbarsten von des Prinzen Meynung gegen mich gefaßt. Meine Mutter dachte, der Prinz sey in sie verliebt, ich aber sanne nur den Reden nach, welche die Maske gegen mich geführt, hauptsächlich aber dem Rathe, den sie mir, meine Mutter und meinen Bruder zu verlassen, ertheilt hatte. Diese Begegnung machte meinen Kummer wieder vom neuen rege. Ich dachte an meine erste Begebenheit, und setzte mir vor, nicht wieder auf den Bal zu gehen.

In ein paar Tagen darnach, entschloß ich mich zu meinem Bankier zu gehen, mich zu erkundigen, wo er meynete, daß mein Gemahl sich aufhielt. Seine Antwort vermehrte meine Ungewißheit. Weil ich nichts erfahren konte, gieng ich wieder nach Hause. Wir waren des Tages darnach zu der Marquise von S... eingeladen, und kamen vor Mitternacht nichtwieder. Ich hatte meinen Sohn, da er entwöhnt war, einer Hofmeisterin übergeben. Dieses Weib erwartete mich, mir zu melden, daß Abens eine Mannsperson nach sie gefragt, wie sie erschienen wär, und nach seinem Nahmen sich erkundigt hätte, habe er gesagt, er sey ein Bedienter vom Herrn Dümont, sein Herr hätte ihn ausdrücklich

lich abgeschickt, daß er seinen Sohn sehen, und ihm Nachricht von ihm geben sollte. Anfangs hätte sie sich, ihm solchen zu zeigen, geweigert, er habe aber so inständig darum gebeten, daß sie ihn geholt hätte. Er habe ihn sodann aus ihren Armen gerissen, vielmal umarmet, und mit großer Aufmercksamkeit betrachtet. Hierauf habe er ihr ihn, mit Thränen in den Augen, wieder zurück gegeben, auch empfohlen fleißige Sorge für ihn zu tragen, und ihr zweene Luisdor von seinem Herrn anzunehmen genöthiget, mit dem Versprechen, daß sie alle Jahr so viel erhalten sollte.

Ich that hundert Fragen an das Mensch. Alle ihre Antworten bestärckten mich, daß es mein Gemahl müße gewesen seyn. Den andern Tag darauf gieng ich wieder zum Banquier, bat ihn recht herzlich, er sollte mir die Wahrheit sagen. Er gab mir zur Antwort, daß es nicht in seiner Gewalt stände, mich zufrieden zu stellen, versprach mir aber, alle Mittel anzuwenden, mich mit dem Herrn Dümont auszusöhnen, wenn ich mich nur von meiner Mutter los machen wollte, Unter keiner andern Bedingung würde mir mein Gemahl seine Hochachtung wieder zu wenden, und zu mir kommen. Ich versprach ihm, daß ich darzu alle Verkehrung machen wollte. Der Banquier schüttelte den Kopf,

weil er nicht glaubte, daß ich die Kräfte haben würde, mich von meiner Mutter und von meinem Bruder los zu wickeln. Ich gieng nach Hause, und dachte auf nichts anders, als auf diese Entziehung, in fast gewißer Hofnung, mein Gemahl würde mir seine Zärtlichkeit wieder zu wenden, und schmeichelte mir mit einem ungestörten Glücke. Ich war entschlossen, meiner Mutter von meinem Vornehmen nichts zu sagen, hatte auch der Hofmeisterin meines Sohnes verboten, etwas von dem Vorgange zu melden. Kurtz, ich hatte geschworen, das klügste Leben zu führen, und die Gelegenheit abzuwarten, mich in ein Kloster zu begeben, damit ich meinem Gemahl völlig zu frieden stellen möchte.

Meine Mutter that mir den Tag darauf den Antrag, mit auf den Bal zu gehen, ich schlug es aus, und war schon froh, daß ich eine solche Gewalt über mich hatte, als mein Bruder ankam. Er sagte gleich zu mir, ich thäte ganz recht, er bewog aber meine Mutter, mit einer andern Dame dahin zu gehen, und machte eine so prächtige Beschreibung davon, daß ich mich wieder fangen ließ, ich bereuete schon meinen Entschluß, und wollte nur, mit zu gehen, gebeten seyn. Das ließ man aber wohl bleiben. Mein Bruder hätte mich schon ausgeforscht, und je begieriger ich war, jemehr that er,

als ob er nicht daran dächte. Ich brozte das erstemal in meinem Leben, gieng in mein Zimmer, und blieb nach Tische gantz alleine in der verdrießlichsten langen Weile. Denn die Art meiner Erziehung, und die Gewohnheit beständig unter Leuten zu seyn, hatten mir so viel Kräfte nicht gelassen, sich mit mir selbst zu beschäftigen. Es ist für ein Frauenzimmer ein großes Unglück, wenn sie nicht allein leben kann.

Die Geschichte der Frau Dümont ward für die Frau von Valcy immer einnehmender. Ob sie gleich nicht viel wunderbares enthielt, so war doch die Aehnlichkeit ihres Characters mit den meisten Weibspersonen eine Abbildung, daraus sie viel gute Lehren, manche gefährliche Klippen zu vermeiden, schöpfen konte. Zuweilen sahe sie eine Gleichheit mit den ersten Begebenheit ihres Lebens. Sie erkante, wie großen Einfluß die Fehler der nähesten Anverwandten auf das Unglück der Kinder zu haben pflegen. Endlich sahe sie auch, daß die Mutter und der Bruder der Frau Dümont die Ursache ihres Verderbens, eben, wie ihre Mutter der Ursprung aller ihrer Unglückseeligkeit gewesen waren. Ihr Verstand, der weit kräftiger war, trieb sie an, mehr Frucht aus ihrer Erfahrung zu ziehen, und Betrachtung über anderer Leute Fehler anzustellen.

Dergleichen Anmerkungen wurden gemeiniglich bey den Umständen, welche die Frau Dümont erzählte, mit eingemischt, und ihre Geschichte folglich öfters dadurch unterbrochen.

Ich war also in meinem Zimmer und brozte, fuhr sie fort, dachte aber dabey immer auf Mittel, wie ich auf den Bal kommen möchte, doch daß es nicht schien, als ob ich meinen Entschluß geändert hätte. Es kam mir lächerlich für, wenn ich mit gehen wollte, da ich es meiner Mutter gänzlich abgeschlagen hatte. Mein Bruder war, seiner Seits, sehr verdrießlich, daß ich nicht mitgehen wollte, weil er dem Prinz von C... versprochen hatte, mich dahin zu bringen. Mein Entschluß unterbrach also seine Anschläge. Er gieng mit meiner Mutter zu Rathe, die ihm sagte, daß er unter dem Vorwande, sich nach meiner Gesundheit zu erkundigen, zu mir gehen sollte. Er kam auch, und wie ich gar nicht an der Ursache zweifelte, so ließ ich mich doch sehr darzu bitten, was ich herzlich gerne verlangte. Ich wollte nichts versprechen, ich trieb, bey dieser Gelegenheit, das Spiel einer kleiner Buhlerin. Mein Bruder ward betrogen, und sagte zu meiner Mutter, er glaubte gewiß, daß ich nicht auf den Bal gieng.

Da ich mich indessen des Tages darauf mit grossen Fleiß gepulzt hatte, gieng ich niit meiner Mutter dennoch fort, welches ich doch, wenn ich klug gewesen wär, bey den Umständen hätte sollen bleiben lassen. Ich sande den Printz daselbst, in einer so niedrigen Verstellung daß ich ihn kaum leiden wollte. Ich konte mir nicht einbilden, daß unter dem Kittel eines Karnführers ein großer und tapferer Prinz versteckt wär. Mein trotziger Stolz vertrieb ihm die Zeit eine Weile, und mein Bruder zischelte mir ins Ohr, daß er mich recht reizend schön sände. Ich hatte anfangs auf eine Maske nicht Achtung gegeben, die uns mit großer Aufmerksamkeit behorchte. Da sie mirnber beständig nach gieng, machte sie mich neugierig. Sie schien mir kleiner, als mein Gemahl zu seyn, dieses brachte mich aus der Einbildung, daß er es wär. Da indessen der Printz heimlich mit mir sprach, kam sie so nahe zu uns, daß sie der Printz gar trozig fragte, was sie hier machte, darüber die Maske ganz bestürzt schien. Nachdem sie eine Weile stehen blieben, gieng sie fort, wiewohl, da der Printz einer andern Maske nach gieng, kam sie wieder und sagte zu mir, sie sähe wohl, es sey kein Mittel mehr, ich wär einmal in der Leute Gewalt, die an meinem Verderben Ursache wären. Lebt wohl, sezte er darzu, verkehrteste, undanckbarste unter allen Weibern.

bern. Ich wollte ihm antworten, er hörte mich aber nicht, schlich sich unter den Haufen, daß ich ihn nicht wieder sahe, und ich konte nicht anders dencken, als es müßte ein Freund von meinem Gemahl seyn, den er, auf mich achtung zu geben, bestellt hätte.

Ich gerieth in eine Tiefsinnigkeit. Der Prinz, welcher bald wieder zu mir kam, merckte es, und fragte mich um die Ursache. Ich durfte ihm meine Muthmassungen nicht sagen. Mein Bruder hatte mir schon gesagt, wer er wär. Ich klagte über Kopfschmerzen, und unter diesem Vorwand gieng ich bey guter Zeit weg, mit dem vesten Entschluß, nicht wieder auf den Bal zu gehen.

Mein Bruder rühmte mir öfters des Printzen schöne Eigenschaften. Eins Tages sagte er zu mir: Wißt ihr wohl, Schwester, daß er in euch sterblich verliebt ist? Ich hielt sein Schwätzen für Spaß, und sagte zu ihm, er möchte ja seine Träumereyen niemanden zu wissen thun.

Meine Mutter und ich lebten ziemlich eingezogen. Ausser einigen Bekanten, die noch immer bey uns aus und einlgiengen, hatten wir wenig Zuspruch. Das Lesen, Nehen, und Stricken war mein ganzer

Zeit-

Zeitvertreib. Ohne veste Neigung, ohne Paßion, der Lustbarkeiten überdrüßig, lebte ich gantz ruhig. Nur die Gedancken von meinem Gemahl, und die Drohungen, so er mir gethan hatte lagen mir im Sinne. Wiewohl die Zeit ließ mich eins, wie die andern vergessen, ich verlor auch gantz unvermerckt die gegen ihn gehegte Liebe aus dem Gedächtniße. Meinen Sohn liebte ich einzig, und allein. Ich hatte ihn aufs Land geschickt, und ihn der Gärtnerin anvertraut, besuchte ihn auch dann und wann. Mit den Reisen vertrieb ich mir die Zeit, und ob ich gleich das Haus gemiethet hatte, so gefiel mirs doch bey den Pachtleuten sehr wohl. Ich lebte in dem Zustande ein ganzes Jahr, das mir recht angenehm vor kam. Ich würde ihn auch, ohne meinen Bruder, beständig erhalten haben, der nur darzu geschaffen war, mich zu verleiten, daß ich meiner Tugend, und meinen weisen Entschliesungen absagte. Ich stand eines Tages am Fenster, und sahe eine graue Kutsche vor unserm Thore halten, bey der die Bedienten keine Livrey trugen. Mein Bruder stieg mit einem Herrn ab, der gantz schlecht gekleidet war, daß ich ihn nicht gleich kante. Sie kamen gleich in mein Zimmer unangemeldt. Es war fast Nacht, ich empfieng den Fremden, ohne Weitläuftigkeit. Das Compliment so er mir machte, erregte meine Aufmercksamkeit, und ich erkante ihn,

mit großer Bestürtzung für den Printz von C... der auf meines Bruders Anreitzung, mich mit seinem Besuch zu beehren, sich endlich entschlossen hatte. Ich merckte, daß das geheime Betragen wohl eine Falle verstecken sollte, wenigstens kam es mir nicht gar zu schmeichelhaft vor. Mein Bruder hatte mir schon mehr als zu viel Beweiß, von seiner nicht gar zu zärtlichen Empfindungen der Ehre gegeben, daß ich glauben konte, er würde dem Printzen viel vorgeschwäzt haben, ich wußte auch wohl, daß die Besuche der Personen von seinem Stande Privatleuten nicht viel Ehre machen. Diese Betrachtungen machten mich ernsthaft, das dem Prinz nicht gefiel. Er sagte zu meinem Bruder: Sie haben mir die Madame lustiger beschrieben. Mein Bruder erwiederte: Daß die Ehrerbietung mich zu der Ernsthaftigkeit brächte. Madame sollten aber, verfezte der Printz, einige Gegenneigung gegen die Empfindungen zeigen, die sie einflössen. Das Compliment stand mir nicht an, ich blieb ernsthaft, und antwortete nur gemein hin. Ich sahe meinem Bruder seinen grimmigen Verdruß im Gesichte an, daß ich seinen löblichen Absichten nicht zu statten kommen wollte. Wie er aber, an scherzhaften Einfällen, welches ich schon gesagt habe, sehr fruchtbar war, brachte er deren so viel vor, daß ich, wider meinen Willen meine fröhlige Miene, die mir so

natürlich ist, wieder annahm. Der Printz, wie er sahe, daß ich meine Ernsthaftigkeit verließ, die ihm unangenehm war, sagte mir tausend verbindliche Sachen vor. Man zündete Licht an, und mein Bruder verließ uns, unter dem Vorwand zu meiner Mutter zu gehen.

Ich bliebe mit dem Printz alleine, das Gespräch ward lebhaft, und ich sahe wohl, daß Personen von seinem Stande glauben, es sey ihnen alles erlaubt, es sey nun, daß das Weibsvolck mit dem sie umgegangen sind, sich nicht hat wehren dürfen, oder von ihrem Stande geblendet gewesen ist. Der Printz führte Reden, die ich anzuhören, mich nicht schuldig erachtete. Ich gab ihm mit großer Ehrerbietung dreiste zu verstehen, daß er sich sehr irrete. Wenn ich jemals eine Schwachheit haben sollte, so würde es gegen einem zärtlichern, und ehrerbietigern seyn müssen. Er behalf sich mit gemeinen Ausflüchten, die ich nicht anhörete. Wie er sahe, daß ich im Ernst böse war, bekante er mir, daß ihm mein Bruder einen gantz andern Begrif von mir beygebracht, und an der Kühnheit Ursache sey, die ich ihm, wegen seiner Bereuung vergeben würde. Ich antwortete nichts, er satzte sich zu mir, ich stand auf und setzte mich auf einen Sessel ohne Lehne. Er sagte, er könte mich nicht ausstehen. Wie er

sahe, daß ich allzurück hältig war, sezte er sich in einen Lehnstuhl, blieb ein wenig sitzen, gähnete, sahe nach der Uhr, sagte es wär schon spät, machte mir eine tiefe Verbeugung und gieng weg. Er wollte nicht, daß ich ihn ins Vorzimmer begleiten sollte. Mein Bruder, der ihn hörete, rufte sogleich seine Leute, und war sehr bestürzt, daß der Printz so geschwind weg gieng, folgte ihm, und sezte sich mit ihm in die Kutsche.

Des Printzen Besuch kam meiner Mutter sehr befremdlich vor. Sie fand ihn um so viel bedencklicher, weil er die gemeinen Höflichkeiten nicht beobachtet, und ohne nach ihr zu fragen fortgegangen war. Sie schalt meinen Bruder, daß er mich, ohne Zweifel, bey ihm würde in übeln Verdacht gebracht haben. Er gab ihr aber, nach der Gewalt, die er über sie hatte, zu verstehen, daß ein Printz gar wohl zu einer Frau von unserer Art kommen, und sein Besuch ohne sonderliche Folgen seyn könte. Man hätte ihm wohl antworten können, daß er eher hätte zu meiner Mutter, als zu eines Finanzpachters Frau kommen können. Er machte sich aber mit kahlen Entschuldigungen los, die meine Mutter für sehr gut fande. Er gab vor, daß er mit dem Printz uneinig geworden sey, der ihm schon seit einem Jahre angelegen habe, ihn zu uns zu

führen. Da loge er, weil er selbst den Prinz, zu uns zu kommen, ersucht hatte. Die Lügen war aber einer von seinen Lieblingsfehlern, der eine schlechte Erziehung verrieth.

Er kam erst den andern Tag darnach wieder. Sein Gesicht zeigte mir nichts gutes. Ihr seyd wahrhaftig, sagte er, ein artiges Frauenzimmer, ihr kennet die Welt vortreflich! Ich habe Mühe gehabt, den Printz zu bewegen, euch zu besuchen. An statt, daß euch der Besuch angenehm seyn sollte, thut ihr wie eine klugdünckende Spröde, und antwortet ihm kaum. Schwester, Schwester, hundert mal habe ichs euch gesagt, mit der Aufführung macht man sein Glück nicht, und meines hindert ihr ebenfalls. Ich sahe ihn mit großer Verachtung an. Gehet, sagte ich, ihr habt ein schlecht Herz, wenn ihr euer Glück zu meiner Ehre Nachtheil zu machen gedenckt. Wenn ich nicht folge, so wißt ihr wohl woran ich mich halten soll. Wer sagt euch, versezte er, daß ich euch etwas wider eure Ehre thun laße? Wisset, daß eine Frau ihre Ehre verliert, wenn sie sich an gemeines Mannsvolck hängt. Bey denen ist es ganz das Gegentheil, die Verstand genug haben, Liebeshändel mit Gepränge zu treiben. Urtheilen sie einmal, Madame, fuhr die Frau Dümont fort, aus meines Bruders Reden

von seinen Grundsätzen. Ich wußte wohl, daß er zuweilen gefährliche Maximen hatte, diese aber kam mir äusserst verächlich vor. Gehet, sagte ich, mehr ich euch sahe, jemehr erkenne ich, daß ihr niederträchtig dencken müsset. Ich bitte euch, komt mir nicht wieder in mein Zimmer, oder ich zieh aus dem Hause. Begnügt euch, daß ihr an meines Lebens Unglück Ursache seyd, und verunehrt mich nicht noch darzu.

Ich hatte starck gesprochen, er war seiner Freyheit ungeacht, niedergeschlagen, und antwortete nichts, grüßte mich kaltsinnig, und gieng fort. Ich glaubte, ich wär seiner los, und würde vom Printz nichts weiter hören. Ich betrog mich aber wieder. Ich hatte ihm gefallen, und mein Bruder glaubte, daß die Tugend eines Weibes der Eitelkeit nicht widerstehen könte. Ich lebte einige Tage gantz ruhig, die ich auf dem Lande bey meinem Sohne zu brachte. Bey meiner Zurückkunft faude ich ein Billet vom Printzen. Er bat tausendmal um Vergebung darinne, daß er mir die Verehrung, so ich verdiente nicht bezeugt hätte, er erbot sich, seinen Fehler an diesem Tage wieder zu ersetzen, wenn ich ihm, wieder zu kommen erlauben wollte. Ich gestehe es ihnen, Madame, daß mir das Billet herzlich schmeichelte, ich bildete mir ein, der Printz

wollte den Roman bey mir fort spielen, und ich würde seine Liebe schon in Schrancken zu halten wissen. Ich sanck in die Falle. Die Zerstörung meiner Tugend war durch zwo Mannespersonen geschworen, die viel Verstand hatten, und meine Eitelkeit gab mir den lezten Druck. Ich beantwortete des Prinzens Billet, und ohne seinen Besuch anzunehmen, verschanzte ich mich hinter die allzu grosse Ehre, die er mir erweisen würde. Gegen Abend sahe ich ihn, unter eben der Vorsichtigkeit, als vorher, ankommen, doch mit dem Unterschied, daß er erst zu meiner Mutter gieng, nachher aber lange bey mir bliebe.

Er kam mir nicht so gezwungen vor, wie das erste mal. Ich spielte die Laute noch so ziemlich, und ob ich gleich nicht die beste Stimme habe, so sang ich doch gantz gut. Der Printz bat mich, zu singen. Das that ich, es schien ihm ein angenehmer Zeitvertreib zu seyn, und nachdem er zwo Stunden bey mir zu gebracht hatte, gieng er zu meiner Mutter, dahin ich ihn begleitete.

Es schien, als ob ichs merckte, daß sein Betragen gegen mich mit meinem Bruder abgekartet seyn mochte. Was soll ich sagen? Ich gewöhnte mich gantz unvermerckt zu einer erbaren Buhlerey.

und trieb sie mit dem Printz von C... immer fort. Er war liebenswürdig, sein einnehmendes Wesen, seine Wohlthaten, die niederträchtige Gefälligkeit meiner Anverwandten, Lustbarkeiten, die Eitelkeit, alles machte mich betruncken, alles betaubte mich in Beobachtung meiner Pflichten. Anfangs kam mir alles in dieser Art von Gemeinschaft glücklich vor, und muß bekennen, daß sich die Tugend unter einen so reitzenden und verführerischen Schein nicht sehen läßt. Die Folgen sind es, die uns erst die Vortheile der Tugend, und das Unglück empfinden lassen, welches dem Laster anhängt. Anfangs verführen uns die Lustbarkeiten. Die Tugend ist nur eine zaudernde Glückseeligkeit. Es währete nicht so lange so erfuhr ich diese betrübte Wahrheit. Ich ward die Buhlerin eines Herrn, der mich zum Anbeten liebte, und mein Bruder zog die Früchte von diesem Handel.

Mein Gemahl war zu Rouen geblieben, als er sich vierzehn Tage zu Paris aufgehalten, dahin ihn das Verlangen mich zu sehen, und seinen Sohn zu umarmen getrieben hatte. Hätte er mich vernünftig gefunden, so würde er sich gewiß entschlossen haben, bey mir zu bleiben, und sich nach Bürgum auf das Guth zu begeben, das sein Vater auf gewisse Erbfolge gesezt hatte. Zu meinem Unglück

aber mußte er noch ein Zeuge meiner Zerstreuung und der beständigen Vereinigung mit meinem Bruder und mir seyn, da ich doch so viel Ursachen, mich von ihm zu trennen hatte. Herr Dumont faßte den wunderlichsten Argwohn. Nach vielen seiner Drohungen, und heftig gefaßten Anschlägen, reisete er nach Rouen, wo er ferner Nachricht von meiner Aufführung erwartete, um desto nachdrücklichere Vorkehrungen zu machen. Sein Anschlag war, mich einsperren zu lassen, eben zu der Zeit, da ich meinen Sohn aufs Land brachte, und am ruhigsten lebte. Mein Gemahl wußte es und wollte wieder kehren, als er Nachricht erhielt, daß seine Gegenwart zu London nöthig wär, dahin er auch abgieng. Er machte sich wieder nach Paris zurück reisefertig, als man ihm meldete, daß der Printz von C... beständig in unserm Hause wär. Er zweifelte also nicht mehr an meinem Verderben, und dachte, es möchte schwer halten einen Capturbefehl aus zu wircken, daher bediente er sich des Vortheils und der Gelegenheit nach Indien zu gehen, und reisete auch ab. Man sagt, er sey noch daselbst. Aller Bemühung, ihn zur Aussöhnung zu bringen, ohngeacht, wollte er meine Rechtfertigung nicht hören. Ich warte darauf, daß mein Sohn heran wächst, damit er mich mit ihm versöhnen könte.

Aus dem aufrichtigen Bekentniße meiner Fehler sehen sie, Madame, daß ich sie nicht zu entschuldigen verlange. Einige Augenblicke meines Betrugs habe ich theuer genug bezahlen müssen, denn ich bin unter aller Lust und Ueberfluße niemals glücklich gewesen. Da ich nach meinem Willen zu leben gewohnt war, mußte ich mich nach des Printzen Verlangen richten. Ich mußte warten, wenn ich ausgehen wollte: Mich niederlegen, wenn ich wachen wollte: Zur Tafel gehen, wenn ich gerne geschlafen hätte: Gesellschaft annehmen, wenn ich alleine seyn wollte: Und nur Leute um mich sehen, die dem Printz anständig waren. Lange Weile, Reue, Schaam waren Strafen, die ich litte, und mir alle Augenblicke zu erkennen gaben, daß ich ein Leben führte, zu dem ich gar nicht geschaffen war. Ich verlangte nach einigen Begebenheiten, die mich aus dem Labyrinth ziehen möchten, in welches mich mein unwürdiger Bruder verführt hatte. Er ward mir ganz abscheulich, und meine Mutter kam mir eben so unehrwürdig vor. In meinem Unglücke, wußte ich nicht, ob mein Gemahl von meiner Aufführung Nachricht haben möchte. Der Banquier brichtete mir dasjenige lange darnach, was ich ihnen gesagt habe. Ich hatte meinen Sohn zu mir genommen, weil er, auf meines Gemahls Befehl, zweymal sollte entführt werden. Ich schloß ihn öf-

ters in meine Arme, und weinete aus Verzweiflung, daß ich meines Gemahls Hochachtung nicht erhalten könte. Was sind dieses für Ursachen zu Betrachtungen, Madame, für Weiber, die sich so vergessen! Anfangs war ich, ohne mein Verschulden unglücklich, anjezo aber ließ ich mir Gerechtigkeit wiederfahren, es schien mir, daß ich für meine übele Aufführung gestraft genug wäre.

Meine Händel mit dem Printzen wurden bekant, meines Bittens ohneracht, daß er niemanden zu mir lassen sollte, ließ er doch seine Cavaliere, und andere Standespersonen, die ihm gefielen, bey mir einsprechen. Ich lebte eingezogen, ich miethete ein Haus an dem Kohlmarckt, allein es schien, jemehr ich Vorsicht, mich zu verstecken, anwendete, jemehr ich die Neugier reitzete. Ich bildete mir ein, jedermann wüßte meine Händel, und verachtete mich. Urtheilen sie einmal von meiner Strafe.

Der Printz merckte meine Gemüthsveränderung gar bald, er fragte nach der Ursache. Ich sagte ihm, daß ich den Gedancken nicht widerstehen könte, daß alle Welt meine Ränckе wissen müsse, er hätte ein Geheimniß nicht verbergen wollen, welches doch bey einer Verbindung empfindlicher Neigungen am reitzensten wär. Er hätte mich, wie eine Comö-

diantin gehalten, mit der man nicht viel Umstände machen dürfte, weil sie darzu geschaffen wär, alles Ungemach und alle Ungemächlichkeiten eines Buhlerhandels auszustehen. Der Printz lachte, und das verdroß mich. Was bekümmern sie sich um alles, was man sagt, fuhr er fort, wenn sie mich lieben? Gar viel, versezte ich, es komt auf meine Ehre, auf meine Ruhe, und vielleicht auf das Wohl meines Lebens an. Denn wenn mein Mann aus einem blossen Argwohn ein Laster gemacht hat, was wird er nicht thun, wenn er von meiner Buhlerey überzeugt wird? Dieses hätten sie vorher, ehe sie sich mit mir eingelassen haben, bedencken sollen, versezte der Printz. Ich glaubte, erwiederte ich, es sollte niemand von unserm Handel etwas erfahren, und die Besorgniß, daß er möchte kund werden, hielt mich lange zurück, der Neigung zu folgen, die ich gegen sie hegte. Wenn ihr Bruder, versezte er, eben so bescheiden, wie ich gewesen wär, so würde man gewiß von unserer Gemeinschaft, die sie jezo so bekümmert macht, nichts gewußt haben. Er ist es, ich aber nicht, der sie offenbar gemacht hat, und wenn sie jemanden schelten wollen, so müssen sie sich mit ihm, nicht aber mit mir zancken. Diese Freyheit werde ich nimmermehr nehmen, sagte ich ganz erschrocken über seine ungedultige Rede. Da ich mich ihnen ergab, betrachtete ich nur ihre

persönlichen Eigenschaften, ihr Stand würde mir vielmehr eine Hinderniß, als eine Anreitzung gewesen seyn. Nein, mein Printz, sie irren sich, wenn sie geglaubt haben, daß mich dasjenige was ihrer Person nicht eigen ist, verführt haben sollte, und wenn sie sich nicht, als ein zärtlicher Liebhaber bezeugen, so werde ich meine Empfindungen nach den ihrigen abmessen. Der Printz blickte mich sehr zärtlich an. Worüber beklagen sie sich aber, fragte er? Sie wissen es wohl, versezte ich, ich sehe aber wohl, daß sie nicht mehr bescheiden, und ohne Vertrauen seyn können. Wenn sie anjezo erst bescheiden werden wollten, würde es ohne Zweifel zu spät seyn, für das Uebel ist keine Hülfe mehr vorhanden.

Die Frau von Valcy, welche die Tugend aufs äusserste trieb, konte sich von der Bestürtzung kaum erholen, wenn sie betrachtete, mit wie großer Leichtsinnigkeit die Frau Dümont sich zur Buhlerey gewendet hatte. Ich mercke ihre Bestürtzung wohl, fuhr sie fort, wenn sie die Welt kenneten, so würden sie tausend Weiber noch weit straffälliger, als mich finden, die an ihrem unordentlichen Leben den größten Wohlgefallen haben. Ueberlegen sie aber die Verfolgungen von meinem Bruder, und was für Beyspiele ich täglich vor Augen hatte. Ueber-

dem

dem wissen sie, daß Eitelkeit, Hochmuth, und Lustbarkeiten den Weibern mehr Thorheiten, als ihre eigene Neigungen begehen lassen. Das Frauenzimmer, welches einem geliebten Buhler von geringem Stande widerstehet, wird sich demselben, ohne Bedencken überlassen, wenn er von hohem Stande ist. Ich weiß von diesem Unterschied, versezte die Frau von Valcy, mit einer Erröthung, nichts, ich glaube aber, daß ein Frauenzimmer nicht zu entschuldigen ist, wenn es ein anderer Beweggrund, als ihre Zärtlichkeit antreibet, die Rechte über sich einer Mannsperson kaltsinniger Weise zu überlassen. Sie reden auch von übeln Beyspielen: Mir sind Weiber bekant, die nicht verführen können, es giebt aber auch andere, die nur ihren Neigungen folgen, welche man in ihrer Jugend sehr strenge gehalten hat, und doch die grösten Fehler begangen haben. Die Frau Dümont ward roth. Das sind vortrefliche Vernunftschlüße, erwiederte sie, es giebt aber auch sehr bedenckliche Vorfälle. Ich sahe einen liebenswürdigen Printzen zu meinen Füssen liegen, der mir Reichthum und Vergnügen anbot, dergleichen Dinge waren recht nach meinem Geschmack, und die Grundsätze der Tugend nicht so starck, als meine Neigungen. Die Frau von Valcy zitterte, dergleichen Art von Vertraulichkeit konte sie ihr noch nicht machen. Ich hoffe, sagte

sie,

sie zu ihr, daß sie sich bald mit ihrem Printz wer-den entzweyet, und weiter keine andern Buhler ge-habt haben.

Der Frau von Valcy Unruhe machte ihrem Cha-racter Ehre, setzte aber die Frau Dümont in Ver-wirrung. Geben sie sich nur zu Frieden, sagte sie, ich hoffe, daß sie mit meiner Aufführung vergnüg-ter seyn werden.

Es setzte ein wenig Widerwillen in unserm Han-del, fuhr die Frau Dümont fort. Der Printz nahm es übel, daß ich ihn etliche Minuten hatte warten lassen. Ich wollte versuchen, ob man mit Leuten von seinem Stande eigensinnig umgehen könte. Er gab mir aber durch anzügliche Reden die mich beleidigten, zu erkennen, daß es nicht an-gieng. Ich sprach ebenfalls aus einem hohen Tone. Er ward unwillig, und sagte beym Weggehen, ich möchte ihm den Tag zu wissen thun, wenn ich bey Vernunft seyn würde. Seine Aufführung konte mich nicht mehr demüthigen.

Einige Augenblicke darnach kam mein Bruder. Ich schalt auf ihn los, warf ihm vor, daß er mich in eine Begebenheit geführt hätte, welches mir über-lästig werden wollte. Da sieht man unsere artige

Weiber, versezte er, die niemals keine andere Liebhaber, als von ihrem Schlage gesehen haben. Glaubet ihr denn, daß der Printz von C... seufzen, euch nur ansehen, klagen, jämmerlich, wie euer Pinsel der Dümont thun wird? Man muß sich nach den Personen und Umständen richten. Ich weiß nicht, erwiederte ich, mich in dasjenige zu schicken, was meine Zärtlichkeit und Ehre beleidigt. Da seht ihr, schrie er, und zerriß ein Buch, das er in der Hand hatte, meine Lieutnamt Stelle bey der Garde zu allen Teufeln. Es ist zu viel, antwortete ich, daß ich immer für euch bezahlen, es ist also Zeit, daß ich auf eine kluge und weise Zurückziehung bedacht seyn muß. Wär meine Mutter nicht, so würde ich schon lange Zeit keine Verbindung mehr mit euch gehabt haben. Er gieng mit heftiger Wuth aus meinem Zimmer und belegte mich mit den schimpflichsten Nahmen.

Des Tages darnach machte er dem Printz seine Aufwartung, der ihm sehr kaltsinnig begegnete, und nichts von mir gegen ihn gedachte. Wie er ziemlich frech wär, so trat er zu ihm, und nach Versicherung meiner Ehrerbietung, sagte er ihm, daß mir sehr leid wär, ihm zu mißfallen. Sie ist wircklich sehr eigensinnig, erwiederte der Printz, das ist schade, ich finde sie recht reitzend. Mein Bruder

vers

versicherte ihn, in meinem Nahmen, alles was er fähig zu seyn dachte, ihn wieder zu kommen, zu bewegen. Er versprach es auch, und meldete mir seinen Besuch durch ein Billet.

Ohne zu untersuchen, was ihn wieder zu kommen bewogen hätte, erwartete ich ihn, und er kam aus der Opera. Aus einem dem Frauenzimmer sehr gemeinen Eigensinn, die nicht gerne verlassen seyn wollen, wandte ich alles an, einen Herrn zu behalten, der mir entwischen wollte, und um den ich mich in der That nicht viel bekümmerte. Der Zwist war aufgehoben, er kam wircklich einige Monate hindurch. Diese Versöhnung trug mir für ein paar tausend Luisdor Juwelen, mit aller ehrbaren Vorsichtigkeit ein, deren aber der Prinz überdrüßig ward. Denn ich verlangte, er sollte niemanden zu mir bringen, auch späte, und ohne Geräusche kommen. Das schien ihm zu Geheimniß mäßig, daß auch seine Besuche seltsammer wurden. Er war in die von la Ver---, einer Tänzerin in der Opera verliebt geworden. Er bekennete mir es ganz aufrichtig mit einer für mich gar schmeichelhaften Art, indem er sagte, ich sey für niemanden zum Zeitvertreib geschaffen, und seine lebens und gedenckensart reimete sich nicht mit der Achtung, die ich verdiente. Wir brachen also, doch in aller Ehrbar-

keit. Er versprach mir mein Freund und Beschützer zu bleiben, und der Verachtung gegen meinen Bruder ungeacht, erwieß er ihm in Ansehung meiner viel gutes. Wenn er auch länger gelebt hätte, so zweifele ich nicht, er würde viel für meinen Sohn gethan haben. Allein der Tod riß ihn in seinem kräftigsten Alter weg, zu einer Zeit, da mir seine Freundschaft ein großer Trost hätte seyn können.

Meiner erst getroffenen Einrichtung nach, hatte ich des Prinzens Wohlthaten nicht von nöthen, mithin, ohne sie aus zu schlagen, eröfnete ich ihm meine Absicht. Er sahe mich eine Weile, ohne Reden an, und sagte darnach: Ich habe aber allezeit geglaubt, sie liebten das Vergnügen und die Lustbarkeiten viel zu sehr, als daß sie solchen abzusagen, sich entschliessen würden! Was wollen sie im Kloster thun? Ich werde da in Ruhe, versezte ich, von allen gefährlichen Gelegenheiten, und von Leuten entfernt leben, die mir solche verschaffen möchten. Der Printz lächelte. Nachdem er meinen Vorsatz gebilligt hatte, versprach er mir alle Gnade, umarmte mich, mit der Versicherung, daß er mich, ich möchte bleiben, wo ich wollte, besuchen würde.

Ich hatte Willens, ehe ich ins Kloster gieng, nach England zu meinem Gemahl zu reisen. Allein

der Banquier wiederrieth mir es, und sagte Herr Dumont wär nach Indien gegangen, weil er meine Händel mit dem Printz erfahren, die ihm so sehr verdrossen, daß er sich entfernt hätte. Dieser Umstand machte mir Kummer, und bestärckte mich immer mehr in dem Entschluße, mich zurück zu ziehen, und von meiner Mutter zu weichen. Es war eben kein Geschmack an der Tugend, der mich hierzu antrieb. Ich schämete mich der Widerwärtigkeit, die ich mir zu gezogen hatte, der Abscheu gegen meine Verwandten half auch noch zum Verdrüß meines Lebens. Der Printz hatte allen Besuch im Hause verscheucht. Meine Mutter gieng in der Stadt herum und spielte, daß ich die meiste Zeit alleine, und in mir selbst ohne alle Hülfe war. Wie ich an dergleichen Leben nicht gewohnt war, glaubte ich, das Kloster sey die einzige Zuflucht, wo ich meine Schande verbergen, meine Ruhe wieder finden, und mich gesitteter machen könte. Mein Bruder schien mich auch zu meiden, nicht zwar aus Schaam, sondern, weil er gewiß glaubte, daß er mich nicht wieder in eine neue Begebenheit verwickeln würde.

Ich kante eine verwittibte Dame, die sich in dieses Kloster begeben hatte. An diese schrieb ich, mich wegen des Gehalts, und der Bequemlichkeit

des Hauses zu erkundigen. Ich hatte mich völlig entschlossen nicht in Paris zu bleiben, aus Besorgniß wieder zu meiner Mutter zu ziehen. Da ich also Antwort von der Dame erhielt, schickte ich meinen Sohn mit seiner Hofmeisterin voran, und ersuchte die Dame, alles richtig zu machen. Ich gab meinem Banquier davon Nachricht, und ersuchte ihn, daß er mit meiner Mutter, wegen des Geräthes, so ich im Hause ließ, Einrichtung machen möchte. Ich befohle ihm, ihr zwey tausend Livres zu reichen, von den sechs tausenden, die er mir jährlich bezahlte, und passete einen Tag ab, da sie in der Stadt speisete, legte hundert Louisdor und einen Brief auf ihren Puztisch, darinne ich ihr den Ort meiner Absonderung anzeigte, mit der Entschuldigung, daß ich nichts davon gemeldet hätte, aus Besorgniß, daß sie mich zur Aenderung meines Vorsatzes wieder hätte bringen mögen.

Sie hatte um so viel weniger Argwohn auf meinem Entschluß, weil ich einige Zeit vorher sagte, ich wollte einige Monate auf dem Lande zubringen, und eine Fuhre Geräthe abgeschickt hatte, welches sie zum Gebrauch im Hause bestimt zu seyn, glaubete. Der Banquier meldete mir, er sey den andern Tag da gewesen, und habe sie auf mich heftig erzörnt angetroffen, der Zorn habe sich verdoppelt,

als er ihr berichtet, daß er das übrige Hausgeräthe aufschreiben müßte, weil er solches zu verwahren, und nicht nur dem Herrn Dümont, sondern auch mir und meinem Sohne davon Rechenschaft zu geben hätte. Nachdem sie auf mich als eine Undanckbare gescholten, hätte sie um Frist bis morgen gebeten, weil sie sich Raths erholen müßte. Da der Banquier wieder gekommen sey, habe sie ihm die Hausschlüsseln übergeben, und gesagt, sie wolle nicht bey andern wohnen, da sie bey ihr so lange gelebt hätten. Die zwey tausend Francken nahm sie mit der Bedingung an, daß sie ihr auch allezeit richtig bezahlt würden. Das gewährete ich ihr, ließ ihr auch noch einen Theil vom Geräthe zu ihrem Zimmer zum Gebrauch. Das übrige verwahrete der Banquier, vermiethete das Haus, und that mir von allen meinen Sachen treuliche Rechenschaft.

Mein Bruder vernahm meine Entschliesung mit höchsten Verdruß, davon er auch dem Printz Nachricht gab, der aber diese Heimlichkeit nicht verrathen hatte. Allem Ansehen nach, mochte er schon wieder neue boshafte Anschläge auf meine Schwachheit gefaßt haben. Er dachte mich recht zu strafen, daß er mir nicht schrieb. Wiewohl er seine Rache nicht so gar weit treiben konte. Ich war noch kein Jahr

alhier, so schrieb mir meine Mutter mit herzlicher Wehmuth, daß er von einem Officier getödet worden wär, dem er eine beträchtliche Summe abgewonnen hatte. Meine Mutter verlangte mich zu ihrem Troste zu sich, welches ich ihr aber abschlug, weil ich meine Einsamkeit, wo ich mich recht wohl befand, nicht verlassen wollte. Ich tröstete sie schriftlich mit allem, was ich fähig hielt, einen Sohn zu vergessen, der uns den heftigsten Kummer gemacht hätte. Sie mochte nun entweder überzeugt seyn, daß ich Recht hätte, oder nicht lange trauern können, sie tröstete sich bald wieder, und weil sie nicht gerne einsam bleiben wollte, gieng sie wieder in die Provinz, wo sie seit sechs Jahren wohnet. Mit den zwey tausend Livres, die ich richtig bezahle, kan sie in einem Lande gar ansehnlich leben, weil es für eine ganze Familie daselbst hinreichend ist. Mein Sohn ist seit drey Jahren auf der Schule zu Paris, ich aber bleibe hier, bis es meinem Gemahl gefällt, bey mir wieder eine Stelle einzunehmen, die er durch ein falsches Vorurtheil verloren hat. Sehen sie, Madame, das ist alles, was von meiner Geschichte zu sagen ist, sie wird sehr glücklich seyn, wenn sie etwas einehmendes darinne gefunden haben.

Nichts vereinigt sich leichter, als lange Weile und Lustbarkeit. Da die Frau von Valcy die Frau

Dümont immer lustig sehen mußte, stimmete sie ebenfalls mit ein. Ob sie gleich ihre vorige Aufführung gar nicht billigte, so sahe sie doch darinne mehr Dumheit, und Verführung, als Neigung. Sie entschüldigte sie, wenn sie betrachtete, daß, wenn sie lasterhaft gewesen wär, so würde sie sich nicht in einem Alter abgezogen haben, worinne man viel Tugend haben muß, wenn man sich aller Lust freywillig begeben will: Wahr ist es, daß der Frau Dümont Unglück ihre Verdienste gar sehr schwächte, und das Opfer, so sie that, ihr so viel Ehre nicht brachte, als es geschehen wär, wenn sie gleich nach ihres Gemahls Absonderung der Welt abgesagt haben würde. Viele Leute würden den Liebeshandel mit dem Prinzen von C... ihr für kein so sträfliches Laster zu gerechnet haben, alleine Tugend und Laster sind einerley für alle Menschen, Geburt und Stand machen keinen Unterschied. Die Frau von Valcy konte den Buhlerhandel gar nicht entschuldigen, daher war es ihr auch schwer, eine feste Freundschaft mit der Frau Dümont zu schliessen. Nachher aber trieben sie die liebenswürdigen Eigenschaften dieser Dame zu einer nähern Verbindung ihrer Gedenckensart. Ihre Gesellschaft ward eine Quelle von Vergnügen, welches sie in einem Kloster in der Provinz nicht würde erhalten haben, obgleich darinne die Vereinigung so schwer nicht fällt, als

in der großen Welt, wo sich die Weiber niemals kennen, und wo sie gar zu großen Vortheil finden, einander zu verderben.

Es war nicht möglich, daß der Graf von Marsevil lange verborgen bleiben konte. Einer unter den französischen Officiers, die mit ihm gefangen waren, entdeckte das Geheimniß. Er wußte die Ursachen nicht, die den Grafen seinen Nahmen und Geburt zu verheelen, antrieben, er glaubte, daß seine Familie den Ort seines Aufenthalts wüßte, und redete in den Briefen, so er an seine Freunde schrieb, gar öfters von dem Grafen von Marsevil, Die Zeitung von seinem Tode war allenthalben ausgebreitet, daß man nicht wußte, was man von des Officiers Reden glauben sollte. Es ward endlich hier und dar so viel davon gesprochen, daß der Ruf den Damen von Marsevil und der Herzogin zu Ohren kommen mußte. Es war ihnen allzu viel daran gelegen, als daß sie sich nicht hätten nach dem Orte seines Aufenthalts erkundigen sollen. Man schrieb nach vielen Städten in Deutschland an Leute, welche gar bald erfuhren, daß der Graf zu Maynz gefangen sey. Man zweifelte daher nicht, er hätte seine Ursachen, warum er unbekant seyn wollte.

Die Herzogin versammelte ihren Rath. Es ward darinne beschlossen, der Abt von Ligny sollte

verstellter Weise nach Deutschland gehen, und sich von der Wahrheit der Sache erkundigen. Er nahm den Auftrag an, reisete auf der Post nach Maynz, wo er ihn zu finden meynte. Da er vom Postwagen abstieg, sahe und erkante ihn der Graf so gleich, seiner Verstellung ohngeacht, und da er seinen Aufenthalt nicht ändern konte, entschloß er sich doch, zu einer Rache gegen ihn für alles ihm erwiesene Uebel, und den empfindlichen Streich, den er ihm spielte. Er gieng zum Commendanten, gab den Abt von Ligny, als einen gefährlichen Menschen an, den er für einen Ausspäher wohl kennete. Der Commendant ließ ihn so gleich beym Kopfe nehmen, und weil der Abt so viel Vorsichtigkeit anwendete, sich zu verbergen, machte er sich desto verdächtiger, man führte ihn vor den Commendanten, wo er befragt ward. Sein Schrecken sezte ihn in Verwirrung, daß er bey seinem Nahmen, Stand, und der Ursache seiner Reise ins Stecken gerieth. Man hielt ihn also bey seiner Verwirrung für schuldig, brachte ihn ins Gefängniß bis er die Wahrheit von seiner Aussage erweisen könte.

Der Graf bat den Commendanten, daß er sich mit dem Menschen, der ein Geistlicher wär, nicht viel zu schaffen machen möchte. Man sprach also weiter nichts davon, weil er aber doch neugierig

war, was man mit ihm gemacht hätte, schickte er seinen Kammerdiener, um sich darnach zu erkundigen. Dieser kam in einer Stunde wieder zurück, und erzählte den Vorgang mit Lachen. Weil er jedoch wohl dachte, daß des Abts Gefangenschaft nicht lange dauren, und er unfehlbar entdeckt würde, bat er Urlaub, nach Schwalbach ins Bad zu gehen, welches ihm auch gar leicht gestattet ward. Der Abt von Ligny erhielt Briefe, die ihn völlig rechtfertigten, man ließ ihn laufen, und nach unnützen Erforschungen kam er mit großem Verdruße über seine Reise wieder nach Paris.

Die Herzogin von Saint-Pere ließ sich nicht abschrecken. Da sie von dem Beichtvater zu B... die verlangten Dienste nicht mehr erhalten konte, wendete sie sich an den Capelan, der die Vertraulichkeit der Frau Dumont zu überraschen versuchte. Diese aber drehete ihm so viel Nasen, daß die Herzogin eben so viel fruchtlose Gänge, als die ersten thun ließ.

Die Frau von Valery, welche von dem Beichtvater so niederträchtiger Weise betrogen worden war, nahm sich besser in acht, und wendete alle Vorsichtigkeit an, damit man ihren Briefwechsel mit dem Grafen von Marsevil nicht entdeckte. Er

berichtete ihr den empfindlichen Streich, den ihm ihr Onckel gespielt hatte, und aus Muthwillen, den man ihr kaum zu trauete, ließ sie dem Abt von Ligny melden, daß der Graf von Marsevil ihn zu Maynz, als einen Ausspäher hätte ins Gefängniß bringen lassen. Dieser leichtfertige Scherz machte den Abt in seiner Erbitterung ganz ausgelassen. Er ergrif daher die Gelegenheit, die Herzogin gegen ihren Schwiegersohn immer mehr zu reitzen, ob es gleich seiner Nichte zum Nachtheil geschahe.

Dieser Vorgang und die Gewißheit von einer recht herzlichen Liebe, brachten der Frau von Valcy ihre völlige Munterkeit und Schönheit wieder. Niemals war sie reitzender gewesen. Ihre Liebe gegen den Grafen ward zu einer angenehmen Empfindung voller Wollust, die keine Wolcke verfinsterte. Die Abwesenheit, welche den Verliebten eine Strafe zu seyn pflegt, war bey der Frau von Valcy ganz das Gegentheil. Ihre zärtliche Gesinnung machte ihr aus der Abwesenheit eine Lust, die den Grafen von seiner Gemahlin entfernt hielt. Sie zog das Vergnügen, ihn zwey hundert Meilen von ihr zu wissen, der Hofnung vor, ihn zuweilen an ihrer Seite zu sehen. Kurtz, nichts störete eine Passion, welche eine unüberwindliche Neigung unbeweglich machte.

Die Liebe wird nur durch öftere Gewohnheit lasterhaft. Verliebte, die gewohnt sind, nur ihre Glückseeligkeit in ihren Empfindungen zu finden, bringen ihre Begierden ganz unvermerckt in Ordnung, alles wird ihnen lieb und kostbar. Ich weiß wohl, daß diese Gedancken als gar zu metaphysisch und fast unmöglich angesehen werden. Sie würden es auch, wenn keine Hofnung wär, gewiß seyn, die Liebe ist aber niemals ohne dieser. Man machet einen Genuß aus allem, was mit dem geliebten Gegenstand einige Gemeinschaft hat. Dergleichen zärtliche Gesinnung ist nicht jedermans Ding. Man kennet nur die Liebe an dem Genuße, man genießt aber, damit man zu lieben aufhört, oder den Gegenstand verändert.

Der Graf von Marsevil fand sich, durch eine unüberwindliche Neigung zur Frau von Valcy gezogen, die ihn gegen einen einzigen Gegenstand bestimte. Dieser Gegenstand ist nur der einzige in der Natur. Er ist eine zwote Seele, und der Grund des Daseyns, ohne welchen das Leben ein beständiger Verdruß ist. Glücklich ist derjenige, der so lebhaft empfindet, noch glücklicher aber der, welcher ein Gemüth das dem seinigen gleich ist antrift. Denn mein ganzes Lehrgebäude würde ohne zwoer Personen vollkommene Gleichheit verschwin-

den, die einander zu lieben geschaffen sind. Man wird vielleicht den Grafen schelten, daß er gegen seine Gemahlin sich so gleichgültig, und gegen seine Familie eine so ausserordentliche Aufführung bezeugte. Ich werde aber zu seiner Rechtfertigung nichts anders, als seine standhafte Liebe, und die Rache anführen, daß ihm die Seinigen beständig hinter das Licht gführt hatten.

Er schrieb der Frau von Valcy, daß er den Sommer über das Bad brauchte, wo er nicht besorgen dürfte erkant zu werden, und sich die Zeit vertreiben könte. Die Frau Dümont brauchte die Vorsicht, die Briefe durch die Cecilie von der Post abholen zu lassen, daß also niemand den Ort erfuhr, wo er sich aufhielt. Der Frau von Valcy gefiel es treflich wohl im Kloster, seit sie mit der Frau Dümont Freundschaft gemacht, und daß sie vom Grafen öfters Briefe hatte. Dieser unschuldige Handel würde ohne Zweifel lange gedauret haben, wenn die Herzogin, ihrer Seits, den Vortheil ihrer Tochter, und der Abt von Ligny, seiner Seits, seiner heftigen Rache entsagt hätten. Der Abt machte tausend Versuche, sich mit seiner Nichte wieder zu versöhnen, er versprach dem Herrn von Tarol seine Dienste, der sein Suchen wieder erneuerte. Die Frau von Baury war wieder nach

Paris

Paris zurück gekommen, und sehr unzufrieden, daß die Frau Dümont ihre Stelle in der Frau von Balcy Vertraulichkeit besezt hatte, sie versprach auch dem Abt von Ligny, ihr möglichstes zu thun, die Frau von Balcy zu bewegen, daß sie das Kloster verlassen, und nach Paris, oder nach Premür zurück kehren möchte, sie, wenn es möglich wär, von einer Frau abzubringen, die sie für sehr listig hielt, und die ihr keine guten Rathschläge bey brächte. Ihre Eifersucht machte sie ungerecht, und brachte sie auf unbillige Muthmassungen gegen eine Person, die sie nicht kante. Der Herr von Tarol lag ihr auch beständig an, er machte große Freundschaft mit dem Abt von Ligny, wiewohl dieser mit ihm nicht so vertraulich umgieng. Der Abt führte ihn zur Herzogin, unter der Versicherung, daß sie ihm mögliche Hülfe leisten würde, damit er die Frau von Balcy erhalten möchte. Der Herr von Tarol ließ sich, ohne einige Neigung zu gewaltigen Mitteln, die Vorschläge so ihm der Abt that gefallen, und fande sich, fast ohne darauf zu dencken, in eine Begebenheit verwickelt, welches in dieser Geschichte das ausserordentlichste zu seyn scheinen wird.

Der Abt faßte den Anschlag, seine Nichte aus dem Kloster zu entführen, und sie mit dem Herrn von Tarol gutwillig, oder mit Gewalt zu vermäh-

len.

len. Der Anschlag war so leicht nicht ins Werck zu stellen. Die Frau von Valcy kam selten heraus, zu dem ward sie auch von der Frau Dümont, oder der Kammerfrau, oder auch von einigen Kostgängerinnen begleitet. Wiewohl alle diese Bedenckligkeiten schreckten den Abt nicht ab. Er gab dem Herrn von Tarol von diesem seinen Anschlage Nachricht, welcher in dieser Gewaltthat nur gar zu viel gutes für seine Liebe fand, daß sie auch mit zween seiner Freunde und etlichen Bedienten dieses freche Unternehmen wircklich ausführten. Die Herzogin trug ebenfalls das ihrige zu diesen boshaften Anschlage bey. Der Abt hatte ihr weis gemacht, daß so lange die Frau von Valcy freye Hand behielt, ihr Schwiegersohn nicht wieder nach Franckreich kommen würde. Mithin war alles auf dem Schloße zu Saint-Pere zum Empfang und zur Vermählung der Frau von Valcy mit dem Herrn von Tarol veranstaltet.

Der Abt von Ligny reisete nach Premür, die darzu nöthigen Briefschaften zu holen, und kam nach Saint-Pere, wo er etliche Tage auf seine Nichte wartete. Der Herr von Tarol hatte sich mit seiner Gesellschaft in ein Wirthshaus versteckt, denen er gesagt hatte, die Anverwandten seiner Liebste wären mit der Entführung zu frieden,

hatte

hatte ihnen auch einen Brief vom Abt gewiesen, der ihm berichtete, er gieng nach Saint-Pere ab, daselbst den Ausschlag der Sache zu erwarten.

Die Frau von Valcy gieng an einem Nachmittag mit der Frau Dümont spaziren, und nahmen den Weg nach einem kleinen Gehölze. Der Herr von Tarol, der sie von ferne sahe, nahm einen weiten Umweg, und verbarg sich hinter das Gebüsche. Hier wartete er bis am Abend, und seine Freunde mußten eine Kutsche an das andere Ende des Holzes bringen lassen. Da sich die Frau von Valcy fertig machte, wieder nach dem Kloster zu gehen, trat einer von des Herrn von Tarol Camaraden zu ihr, und ersuchte sie ganz höflich, sie möchte sich in die Kutsche setzen. Da sie nur eine Person sahe, die ihr ganz höflich zu sprach, erschrack sie nicht, sondern fragte, mit welchem Rechte ihr zu gemuthet würde, sich auf die Fuhre zu setzen, sie sahe aber fünf bis sechs Leute herzu eilen, daß sie leicht urtheilte, sie wär verrathen, und müßte wieder ein neues Opfer des falschen Eifers, oder des Ehrgeizes ihres Onckels werden. Die Frau Dümont hielt sich mit Beweiß der Grausamkeit dieses Verfahrens auf, man hörte sie aber nicht an. Da sie zu schreyen anfieng, drohete ihr ein Bedienter man wollte ihr die Hände, und ein Schnupftuch vor den

Mund

Mund binden. Die Frau von Valcy brachte man halb tod für Schrecken auf den Wagen, wo sie in eine Ohnmacht sanck. Der Frau Dümont die immer fort schrie, und Hülfe rufte, band man die Hände auf den Rücken, und ein Tuch vor den Mund. In diesem Zustand blieb sie bis in die Nacht, wo sie die Jäger fanden. Nachdem sie los war, erzählte sie ihnen die Ursache ihres Zufalls. Sie brachten sie ins Kloster, wo alles mit Geschrey erfüllt ward. Man ließ so gleich eine Registratur verfertigen, es fand sich aber niemand, der den Räubern nach setzen konte, welche, wie die Frau Dümont urtheilte, vom Abt von Ligny, und vielleicht von den Anverwandten des Grafen von Marsevil angestellt seyn müßten, dem sie auch den betrübten Vorfall berichtete.

Die Frau von Valcy ward halb tod nach dem Schloße zu Saint-Pere gebracht. Die erste Person, die sich ihr zeigte, war ihr Onckel. Sie wußte noch nicht, wer sie entführt hatte, und bildete sich bey dem prächtigen Hause, darinne sie war, ein, es wär dem Grafen von Marsevil zuständig, und ermunterte sich, in der Meynung die Marquise würde leutseeliger mit ihr verfahren, wie sie aber ihren Onckel sahe, fiel sie ganz aus den Schrancken, ihrer natürlichen Holdseeligkeit. Was! seyd ihr es

wieder, sagte sie zu ihm, der mich verfolgt! Habt ihr mir noch nicht genug Drangsal angethan, störet ihr nun auch mich in der Ruhe meines Lebens! die Thränen flossen ihr häufig aus den Augen, und der Abt konte sie mit allen seinen Zureden, nicht beruhigen. Er wollte sich nicht weiter aufhalten, sie zu besänftigen, sondern ließ sie in das Zimmer der Herzogin führen die sie erwartete.

Befürchten sie nur nichts, sagte diese Dame mit vieler Leutseeligkeit, zu ihr, sie sind auf meinen Befehl hierher geführt worden. Weil ich glaubte, daß sie, auf meine Einladung, nicht freywillig zu mir kommen würden, so habe ich ihre Entführung geschehen lassen, um sie glücklich zu machen. Ihr Glück wird also auf sie ankommen. Ach! Madame, erwiederte die Frau von Valcy, mit einer lebhaften Bewegung, ich habe alles gethan, was ich habe thun können, in der Vergessenheit zu leben. Kaum fieng ich an, ein wenig Ruhe zu genießen, so berauben sie mich derselben, durch einen Beweggrund, davor ich ihnen keinen Danck wissen kan. Sie betriegen sich, mein Kind, versezte die Herzogin, wenn sie bey einer unbedachtsamen, und unnützen Paßion, ruhig zu leben dencken. Meine Gedancken sind frey, Madame, fuhr die Frau von Valcy fort, ich habe niemanden davon Rechenschaft

zu geben. Wenn ihre Gedancken frey sind erwiederte die Herzogin und sahe sie sehr ernsthaftig an, so sind es doch ihre Handlungen nicht, wenn sie der Wohlanständigkeit, und den guten Sitten anstößig sind. Ich weiß, daß sich mein Schwiegersohn auf eine verächtliche Art versteckt, daß sie mit ihm einstimmig sind, damit er sich seiner Familie, seiner Gemahlin, und seinen Pflichten entziehen möge. Ihnen zu gefallen, verläßt er endlich sein Vaterland. Ist das eine Aufführung für eine Standesperson, deren Zustand und Vermögen sie in grössern Ansehen erhalten kan? Und sie selbst, fuhr die Herzogin fort, die man mir von so guten Verstand und Herzen zu seyn vorgemahlt hat, können sie wohl zu geben, daß der Graf von Marsevil unbekanter Weise schmachtet, und um ihrent willen verdirbt? Warum haben sie ihn nicht vielmehr angetrieben, da sie so viel Gewalt über ihn haben, daß er sich der Vernunft unterwerfe? Sind sie nicht schuldig, ihrer Ehre und Ruhe zum Besten, eine Gemeinschaft die ich ihrer Seits für unschuldig halte, welche aber in Ansehung seiner lasterhaft ist, gänzlich zu stören und aufzuheben? Bedencken sie nur, was sie für Verwirrung anrichten. Was hat ihnen meine Tochter gethan? Ich habe dem Herrn Grafen von Marsevil nichts gerathen, versezte die Frau von Valcy, hat ihm seine Neigung einen Trieb ge-

gen mich eingeflößt, warum will man die Schuld auf mich schieben? Habe ich seine Gleichgültigkeit gegen seine Gemahlin zu verantworten? Ja, allerdings, erwiederte die Herzogin, denn wenn er sie nicht liebte, und keine Hofnung hätte, so würde er seine Gemahlin geliebt haben, und wenn sie seine tolle Zärtlichkeit nicht erwiederten, so würde er gewiß die Streiche nicht begehen, die ihn und vielleicht sie selbst ins Verderben bringen. Wenn sie so viel Verstand nicht haben, daß sie die Nothwendigkeit einsehen, aller Hofnung zu entsagen, mit einem Mann der einst zu leben, der niemals ihr Gemahl werden kan, so --- Ach! Madame, versezte die Frau von Valcy, ich hoffe gar nichts, ist es aber verboten, ohne Verbindung, mit Erhaltung seiner Freyheit, zu leben? Wenn nichts mehr erfordert wird, als mich selbst aufzuopfern, die Frau von Marsevil glücklich zu machen, so soll es an mir nicht fehlen. Allein was soll ich thun, ihr ein Herz zu verschaffen, das ihr allezeit zu wider ist? Je mehr der Herr von Marsevil sehen wird, daß man mich seiner Liebe wegen verfolgt, je mehr wird er sich verbunden zu seyn glauben, durch seine Beständigkeit, mir den Kummer, den ich seinet wegen leide, zu vergelten. Ich darf es ihnen wohl sagen, daß dieses ein böses Mittel zu seiner Veränderung ist. Insonderheit, sezte die Herzogin mit

Erbits

Erbitterung darzu, wenn sie sich mit dem Verdruß, den man ihnen an thut noch groß machen. Gleichwohl habe ich auf ihre Klugheit und Vernunft getrauet. Ich will sie durch meine Hand vermählen, verlange aber nicht, daß es wider ihren Willen geschehen möchte. Der Gemahl, den ich ihnen vorstelle, betet sie an. Sein Stand und Vermögen ist ihnen sehr anständig. Ich mache ihnen noch darzu ein Geschenck von zehen tausend Thalern, ihr Heurathsgut zu vermehren. Die Ehestiftung soll so gleich errichtet werden, so bald ihre Einwilligung geschiehet. Hieraus sehen sie, daß man sie gar nicht zu verfolgen, hier her gebracht hat.

Wäre die Gewaltthat, so man an mir erwiesen hat, nicht dem Anerbieten vorher gegangen, so würde mich dasselbe, nach Verdienst gerührt haben. Allein, bedencken sie, Madame, ob ich es in dem Zustande, darinne ich mich befinde, annehmen kan? Und wer ist denn der Mann, der sich unterstehen darf, sich mir zum Gemahl an zu bieten, nach dergleichen Angrif meiner Freyheit? Denn er hat ohne Zweifel an meiner Entführung Antheil. Ja, erwiederte die Herzogin, sie dürfen ihn aber nicht, als einen Räuber ansehen, weil ihr Onckel darinne gewilliget, weil ich gewußt habe, daß er sie hierher geführt hat, daß ich sie hier aufnehme,

nicht als eine Person, die mir den heftigsten Kummer gemacht hat, sondern als eine liebe Tochter, die ich auf eine edle Art versorgen, ausstatten, und lieben werde, wenn sie sich nach meinem Rath und Willen bequemen wird. Wenn ihre Gnadenbezeugungen, versezte die Frau von Valcy, durch Aufopferung meines Widerstandes verdient werden sollen, so werde ich ewig undanckbar bleiben. Denn nimmermehr werde ich ein Bündniß mit einem Manne eingehen, der mich nicht zu Rathe darüber gezogen, der seine Zufriedenheit meiner Ruhe vorgezogen hat. Und wer ist denn der Mann, daß ich noch einmal frage? Ein unbekanter, ohne Zweifel? Nein, sagte die Herzogin, sie kennen ihn, sie hegen alle Hochachtung gegen ihn, er ist ihnen nicht zu wieder, sie haben selbst gesagt, sie würden ihn allen andern vorziehen, wenn ihr Hertz frey seyn würde. Ich kenne niemanden, als den Herrn von Tarol, erwiederte die Frau von Valcy, auf dem sich alle die Umstände schickten, der aber ist dergleichen Gewaltthätigkeiten nicht fähig, und wird sich zu einer solchen Ausschweifung nicht bringen lassen. Seine Redlichkeit, Mäßigung, seine Klugheit alles ist zu wider, daß --- bey diesen Reden trat der Herr von Tarol herein, und warf sich der Frau von Valcy zu Füssen. Er bat sie tausendmal um Vergebung, daß er sich ihr zu mißfallen unterstanden

hätte, schob alle Schuld auf die Heftigkeit seiner Liebe, auf das Anrathen des Abts von Ligny, und auf die Versicherung der Herzogin, welche ihm ihre Vermittelung versprochen hätte.

Er wartete mit großer Unruhe auf der Frau von Valcy Antwort. Diese war kurtz, und entscheidend. Ich habe aller Verbindung entsagt, antwortete die Frau von Valcy, und wenn ich von diesem Entschluß abgehen sollte; so würde es gewiß nicht gegen einen Herrn geschehen, der einer solchen Gewaltthat, wie sie gegen mich verübt haben, fähig seyn sollte. Der Herr von Tarol wendete, wiewohl vergebens alles an, was Reue, und schmerzliche Bekümmerniß, nur zärtliches finden konten. Was auch die Herzogin zur Ueberredung vorbrachte, Versprechungen, Drohungen, nichts bewog sie zur Veränderung, sie blieb bey dem Verlangen beständig, daß man sie wieder ins Kloster bringen möchte, damit sie in Ruhe leben könte. Die hierüber erzörnte Herzogin drohete ihr Verachtung, und Rache, sie blieb aber bey allen ihren Drohungen so unempfindlich, als bey den Anerbietungen, die sie ihr gethan hatte. Man versuchte einige Tage nacheinander verschiedene Mittel, sie zu bewegen, die Hand des Herrn von Tarol anzunehmen. Alles umsonst. Die Herzogin in Verzweiflung, durch

gütliche Wege etwas auszurichten, war auf andere Mittel bedacht, und obgleich der Herr von Tarol aller Gewalt von Natur entgegen war, ließ er sich doch durch seine Liebe verleiten, in alles einzuwilligen was man von ihm verlangte.

Die Frau von Valery glaubte, daß ihre Standhaftigkeit endlich ihre Verfolger müde machen sollte, daß sie sie gehen ließen, sie schien ziemlich ruhig, und verlangte Erlaubniß in das Kloster an eine Dame zu schreiben, die ihre Freundin wär, und sich in der heftigsten Unruhe befinden würde. Die Herzogin bedachte sich eine Weile darüber, ob sie es ihr gestatten sollte, weil sie aber keine Ursache es abzuschlagen fande, so willigte sie ein, gab ihr aber zu erkennen, als ob sie ihr eine große Guade damit erwieß.

Saint-Pere war nur funfzehen Meilen von B... Die Frau von Valery war darauf bedacht ihren Wächtern zu entwischen, des Nachts weg, und auf ein Dorf zu kommen, wo sie einen Bauer antreffen möchte, der sie nach B... führete. Sie konte aber den Anschlag nicht ins Werck stellen. Die Herzogin, die ihr nicht traurete, ließ eine Kammerfrau bey ihrem Bette schlafen, und sie ward den ganzen Tag genau bewacht. Ueber dem konte sie nicht an-

ders, als durch die Gärten davon kommen, darzu die Gärtnerin, auf Befehl der Herzogin, die Thüren fleisig verschloß. Wiewohl in einer Nacht, da sie ihre Wächterin schnarchen hörte, stand sie auf, zog sich an, öfnete ihr Zimmer ohne Geräusche, damit sie niemanden aufweckte, gieng die Treppe hinunter, fand aber den Vorsaal doppelt verschlossen. Diese Hinderniß schreckte sie doch nicht ab, sie stieg in einem Nebensaale gantz gemächlich durch das Fenster in den Garten. Allein, in welches Schrecken gerieth sie! Die Hunde, die man in der Nacht los ließ, kamen bellend auf sie zu gelaufen, daß sie kaum wieder in den Saal zurück kommen konte, und von Erschrecken kraftloß bliebe. Ein Bedienter, der den Lärm hörte, und meynete, es wären Diebe im Hause, weckte die Küchen Bedienten auf, und suchten alles durch. Sie kamen in den Vorsaal, der fest verschlossen war, weil aber die Hunde noch immer auf den Nebensaal zu bellten, machten sie auf, und fanden die Frau von Valcy für Furcht halb tod, ihre Verwunderung verwandelte sich in ein zärtliches Mitleiden. Ey, mein GOtt! Madame, wie kommen sie hierher, fragte einer von ihnen? Die Frau von Valcy, die nicht reden konte, gab ihnen ein Zeichen, stillzuschweigen, und bat um ein Licht. Sie giengen fort, weil sie ein ihnen wunderbar scheinendes Geheimniß

nicht entdecken durften. Die Hunde höreten auf zu bellen, und die Frau von Valcy, die sich erholt hatte, gieng wieder nach ihrem Zimmer, und legte sich nieder, ohne die Kammerfrau, die immerfort schlief, aufzuwecken.

Sie glaubte, daß die Herzogin von ihrer Begebenheit nichts erfahren sollte. Allein der Koch konte es nicht lassen, ihr die Zeit damit zu vertreiben. Bey der Mittagstafel redete die Herzogin von dem lärmenden Bellen der Hunde, und von der Gefahr, ihnen zu entgehen, wenn sie los gelassen wären. Bey diesen Reden sahe man die Frau von Valcy an, welche leicht begrif, daß sie verrathen wär, und die Bedienten ausgeschwätzt hätten. Sie unterstande sich nicht wieder einen Versuch zu ihrer Rettung zu thun, ob sie gleich, daß man einen boshaften Anschlag wider sie schmiedete, aus der Betrübniß, die sie überfiel, und aus den geheimnißvollen Mienen wohl mercken konte, die man gegen sie zu verstellen suchte.

Nun mochte entweder die Herzogin es gantz allein treiben, oder der Abt von Ligny, trug das seinige ebenfalls darzu bey, genug die Frau von Valcy würde ein Opfer ihrer gottlosen Anschläge geworden seyn, wenn sie nicht die Vorsehung durch

ausserordentliche Mittel aus ihren Fallstricken gerettet hätte.

Sie war bereits acht Tage zu Saint-Pere, so betraf sie ein Zufall, davon eine so tugendhafte Frau billig befreyt seyn sollte. Sie befand sich, als sie von der Tafel kam, in einem ihr ganz befremdlichen Zustande. Sie ward in ihren Gedancken ganz verwirrt, ihre Reden waren ausschweifend, und sie war in ihrem Thun und Reden ganz wahnsinnig. Es sey nun, daß man ihr etwas in das Getränke gemischt, oder daß sie von Wein getruncken hatte, der ihr die Sinnen verrückte, sie verlor ihren Verstand auf einige Stunden, deren man sich bediente, den Ort von ihr zu erfahren, wo der Graf versteckt war, und sie mit dem Herrn von Tarol zu vermählen. Diese Gelegenheit ergrif man, sie in eine Verbindung zu ziehen, die sie mit so großen Muth von sich zu treiben entschlossen war. Ihr Onckel, den man nicht genug verabscheuen kan, begab sich in die Schloßcapelle, dahin man die Frau von Valey tragen ließ, wo der Herr von Tarol mit zitternder Hand die ihrige ergrif, daß also die Frau von Valey in Gegenwart der Herzogin, ihres Hausshofmeisters, und zwo andern Personen, zum zweyten mal getrauet ward.

Hierauf giengen sie alle in der Herzogin Zimmer, die nöthige Urkunde zu unter zeichnen. Es

war ein Notar herzu berufen, und sie stunden um einen Tisch herum; die Ehestiftung anzuhören. Der Notar fragte um den Nahmen des Bräutigams, der seinen Geschlechts-Nahmen zu verhehlen keine Ursache fand, und sagte, er hieß Franz Augustin von Tarol, Herr von Terville, und andern Gütern. Bey dem Nahmen Terville erhob der Abt von Ligny ein Geschrey, und fiel in einen Lehnstuhl, für Erstaunen. Alle Leute sahen ihn an. Der Abt, ohne ein Wort zu sagen, grif nach einer Brieftasche, und zog viele Briefschaften heraus, fand auch unter andern des Herrn von Terville Einwilligung, als der Herr von Valcy das Fräulein von Terville zu heurathen angesucht hatte. Der Abt gieng mit dem Papier auf den Herrn von Tarol zu, der es sogleich erkante, es ward ihm aber ganz schwarz vor den Augen, daß er in eine tödliche Ohnmacht fiel.

Die Umstehenden erschracken über den Vorfall, und eileten ihm zu Hülfe. Die Frau von Valcy bey welcher die Dünste vom Getränke sich wiederum zerstreueten, daß sie sehen konte, was um sie herum vorgieng, fragte, ob der Herr von Tarol tod wär? In der Verwirrung wollte ihr kein Mensch antworten, man wußte nicht, was man thun sollte. Der Notar ward wieder fort geschickt, und die Her-

zogin

zogin hieß die Zeugen dieses wunderlichen Auftritts ebenfalls weg gehen. Es blieben also nur die Hauptpersonen beysammen, und man ward einig, eine abentheuerliche Begebenheit, die schlechte Ehre machte, auf immerdar zu verheelen, weil auch die Frau von Valcy nichts davon wußte, verbot die Herzogin dem Abt besonders, ihr nichts davon zu sagen.

Da indessen die Frau von Valcy wieder ihrer Sinnen mächtiger worden war, schien sie über des Herrn von Tarol Zustand beunruhigt, der sich aus seiner Ohnmacht nicht wieder erholen konte. Der Abt gieng in tiefsinnigen Gedancken herum. Die Herzogin beobachtete ein tiefes Stillschweigen, und schien nur die Zeit zu erwarten, bis die Frau von Valcy völlig wieder zu Verstande käm, damit sie ihr eine Erklärung von den ausserordentlichen Streichen machen könte. Endlich erhielt der Herr von Tarol den völligen Gebrauch seiner Sinnen wieder. Das erste, was er that, war, daß er die Frau von Valcy mit zerstörten Augen anblickte. GOtt! sagte er, was wollte ich thun? Warum hat man mich doch so lange betrogen? Warum haben sie denn ein andern Nahmen, als den ihrigen angenommen? Ich bin der unglückliche Terville, der sich mit ihrer Mutter vor zwanzig Jahren vermählt hat.

Man

Man kan sich das Erstaunen, und die Verwirrung der Frau von Valcy, als sie völlig wieder zu Verstande gekommen war, schwerlich vorstellen. Was! sagte sie, sind sie mein Vater, und wollten mein Gemahl werden? Die Herzogin winckete dem Herrn von Tarol, daß er von dem Auftritte in der Capelle nichts sagen möchte, welcher bey einer stärkern Uebereilung, hätte schrecklich werden können. Die Frau von Valcy, welche den Herrn von Tarol für den Gemahl ihrer Mutter, für den Mann, den ihr das Gesez zum Vater bestimte, nunmehro ansahe, schien mit dieser Veränderung sehr zu frieden zu seyn, und konte sich in ihres Onckels Verwirrung, und des Herrn von Tarol Verzweiflung nicht schicken. Sie trat auf ihn zu, und wollte ihm die unschuldigen Liebkosungen erweisen, die er aber abzuwenden schien. Nein, sagte er, so viel Gütigkeit verdiene ich nicht, wenn sie wissen, in welche Ausschweifung ich mich habe verführen lassen, so werde ich statt ihrer Zartlichkeit, mit der sie mir zu vorkommen, vielmehr ihren Abscheu verdienen. Wollte GOtt! sezte er darzu, daß es ihnen ewig unbekant bleiben mögte.

Es war schon ziemlich spät, daher die Herzogin den Vorwand brauchte, sich von so vielen Personen, deren Gedancken sehr verwirrt seyn mußten zu

entfernen, und sich selbst von ihrer Beunruhigung zu erholen. Sie hatten sich alle weg begeben, und die Kammerfrau, welche bey der Frau von Valcy schlief, erhielt Befehl, sie allein zu lassen, und in einem Nebenzimmer zu schlafen. Die Frau von Valcy schlief die gantze Nacht fest und ruhig, und träumete, als ob sie mit dem Herrn von Tarol vermählt würde. Frühmorgens gieng sie in den Garten, wo sie den Haushofmeister der Herzogin antraf, der ihr alles erzählte, was mit ihr vorgegangen war. Sie erzitterte darüber, weil alles was ihr unglückliches zu gestosen war, diesem leztern Zufall nicht gleich kam.

Ihr Zustand war so ausserordentlich, und die Begebenheit mit ihr, so neu, daß ihr der Verstand stille stand. Vor Bestürtzung, Erstaunung, unter Verachtung, Ehrerbietung und Rache getheilt, wußte sie nicht, welcher Gedenckensart, sie den Vorzug lassen sollte. Sie fand einen Vater in dem Augenblicke wieder, da sie ihn für den strafwürdigsten aller Menschen halten mußte. Sie war mit dem äussersten Abscheu gegen die Handlung durchdrungen, in die man sie gezogen hatte, man könte sie nicht anders, als durch die niederträchtigsten Mittel darzu gebracht haben, und dieses ganze Gewebe von Gottlosigkeit war ein Werck der Leute,

gegen die sie Ehrerbietung, und zärtliche Liebe zu hegen verbunden war. Sie versanck in ein Meer der Ungewißheit, und erwartete mit seufzen, was auf diese so verwirrten Umstände folgen würde. Indessen blieb sie unter den vier im Handel verwickelten Personen, am wenigsten beunruhigt, ihre Unschuld verschafte ihr die ruhige Zufriedenheit. Schaam und Reue ist die erste Strafe begangener Mißerhaten.

In diesen Betrachtungen verlief die Zeit bis zum Mittagsessen. Sie gieng hinunter in den Speisesaal, wo sie die Herzogin, ihren Onckel, und den Herrn von Tarol antraf. Diese drey Personen schienen ihr ziemlich verwirrt, sie grüßte sie, ohne ein Wort zu sagen, setzte sich auch etwas weit von ihnen. Die Herzogin, welche mehr Verstand und Muth hatte, fieng zu erst an zu reden. Ihre Kaltsinnigkeit brachte die starcke Bewegungen zur Ruhe, man setzte sich zur Tafel, wo sichs die Frau von Valcy am besten schmecken ließ. Ihr Onckel schämete sich, und der Herr von Tarol saß in tiefen Gedancken. Die Bedienten, die von dem Streiche wußten, und denen die Herzogin Stillschweigen geboten hatte, sahen die Frau von Valcy mit einer Neugier an, wie sie ihre Neigung antrieb. Kurtz, nachdem man aufgestanden war, führte die

Her=

Herzogin die Frau von Valcy in ihr Cabinet, dahin ihnen der Herr von Tarol, und der Abt von Ligny folgten.

Nach verschlossener Thür, ließ sie die Frau von Valcy bey sich setzen. Sie fragte den Herrn von Tarol, was er für Gesinnung gegen eine Tochter hege, deren Tugend und Unglück ein zärtliches Mitleiden wohl verdienten? Und ohne sich zu rechtfertigen, bekante sie, daß alles vorgegangene mit ihrem Willen, und in guter Meynung, zum Vortheil der Frau von Valcy geschehen sey. Sie sey auch noch bereit, die versprochene dreyßig tausend Livres zu bezahlen, wenn sich für die Frau von Valcy eine annehmliche Partey finden würde, welche ihr in Ausdrücken danckte, die genugsam zeigten, daß sie weit über dieses Anerbieten hinaus sey, und dasselbe nicht annehmen würde. Die einzige Gnade bate sie sich aus, ihr eine Fuhre die sie nach dem Kloster brächte, zu verschaffen, wobey sie den Herrn von Tarol ersuchte, sie dahin zu begleiten. Die Herzogin, welche des Herrn von Tarol Absichten zu wissen verlangte, bestand darauf, daß sie noch einige Tage zu Saint-Pere bleiben möchte, wiewohl die Frau von Valcy, welche großes Verlangen zur Rückkehr trug, erwiederte, daß sie Morgen abreisen würde. Der Abt, der in diesem Hause

eine

eine armseelige Figur vorstellte, konte seiner Nichte Anblick nicht ausstehen, sondern reisete an eben dem Tage noch nach Paris ab. An dem Tage gieng weiter nichts besonders vor.

Die Frau von Valcy konte nicht ruhen, sie wußte nicht, was sie von des Herrn von Tarol Betragen zu erwarten hatte. Sie war besorgt, daß wenn er darauf bestände, sie nicht für seine Tochter zu erkennen, er die gegen sie bezeugte Zärtlichkeit in Verachtung verwandeln würde. Seine feste Beharrung in der Verlassung ihrer Mutter, zeugte von seinem standhaften Entschluße, und gab ihr zu erkennen, daß er die Ursachen seines gegen sie gefaßten Unwillens auch auf sie erstrecken würde. Diese Gedancken beunruhigten sie, bis es Tag ward, kaum hatte sie sich davon erholt, als sie den Herrn von Tarol in ihr Zimmer treten sahe.

Ich komme, sagte er, mit einer zärtlichen Miene, sie um Vergebung alles ihnen erwiesenen Unrechts zu bitten. Es ist unbillig, mein liebstes Kind, daß ihrer Mutter Fehler sie beständig unglückseelig machen sollen, und ohne ihre übele Aufführung zu betrachten, will ich, um ihrentwillen alles ihres Unrechts vergessen, und nur auf ihre Tugend dencken. Die Liebe, so sie mir eingeflößt haben, ich

fühl es wohl, verwandelt sich in die zärtlichste Freundschaft. Ich fordere von ihnen nichts mehr, als zwey Dinge, die ihnen aber vielleicht allzu schwer einzugehen scheinen mögen. Das erste ist, ihrem Onckel sein heftiges Verfahren zu vergeben. Erwegen sie, daß ohne ihn, ohne seinen großen Eifer, sie für den Fallstricken der Verführung zu bewahren, ich meinen Irrthum nicht erkant haben würde, und ich ihnen unter der wahren Gestalt nicht wieder zu geführt worden wär, darinne ich ihnen von nun an, allezeit bekant seyn muß. Das zweyte Zeichen der Freundschaft, so ich von ihnen verlange ist so leicht nicht zu erfüllen, wir wollen aber bey ihrer größern Beruhigung davon sprechen. Anjezo wollen wir nur darauf dencken, sie in einen Zustand zu setzen, der ihren Vortheil befördern kan.

Die Frau von Valcy, welche von innigster Erkentlichkeit gerührt war, gab dem Herrn von Tarol ihre Empfindungen, durch die zärtlichsten Ausdrücke zu erkennen. Sie bekante ihm, daß sie ihre Neigung beständig zu ihn gezogen hätte, und sie würde zu der Zeit, da sie ihn das erstemal gesehen hätte, wenn sie frey gewesen wär, ihn dem Herrn von Valcy vorgezogen haben. Sie fuhr fort, ihn zu versichern, daß sie sich in ihrer Aufführung nur

nach seinem Rathe richten würde. Das wünsche ich, versezte der Herr von Tarol seufzend, ich besorge aber sehr, daß ich in meinem Verlangen große Hinderniß finden möchte. Er umarmte sie, und ließ ihr Zeit zum Ankleiden. Da er hierauf sich zur Herzogin begab, ihre Befehle anzunehmen, verlangte sie, daß er noch einige Tage bleiben sollte, allein er gab ihr zu verstehen, daß nach dem gestrigen abscheulichen Vorfall, der Frau von Valcy nicht wohl anstehen würde, länger zu Saint-Pere zu bleiben. Sie gab ihm Recht, nur bat sie ihn, sein Ansehen anzuwenden, die Frau von Valcy von der Paßion gegen ihren Schwiegersohn abzuziehen, von der sie den Ort seines Aufenthalts doch nicht hätte heraus bringen können. Die Frau von Valcy hatte während ihrer Wahnsinnigkeit nichts gesagt, daß sie darinne hätte befriedigen können.

Da der Herr von Tarol alles zur Abreise veranstaltet hatte, gieng die Frau von Valcy zur Herzogin. Ohne eine besondere Danckſagung, versicherte sie nur ihre Ehrerbietung, und nach einer tiefen Neigung setzte sie sich mit dem Herrn von Tarol auf den Wagen, mit einer Freudigkeit, welche die Herzogin ziemlich demüthigte, die sie mit Unwillen fort fahren sahe, doch aber hofte, sie würde eingezogener leben und ihr Vater sie mit nach Auvergne führen.

Des Abends kam sie im Kloster an, wo alles voller Freude war, die arme Cecilie wollte fast ersticken, und die Frau Dümont empfieng sie mit den zärtlichsten Freundschaft Bezeugungen. Der Herr von Tarol hielt sich noch ein wenig am Sprachgitter auf, und begab sich zur Ruhe. Sobald die Frau von Valcy mit ihrer Freundin alleine war, erzählte sie ihr, was zu Saint-Pere mit ihr vorgegangen war. Ihr Gespräche währete bis in die späte Nacht, und sie giengen von einander, mit der Versicherung, sich niemals von einander zu trennen.

Ob wohl die Frau von Valcy große Freundschaft gegen die Frau Dümont hegte, so war sie doch auch viel zu erkentlich, als daß sie die Frau von Vaury hätte hintenansetzen sollen. Sie ersuchte sie, ohne Anstand nach Premür zu kommen, weil sie ihr Sachen von höchster Wichtigkeit zu melden hätte. Diese gute und würdige Freundin begab sich sogleich dahin, und eilete nach dem Kloster, ihre Vertraulichkeit mit der Frau von Valcy zu erneuern. Sie ärgerte sich über des Abts von Ligny Verfahren nicht wenig, ihre Bestürzung aber über die Vermählungs-Ceremonie, und der Erkentniß des Herrn von Tarol läßt sich nicht beschreiben. Was! sagte sie, ist er der Herr von Tarol selbst. Nun wundere ich mich um so viel weniger über seinen Ver-

druß, wenn ich mit ihm von der Vermählung sprach, über seinen Abscheu gegen die Weiber, über seine Ungewißheit, und der Geheimhaltung seines Geschlechts, und Vermögens. Er hat mir gesagt, erwiederte die Frau von Valcy, daß sein rechter Nahme Tarol sey, und da sein ältester Bruder gestorben wär, hätte er den von Terville abgelegt, seinen Geschlechts Nahmen wieder anzunehmen.

Einige Tage darnach kam der Herr von Tarol wieder nach B... Hier fande er die Frau von Vaury, gegen die er sein großes Vergnügen, sie wieder zu sehen, bezeugte. Er wußte, daß sie alle Umstände des Vorgangs zu Saint-Pere erfahren hatte, er gieng also mit ihr zu Rathe, was zu thun sey, und that der Frau von Valcy den Vorschlag, sie mit nach Auvergne zu nehmen, weil es nöthig sey, daß sie in seinem Geschlecht, für seine Tochter und Erbin erkant werden möchte. Dieses Verfahren sey unumgänglich nöthig, insonderheit wegen des in der Provinz ausgestreuten Rufs von ihrer Mutter übeln Aufführung. Ohne dem Herrn von Tarol, solches abzuschlagen, verschob sie die Reise bis ins folgende Jahr, weil sie sich einbildete, sie würde daselbst zu schreiben, und Briefe vom Grafen von M... zu erhalten viel zu sehr eingeschränckt sehn. Dieser Briefwechsel machte ihre Glückseelig-

keit, und wenn sie die Wahl gehabt hätte, als Tochter des Herrn von Tarol erkant zu seyn, oder unbekant im Kloster zu leben, und sich nur mit ihrer Liebe zu beschäftigen, so würde sie gewiß das leztere vorgezogen haben. Der Herr von Tarol wollte sein Ansehen noch nicht gebrauchen, er überließ sie ihren beyden Freundinen, und nahm den Weg nach Saint Pere, der Herzogin aufzuwarten, und mit ihr neuerdings Abrede zu nehmen, die Frau von Valcy zu bewegen, sich in die Provintz zu wenden, oder neue Verbindungen zu treffen.

Man hatte der Gräfin von Marsevil mit der Hofnung geschmeichelt, den Ort, wo sich ihr Gemahl, als Kriegsgefangener aufhielt, zu erforschen. Seine Kaltsinnigkeit konte sie nicht von der Liebe zu einem Undanckbaren heilen, der sie einer angebeteten Mitbuhlerin aufopferte. Die Marquise von Marsevil suchte, durch beständige Gefälligkeiten, die Gleichgültigkeit ihres Sohnes und seine wunderliche Aufführung zu ersetzen. Sie tröstete sie immer mit Hofnung, daß der Graf endlich durch ihre Beständigkeit würde gerührt werden. Sie hätte ja schon vielmal erfahren, daß es ihrer Gefälligkeit bey ihm gelungen wär, und sie sey niemals unglücklicher gewesen, als wenn sie sich widerwärtig und ungedultig bezeuget hätte. Diese betrübte Mutter

suchte in ihrem Verstande alle ersinliche Tröstungen, die Bitterkeit zu vertreiben, oder zu versüssen, mit welchen ihr Sohn das Leben ihrer Schwiegertochter und auch des ihrigen vergält hatte. Die Marquise bemühete sich unaufhörlich, ihrem Verlangen in den geringsten Dingen zuvor zu kommen, wiewohl alles ihres Fleises ungeacht, litte doch ihre Gesundheit dabey. Die Herzogin, welche in allen Städten Deutschlandes, wo nur französische Kriegsgefangene waren, mit grösztem Fleise und vielen Kosten nach forschte, hatte endlich erfahren, daß der Graf von Marsevil zu Franckfurt, unter dem Nahmen Herr von Marceau, sich aufhielt. Sie eilete also, ihrer Tochter von dieser guten Zeitung Nachricht zu geben, welche sogleich den verwägensten Anschlag faßte, auf den die Einbildung eines Frauenzimmers von ihrem Stande kaum fallen konte, und welcher der äussersten Paßion, die sie gegen ihren Gemahl trug, wohl würdig war.

Da unterdessen die Herzogin an ihres Schwiegersohns Zurückkunft eifrig arbeitete, wandte die Gräfin eine Reise nach Paris vor, verließ das Schloß zu Marsevil, ihrem Gemahl nach, und auf Begebenheiten auszugehen. Diesen Anschlag vertrauete sie einer von ihren vertrautesten Weibern, und dem Manne dieser Frau, der ebenfalls in ih-

ren Diensten war. Da sie sich und ihre Kammerfrau in Mannskleidung versteckt hatte, setzten sie sich auf eine Chaise, und fuhren mit der Post nach Franckfurt, wo sie glücklich ankamen, obwohl unsere beyde Amazonen überall, wo sie anhielten, für abentheuerliche Flüchtlinge gehalten wurden.

Die Gräfin war vollkommen wohlgestalt. Ein Officier, der eben keine große Meynung von ihrer Tugend hatte, erbot sich, sie bis nach Franckfurt zu begleiten. Sie hatte sehr hohe Gedancken von ihrer guten Gestalt, aber sehr wenig Welterfahrung, daß sie des Cavaliers Bedienung annahm, weil sie sich einbildete, er würde und dürfte es nicht an Ehrerbietung fehlen lassen. Wiewohl die Folge gab ihr zu erkennen, daß sich ein Frauenzimmer auf die Ehrbarkeit, insonderheit aber auf die Bescheidenheit eines französischen Officires so gar sehr nicht zu verlassen habe.

Sie mußten in einem Wirthshause auf einem Dorfe bey Franckfurt ruhen, wo der Graf geschlafen hatte, und von dem er eben wieder abzureisen fertig stande, als er zwo junge Personen von dem Wagen steigen sahe, davon die eine seiner Gemahlin sehr ähnlich war. Der Officier, der am ersten ausstieg, bezeugte sich sehr aufmercksam um die

Gräfin, die der Graf sogleich erkante. Die vertrauliche Stellung des Officiers und der Gräfin Verkleidung, machten ihn unruhig. Ein herzhafter Mann ist zu allen Zeiten über dergleichen Erscheinung stutzig gemacht geworden. Seine Gemahlin in einem fremden Lande, insonderheit mit einer Mannsperson anzutreffen, die ihr nicht unangenehm zu seyn schiene, war keine Sache, die man ohne Erläuterung lassen mußte. Die Bestürtzung erregte seine lebhafte Bewegung, und diese trieb ihn zur Rache. Er wartete bis der Officier abgestiegen war, und ankam, trat zu ihm und fragte ihn gantz höflich, wer die jungen Leute wären, die abstiegen? Bey den Worten: junge Leute fieng der Officier laut an zu lachen. Mein Herr, antwortete er, diese junge Herren werden den Feinden nicht furchtbar werden, und ich glaube, ihre glücklichen Streiche werden sich mit einigen Begebenheiten gantz in der Stille endigen. Kennen sie sie, fragte der Graf? Die Bekantschaft ist so schwer nicht, versetzte der Officier, sie hat mich nur einige kleine sorgfältige Beschäftigung gekostet. Der Graf, der des albern Spasses des Officiers überdrüßig ward, und seinen Zorn fühlete, wollte ihn weiter antreiben, that aber sehr lebhafte Fragen an ihn, darüber er gantz ungedultig ward. Zum Hencker! fuhr er fort, besänftigen sie ihre Neugier, und las-

sen sie mich mit frieden. Er gieng trozig von ihm weg, und zu den Damen, denen er sagte, daß ein Officier von gutem Ansehen, durchaus wissen wollte, wer sie wären. Die Gräfin, die sich sorgfältig versteckte, verlangte, daß man ihn durchaus nicht vor sie kommen lassen sollte. Weil sie sahe, daß ihr die Verkleidung nicht gelingen wollte, und daher einige lächerliche Begebenheiten besorgte, wenn sie in diesem Kleide bliebe, so entschloß sie sich, sobald sie nach Franckfurt kommen würde, ihre Frauenzimmer Kleider wieder anzuziehen.

Der Graf von Marceau verlangte sich weiter nicht zu verbergen. Seine Ehre, welcher stärcker als die Furcht war, wieder in das Joch zu kommen, das er seit zweyen Jahren gestohen hatte, trieb ihn an, einen Umstand aufzuklären, der ihm so nahe gieng. Tausend Gedancken liefen ihm im Kopfe herum. Was hat sie denn hier, in einem fremden Lande zu thun, unter der Verkleidung mit einem Menschen, der nur halbe Antwort von sich giebt? Er fühlte sich selbst gegen sie so straffällig, daß er meynte, sie möchte sich entschlossen haben, ihm gleiches mit gleichem zu vergelten, auf der Sache wahre Beschaffenheit hatte er keinen Argwohn. Wie er sahe daß der Officier nicht wieder kam, entschloß er sich selbst hin zu gehen, wo er war. Sobald er

sich blicken ließ, erkante ihn die Gräfin, lief mit offenen Armen auf ihn zu, und sagte, daß sie ihn aufzusuchen kommen wär, oder sie müßte über seine Kaltsinnigkeit für Kummer sterben. Der erstaunte Officier sahe, daß die Sache zu weit gieng, und machte sich zum Abgehen fertig, wiewohl der Graf hielt ihn zurück. Mein Herr, sagte er zu ihm, sie irren sich, ich muß ihnen für die Sorgfalt, so sie gegen die Madame erwiesen haben, Danck abstatten. Ihr Argwohn ist nicht ungegründet, ich meine es nicht böse: Das Verfahren meiner Gemahlin scheinet alles zu rechtfertigen. Der Officier entschuldigte sich, auf eine galante Art, es ward ihm auch vergeben. Die Gräfin, welche gantz bezaubert war, daß sie ihren Gemahl wieder gefunden hatte, und ihn so sorgfältig, auch eifersüchtig sahe, hielt sich für höchst glücklich, und war recht stoltz auf ihre Reise. Der Graf konte, ohngeacht der gegen die Frau von Valcy tragenden Paßion, bey den Zeichen der Zärtlichkeit seiner Gemahlin nicht unempfindlich seyn. Ein Verliebter wird durch alle zärtliche Gegenstände gerührt, und die Liebe würde ohne den Misbrauch, den man mit ihr treibet, eine Tugend bleiben. Ich verstehe die feurige Empfindung, die das Gemüthe reinigt, nicht aber die Liebe so, wie sie die Gelehrten verstehen. Diese Leute, welche dem Verstande alles, zum Nachtheil des

Hertzens, aufgeopfert haben, und weil sie dem Frauenzimmer zu gefallen, nicht geschaffen sind, bilden sich ein, dasselbe wär von einer niedern Art, als sie sind. Der Graf von Marsevil war jung, liebenswürdig, reizend, er empfand die Liebe mit der reinen Lebhaftigkeit, ohne trübe Wolcken Seine Empfindung war eine lieblich feine Empfindung. Er fand seine Glückseeligkeit in der Zärtlichkeit, ob er gleich von dem Genuß keine Gewißheit jemals haben konte.

Bey der Ankunft zu Franckfurt schrieb die Gräfin ihrer Mutter den Erfolg ihres Unternehmens. Die Herzogin bemühete sich dergestalt, daß sie, durch ihr Ansehen, die Auswechselung ihres Schwiegersohns mit gefangnen Spaniern, unter der Bedingung erhielt, daß er, so lange der Krieg währete, weiter nicht dienen sollte. Er schrieb nach Franckreich, daß er dahin zurück zu kommen bereit sey, woferne er seine Freyheit fänd, und daß man aus Liebe gegen ihn nicht ein Frauenzimmer verfolgte, das ihre Tugenden verehrungswürdig machte.

Die Besorgniß, daß er sich in seinem Betragen allzu sehr würde zwingen müssen, machte, daß er seine Rückreise lange verschob. Wiewohl die Versprechungen seiner Familie, die zärtlichen Bitten

seiner

seiner Gemahlin, am meisten aber das äusserste Verlangen, die Frau von Valcy wieder zu sehen, brachten ihn endlich zur Rückkehr. Er langte zu Paris bey der Herzogin an, wo er seine Frau Mutter fande. Einige Tage hindurch war nichts, als Freude, zärtliche Liebkosungen, gefällige Gespräche, und man empfieng den Grafen von Marsevil nicht anders, als mit aller Freymüthigkeit, und als ob man ihm nichts vorzuwerfen habe. Von den grausamen Streichen, welche die Herzogin der Frau von Valcy gespielt hatte, wußte er gar nichts. Sie hatte ihm nur gemeldt, daß sie ihren Vater, bey gantz besondern Umständen wieder gefunden hätte.

Der Graf, welcher von den Liebkosungen seiner Familie gantz truncken gemacht, und von den unaufhörlichen Freudenbezeugungen überhäuft war, hatte kaum so viel Zeit gewinnen können an die Frau von Valcy zu schreiben, welche auf die Nachricht von seiner Zurückkunft, und von der Reise, so die Gräfin nach Deutschland gethan, seufzete, daß sie gegen ihn kein Zeichen ihrer Gesinnung, ohne Beleidigung des Wohlstandes ablegen konte, weil er ihr gemeldet hatte, sie sollte nicht eher wieder an ihn schreiben bis er ihr einen sichern Ort angewiesen haben würde, dahin sie die Briefe an ihn schicken sollte.

sollte. Mithin gieng einige Zeit hin, da sie keine Briefe von ihm erhielt, hinnen welcher man vom neuen Mittel hervor suchte, sie mit dem Grafen zu vereinigen. Dasselben Stillschweigen und seine Zurückkunft mit seiner Gemahlin, thaten eine neue Wirkung auf die Frau von Valcy. Sie hielt es für eine große Kaltsinnigkeit, und glaubte er liebte sie weniger, sie betrog sich aber wieder. Der Kummer nur allein war die Ursache dieser Veränderung, welche wohl einige Folgen hätte haben können, wenn der Graf seiner Seits nachläßiger geworden wär. So oft sie sich ihrem Liebhaber in den Armen einer andern vorstellte, empfand sie den Schauer, der nur bey einem völligen Abscheu zu befinden ist. Was die Zeit, die Verfolgung, die Tugend nicht ausrichten konten, würde dieser Begrif allein vollbracht haben. Sie suchte selbst von diesem Irrthum, darinne sie sich befand, Vortheil zu ziehen, sich von einer Paßion zu heilen, die sie nur unglücklich machen mußte. Ihr Vater war wieder eine neue Hinderniß. Sie war ihm in Gehorsam zu folgen verbunden, und überzeugt, daß er eine Vereinigung der Empfindung mit einem vermählten Manne nicht zugeben würde. Diese Gedancken vertrauete sie der Frau Dumont, die sie mit aller Gefälligkeit anhörte, wiewohl sie nicht glaubte, daß die Frau von Valcy von dem Grafen von Marsevil lassen

würde. Wenn sie sich meiner Geschichte erinnern, sagte sie zu ihr, so werden sie an die Zeit gedencken, da ich gewiß glaubte, ich wär von der Liebe gegen meinen Mann vollkommen genesen, mit welcher Lebhaftigkeit auch meine Empfindungen wieder rege wurden. Die Paßion hat ihre Anfälle und ihren Nachlaß. Blieb sie beständig in ihrer Heftigkeit, so würde es unsere Seele nicht ausstehen. Sie lieben den Grafen stärcker, als jemals. Nehmen sie sich ja in acht, etwas zu thun, dadurch sie völlig mit ihm brechen. Denn sie würden gewiß einmal die empfindlichste Reue fühlen. Der Graf hat Vergeltungen, die sie nicht haben. Die Zärtlichkeit seiner Gemahlin, die Liebkosungen seiner Familie, die Zerstreuungen seines Standes, die natürliche Unbeständigkeit junger Herrn, alles dieses muß sie besorgt machen, daß sie in der Liebe zu letzt bleiben. Das Klosterleben ist nicht geschickt, das Gleichgewicht gegen die Stärcke des Grafen von Marsevil zu halten. Wohlan! versetzte die Frau von Valcy, wenigstens will ich mir das Erbieten meines Vaters zu Nutze machen, und nach der Provintz gehen, einen Mann zu vergessen, der nicht säumen wird, undanckbar zu werden. Ich will, meine liebe Freundin, ja, ich will, fuhr sie mit einer Herzens Beklemmung, die sie nicht bergen konte, fort, ich will, sagte sie, mir mit grosser

sem

sem Muth selbst Gewalt an thun. Lassen sie den Grafen mit seiner Frau laufen, er hat den Werth eines Herzens, wie das meinige ist, niemals erkant, ich will es ihm rauben.

Während der Zeit die Frau von Valcy dergleichen seltsame Anschläge machte, schrieb ihr der Herr von Tarol, die Reise nach Auvergne zu thun. Er zeigte ihr die Nothwendigkeit dieses Verfahrens, den Ruf in der Provinz zu steuren, und wieder in ihre, durch ihrer Mutter übele Aufführung verlohrne Rechte zu treten. Der Herr von Tarol, der sie zur Zeit ihrer Geburt enterbt hatte, wollte seine werckthätige Erkentlichkeit bezeugen. Die Liebe, so er gegen die Frau von Valcy trug, verwandelte sich unvermerckt in die zärtlichste Freundschaft, welche, ob er gleich überzeugt war, daß er ihr Vater nicht seyn konte, doch alle die Gedancken zerstreuete, der Frau von Valcy desto günstiger zu seyn. Er vernichtete alle Einrichtungen, die er für seine Neffen gemacht hatte, und blieb bey dem, was ihr die Gesetze, als seiner Tochter, verordneten. Diesem zu Folge bestand er darauf, daß sie nach Auvergne kommen sollte.

Sie hatte geglaubt, ihre Entschliessung wär stahl eisen fest. Da sie aber abreisen, und sich von der

Gele-

Gelegenheit entfernen sollte, einen Herrn zu sehen, gegen den sie großen Unwillen gefaßt hatte, so empfand sie erst, wie lieb er ihr noch war, sie hätte ihm gerne und willig alle Vortheile aufgeopfert. Sie hatte ihm wohl geschrieben, daß sie ihren Vater wieder gefunden, ohne ihm zu melden, daß es eben der Herr von Tarol wär, den er gesehen hatte. Dieser Umstand, so einfältig er auch ist, gab der Herzogin Gelegenheit, sich dieses Mittels zu bedienen, ihn wieder vom neuen mit der Frau von Valcy zu entzweyen.

Anfangs sagte sie ihrem Schwiegersohne kein Wort von dieser schönen Witwe. Aus seiner Aufführung gegen ihre Tochter sahe sie wohl, daß er durch ihr Verfahren, ihn in Deutschland aufzusuchen, gerührt worden war, sie that ihm also den Vorschlag einige Zeit zu Saint-Pere zuzubringen. Ihre Absicht gieng dahin, ihm die Gelegenheit abzuschneiden, mit der Frau von Valcy zu sprechen, und zu warten, bis sie nach Auvergne gereist wär, sodann aber dem Streiche den rechten Nachdruck zu geben. Sie hielt einen Briefwechsel mit dem Herrn von Tarol, der ihr ebenfalls zu ihrer Absicht beförderlich war. Alles trug darzu bey, daß der Graf glaubte, die Frau von Valcy wär ihrer Beständigkeit überdrüßig geworden, und habe die Verbin-

dung

dung solcher Empfindungen gebrachen, welche ihr nicht mehr reizend geschienen hätten. Ihr anhaltendes Stillschweigen brachte ihn vollends zur Ueberzeugung, daß sie verändert sey. Er war entschlossen, nach dem Kloster in B...zu gehen, und ihr die Unbeständigkeit zu verweisen, er wartete nur bis er frey war nach Marsevil zu reisen, allein die Herzogin hütete sich, ihm diese Freyheit zu gestatten. Die Marquise, war zu ihrem Sohn nach Saint Pere gekommen. Man sprach von der Frau von Valcy, und ließ, wie von ohngefehr, gewiße Reden fliegen. Einige Zeit darnach sagte die Herzogin, daß es ihr recht lieb sey, daß sie auf eine wohlanständige Art versorgt wär. Der Graf, welcher von diesen Reden heftig aufgebracht ward, sagte mit einer Bewegung, welche die Heftigkeit seiner Paßion genugsam verrieth, man sollte ihn nicht mehr betriegen, und alle die gehäßigen Streiche die man künftig hin spielen würde, würden unnützlich seyn. Die Herzogin antwortete ihm mit grosser Mäßigung, es wundere sie nicht, daß er noch viel Neigung gegen eine sehr liebenswürdige Frau hegte. Darüber aber wundere sie sich, daß er noch nicht wüßte, daß die Frau von Valcy, mit ihrer guten Bewilligung, an einen Herrn vom Stande vermählt worden sey, den sie schon von langer Zeit her gekant, und der sie mit nach Auvergne genom-

Dieser Streich ward mit so großer Versicherung, und zu gleicher Zeit mit so wahrscheinlichen Umständen versetzt, daß es alle erwartete Wirkung that. Die Damen von Marsevil schwiegen ganz stille. Sie wußten die Gewalt wohl, die man der Frau von Valcy angethan hatte, davon wußten sie aber nichts, daß der Herr von Tarol mit dem man sie vermählt haben wollte, ihrer Mutter Gemahl gewesen wär. Mithin zeigten sie durch ihr Stillschweigen, als wenn sie von dieser Vermählung Wissenschaft hätten. Die Herzogin hatte alle Leute, welche bey dieser häßlichen Ceremonie Zeugen gewesen waren, weg geschaft. Ein Auftritt, der sie nicht anders, als mit größten Vorwürfen erinnern konte. Die damals errichtete sehr unnützliche Ehestiftung bey dieser Heurath hatte sie noch aufgehoben, die den Grafen von der Untreue der Frau von Valcy zu überzeugen sehr wichtig waren -- Alle hatten sie schon unterschrieben, ausser der Herr von Tarol, dessen Nahmen man darzu gekritzelt hatte. Der Graf von Marsevil dessen Hertz beängstigt war, that tausenderley fragen wegen der Umstände dieser Vermählung, schloß sich in sein Cabinet, an die Frau von Valcy zu schreiben, ihr die größten Vorwürfe über ihre Veränderung zu machen, und ihrer auf immerdar zu entsagen. Er suchte allen Beweiß seines Unglücks zu sammen, und in der ge-

wissen Meynung, daß man ihn das mal nicht hintergangen hätte, änderte er seinen Entschluß. Seine Verzweifelung brachte ihm die betrübtesten Anschläge in den Sinn. Er konte sich nicht vorstellen, daß die Frau von Valcy sich zur Vereinigung eines Mannes von dem Alter des Herrn von Tarol, ohne die ausserordentlichsten Beweggründe, entschlossen haben sollte. Er wußte, daß sie ihren Vater wieder gefunden hatte. Ich kenne sie, dachte er, der schuldige Gehorsam hat ihm unfehlbar das Opfer ihrer Zärtlichkeit gemacht. Ach! Sie ist ohne Zweifel eben so sehr, als ich zu beklagen! Dieser Gedancke versüssete die Bitterkeit seiner Betrachtungen. Er schmeichelte sich doch, daß er allezeit geliebt würde, und bey diesen Gedancken vergoß er häufige Thränen. Worzu aber, dachte er weiter, der Betrug! Warum hat sie mir eine Begebenheit verheelt, die mir nicht so viel Kummer gemacht, wenn sie mir sie selbst berichtet hätte? Ohne Zweifel hätte sie doch die Ursachen davon gemeldet. Das wird die Ursache ihres Stillschweigens seyn. Sie wird sich ihrer Leichtsinnigkeit schämen. Ich habe ihr alles aufgeopfert, und sie hat nicht die Kraft gehabt, dem Ansehen eines Vaters zu widerstehen. Die Undanckbare! Ha! Weil sie mich hat können betriegen, mich verlassen, es ist keine rechtschaffene Frau mehr auf der Welt.

Solcher gestalt ließ er seinen Schmertz aus, man gab aber wohl Achtung auf ihn, daß er sich nicht seiner Verzweiflung überlassen möchte. Die Marquise gieng zu ihm, mein Sohn, sagte sie, ich hoffe, daß ihr mir nicht Schuld geben werdet, als hätte ich etwas zu eurem neuen Verdruß beygetragen, es scheinet auch, daß niemand von uns Theil daran hat. Indessen hoffe ich doch, daß ihr euch wieder besinnen, und euer Unrecht erkennen werdet, damit ihr solches wieder verbessern möget. Ihr müsset doch von der Zärtlichkeit eurer Gemahlin, und den Kummer, den ihr derselben verursacht, gerührt seyn. Zu was für Ausschweifung hat euch eure tolle Paßion gebracht? Wär es nicht Zeit, daß ihr einmal über eure Aufführung ernsthafte Betrachtungen anstelletet? Die Frau von Valcy geht euch mit gutem Beyspiele vor. Sie hat euch so lange geliebt, als sie einige Hofnung haben konte, nun hat sie ihre Tugend angetrieben, sich eurer zu entschlagen. Folget ihr nach. Der Graf war in der äussersten Betrübniß vertieft, er hatte nicht auf ein Wort gehört, was ihm seine Mutter vorgesagt hatte, wiewohl die Liebe und Ehrerbietung, so er gegen sie trug, brachten ihn wieder aus seinen Gedancken, er begrif ein wenig, was sie gesagt haben mochte, und sagte bey ihren leztern Worten, er wollte sich aus allen Kräften von einer Paßion los machen,

chen, die nur eine Quaal seines Lebens seyn würde.

Es war nöthig, daß er nicht eine Erläuterung von der Frau von Valcy erhielt, das schien schwer zu seyn, weil der Graf ihre Briefe nicht des geraden Weges erhielt, und man nicht wußte, durch welchen Weg er die seinigen schickte, und Antwort erhielt. Er gieng acht Tage, wie ein unsinniger Mensch herum. Seine Gemahlin vertrug sich so freundlich mit ihm, wie ein Engel, ihre Zärtlichkeit war ohne Falschheit, sie hatte sich völlig geändert. Sie war gar nicht mehr die eifersüchtige, unruhige, wunderliche, beschwerliche Frau, sie weinete mit ihm, gab dem Zeichen seines Kummers Beyfall, verdamte die Frau von Valcy, kurtz, sie genoß eine Paßion, die sie nicht eingeflößt hatte, sondern von der eine andere der Gegenstand war. Durch diese so geschickte als besondere Aufführung erhielt sie doch, daß sie ihrem Gemahl gefiel, und sein Vertrauen verdienete. Er war gerne um sie, er gieng ihr nach, wenn sie nicht da war. Ausser der Gräfin Betrübniß sollte man sie für sehr glückseelig gehalten, und daß sie ihr Gemahl anbetete, geglaubt haben. Seltenes Beyspiel der Gefälligkeit und der Liebe, welchem die Weiber wenig nachahmen, die, wenn sie ihre Männer noch so sehr lie-

ben, sie dieselben doch, durch ihre Eifersucht, zur größten Verbitterung bringen. Zur Schande unsers Geschlechts muß ich sagen, eine Frau ist nicht auf das Hertz ihres Mannes eifersüchtig. Das Mannsvolck hat noch weniger Zärtlichkeit.

Der Graf von Marsevil, konte nicht lange an einem Orte bleiben, wo ihn alles an die neuen Verbindungen der Frau von Valcy erinnerte, er entschloß sich also, einige Zeit zu Marsevil zu bleiben, wollte auch niemanden, als seine Gemahlin bey sich haben, mit der er abreisete. Einige Tage hindurch ließ er niemanden vor sich, er konte keine Gesellschaft leiden, zuweilen stieß er gar seine Gemahlin verächtlich von sich, als die vornehmste Ursache seines Unglücks. Zu anderer Zeit fiel er ihr wieder zu Füssen, und bat sie um Vergebung, seines ihr verursachten Verdrusses. In der Lebensart brachte er zween Monate zu, gieng die meiste Zeit des Tages, auch bey übelm Wetter, spatzieren, in der übrigen Zeit las er die Briefe der Frau von Valcy der Gräfin vor.

Die Gefälligkeit der Gräfin, und ihre Holdseeligkeit verdiente, wahrhaftig, daß sie belohnt würde. Ihr Gemahl ward auch weniger traurig, er nahm wieder Besuch an, spazierte auch nicht mehr

so einsam. Er bezeugte sich gegen seine Gemahlin sehr sorgfältig, und war auch sein Herz nicht frey, so genoß er doch mehr Beruhigung. Endlich war es der Gräfin auch angenehmer, ihren Gemahl zu besitzen, ob er gleich in eine andere verliebt war, als ihn von sich entfernt zu sehen. War ihre Zärtlichkeit nicht ausschweifend, so war doch ihre Liebe sehr groß, und machte sie glücklich. Es giebt nur wenig Gemüther, die für das Feine einer zärtlichen Paßion geschaffen sind, sie müssen etwas vestes haben, und ihre höchste Glückseeligkeit beruhet im Genuß. Doch muß man auch bekennen, daß, wenn auch der Verstand zuweilen etwas zum Glücke hilft, er dennoch wenig nützet, wenn es auf Empfindungen ankömt. Man wird wohl gesehen haben, daß die Gräfin von Marsevil an Verstande keinen Ueberfluß besaß, und daß sie ihre Liebe gegen ihrem Gemahl, nur von dem Feuer erhielt, das sie belebte.

Wir wollen uns nach Auvergne wieder wenden. Die in äusserste Betrübniß versezte Frau von Valen, welche von dem, der ihr an Vaters stelle war, erwartet ward, entschloß sich endlich zu der Reise. Hier fand sie ein Haus, das sie nicht ohne Unwillen ankommen sahe, wiewohl es bald darauf ihren Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und

ihr sehr geneigt ward. Man bemühete sich anfangs gleich, ihr alles Vergnügen zu machen, welches die Provintz gewähren kan. Der Herr von Tarol, dem die Ursache ihres Kummers bekant war, ließ, seiner Seits nichts ermangeln, ihr den Grafen von Marsevil aus den Gedancken zubringen. Er schwäzte ihr zuweilen vor, daß sie auf die Beständigkeit eines Herrn von vier und zwanzig Jahren, in dem Schoose eines Hauses vom hohen Stande, der ohne seiner Familie großen Kummer nicht versteckt leben könte, keine Rechnung machen dürfte. Des Grafen Stillschweigen bestärckte auch die Frau von Valcy in der Meynung, die ihr der Herr von Tarol, von der Leichtsinnigkeit junger Herren, bey zu bringen suchte. Sie hielt sich gäntzlich von ihm vergessen, sie war viel zu stoltz, ihn um die Ursachen seines Stillschweigens zu fragen, sie blieb also ein halbes Jahr in der größten Ungewißheit, schlug aber alle Parteyen, die ihr angetragen wurden, beständig aus. Die Frau Dümont, welche sie, aus Gefälligkeit auf dieser Reise begleitet hatte, und um alle ihre Geheimnisse wußte, suchte zuweilen, durch wichtige Gründe, sie zur Vermählung zu bringen, aber alles war vergebens. Die Frau von Valcy sagte zu ihr, sie würde niemals eine Verbindung eingehen. Diese gute und aufrichtige Freundin widerlegte diesen Entschluß, und suchte

sie so gar von einer Paßion abzuleiten, die, allem Ansehen nach immer noch in ihrer Stärcke bliebe. Indessen schien es, daß beyde Verliebte zu keiner Vereinigung gelangen würden, welche die Umstände, die Verfolgungen, und ihr eigner Wille auf immerdar von einander entfernten.

Die Frau von Valcy kam mit der Frau Dümont und dem Herrn von Tarol, nach Paris zurück, welcher leztere zu seinem Dienst nach Versailles abgieng. Die beyden Damen fanden die Frau von Baury, welche eben aus Lothringen zurück gekommen war. Weil ihre Wohnung für sie alle drey zu klein war, suchten sie eine bequemere, die sie leichtlich fanden. Die Frau von Baury trug heftiges Verlangen, alle kleineste Umstände, so die Frau von Valcy betrafen zu erfahren. Etwas davon wußte sie schon, nähmlich den Streich der Herzogin, und ihrer Verheyrathung an den Herrn von Tarol, auch was darauf erfolgt war. Was aber den Grafen von Marsevil betraf, war ihr noch nicht bekant. Der Frau von Valcy dienete es zum großen Trost in ihrem Kummer, es einer Person zu erzählen, die Mutterstelle bey ihr vertreten hatte, und ihre vollkommene Vertraulichkeit besaß. Die Frau von Baury mußte gestehen, daß nichts seltsamer, als die Geschichte der Frau von Valcy, vom An-

fange ihrer Geburt, bis an den Tag, da sie ihren Vater wieder gefunden hatte, seyn konte. Ihre Gespräche endigten sich allezeit mit den zärtlichsten Empfindungen aller drey Personen. Denn die Frau Dümont verließ die Frau von Balch niemals.

Eben die Ursachen, welche sie bewogen, daß sie nicht mit dem Abt von Ligny in einem Hause wohnen wollten, brachten sie auch zur Entschliesung, dem Herrn von Tarol diese Zufriedenheit zu versagen. Er besuchte sie öfters, und weil er nicht in eben dem Hause wohnete, so hatten die Damen mehrere Freyheit, mit einander zu schwätzen. Der Ergötzlichkeiten ohngeacht, die er ihnen zu verschaffen suchte, so ward doch der Frau von Baley die Zeit lang, und sie verlangte wieder nach dem Kloster. Der Herr von Tarol wollte sich diesem Vorhaben wieder setzen, es war aber vergebens. Sie seufzete nur nach der Einsamkeit und Freyheit, die sie zu Paris nicht finden konte. Indessen bezeugte er großes Verlangen, daß sie noch dem Winter über daselbst bleiben möchte, darein sie auch willigte, jedoch unter der Bedingung, daß er ihr nicht ferner zumuthen sollte, ihren Onckel bey sich zu sehen, gegen den sie einen so großen Abscheu, seit dem Streiche zu Saint-Pere gefaßt hatte, daß sie kaum seinen Nahmen, ohne Bewegung, nennen hören konte.

Der Herr von Tarol machte zuweilen der Herzogin seine Aufwartung, welche mit ihrem Schwiegersohn überaus wohl zufrieden war, auch über den Streich den sie gespielt hatte, ihn mit der Frau von Valcy zu veruneinigen, recht vergnügt zu seyn schien, sie ließ sie in Ruhe, und glaubte gantz treuherzig, die Sache wär nunmehro völlig gehoben. Daher unterließ auch der Herr von Tarol, sie zu einer Vermählung ferner anzutreiben, dieses bewog ihn auch, noch in Paris zu bleiben, und seine Reise in die Provintz bis auf den Frühling zu verschieben. Weil die drey Damen beschlossen hatten, sich eine Zeitlang zu Premür auf zu halten, war man nur auf Belustigung bis zur Abreise bedacht, welche die Frau von Valcy als einen Haven der Ruhe betrachtete, nach der sie sich söhnete.

Die Opera fieng an, sich in ihrem Glantze zu zeigen, und weil der Herr von Tarol sahe, daß der Frau von Valcy dieses Schauspiel sehr wohl gefiel, führete er sie zum öftern dahin. Die Musick hat zärtlichen Gemüthern zu aller Zeit befallen, ihre Wirkung ist das Maas der Empfindung. Der Frau von Valcy Zustand flösete ihr ein Verlangen zu allem demjenigen ein, was eine Paßion nährete, die sie für entkräftet hielt, und dennoch ihre völlige Lebhaftigkeit hatte. Ihr Geschmack an der Tou-

Kunst reitzete sie, dieselbe zu lernen. Sie nahm Lehrmeister an, mit denen sie in kurtzer Zeit großen Fortgang machte. Jemehr ihre Gaben zu nahmen, je größern Geschmack fand sie an der Opera, und der Herr von Tarol, welchem herzlich lieb war, daß sie Vergnügungen fande, darüber sie daß Kloster vergessen möchte, verschafte ihr diese zum öftern.

Eines Tages gieng sie mit der Frau Dümont nach der Opera, sie kamen sehr zeitlich. Es waren noch wenig Leute da, beyde Damen vertrieben sich die Zeit mit Gesprächen. Sie sezten sich in eine Loge, darinne es ziemlich dunckel war, nur ein geringer Schein aus dem Saale ließ die Gegenstände ein wenig erkennen. Die Frau von Valcy schwäzte mit der Frau Dümont von dem Grafen von Marsevil mit der Zärtlichkeit, die sie niemals verließ, wenn sie von ihm redete, und diese gefälli-

ge Freundin, an statt ihre Empfindungen zu tadeln, schmeichelte ihr vielmehr, oder ließ sie bey ihrem Glauben, daß sie ihn nicht mehr liebte, ob sie es gleich nicht glaubte. Sie redeten so heimlich mit einander, daß es niemand hören konte, und die Frau von Valcy war mit ihren Reden so beschäftigt, daß ihr alles, was um sie vorgieng, gleichgültig bliebe. Sie hatte nicht gemerckt, daß ein

prächtig gekleideter Herr sich neben ihr gesetzt hatte. Die Frau Dümont, die so zerstreut nicht war, merckte solches, und sagte zur Frau von Valcy ganz heimlich. Wenn der Graf von Marsevil so wohl aussieht, so wundere ich mich über ihre Empfindungen gar nicht, und zweifele gar sehr an ihrer Genesung. Die Frau von Valcy kehrte sich um und sahe ihn an, sie schrie für Bestürtzung. GOtt! sind sie es, sagte sie zu ihm? Ja, ich bins, Meine neydige, antwortete der Graf von Marsevil (denn er war es selbst) der sie hassen sollte. Welcher Nahme! und ich verdiene ihn so wenig, versetzte die Frau von Valcy, die für Bestürtzung kaum reden konte! Die Leute kamen haufenweiß, und verhinderten sie, am Reden. Der Graf war begierig, auf die Erklärung der lezten Worte, wie wohl der Ort war nicht bequem, noch ihre Rechtfertigung zu machen geschickt genug. Indessen machte ihn die Paßion gantz unsinnig, daß er ihr tausend heftige Vorwürfe that, darnach bat er um Vergebung. Diese Verwirrung konte in einem Augenblicke nicht aufhören, die Frau Dümont hatte Mitleiden mit seinem erbärmlichen Zustande, besorgte aber, daß es andere Leute hören, und neue Verfolgungen seiner Familie wieder die Frau von Valcy entstehen möchten, sie redete ihm zu: Sie beklagen sich beyde, sagte sie, da sie aber sich gegen einander nicht

erklä-

erklären können, so will ich ihre Klagen anhören, und darauf antworten. Madame hat ihr Vertrauen zu mir, und ich müßte mich sehr irren, wenn ich nicht so heftige Bewegungen beruhigen wollte. Ach! Madame, fuhr der Graf fort, indem er die Frau Dümont ansahe, ich zweifle sehr, daß sie eine Freundin jemals rechtfertigen werden, die so gar keine Reue bezeugt, daß sie mich ihrem neuen Gemahl aufgeopfert hat.

Diese lezten Worte eröfneten beyden Damen den Verstand über die Vorwürfe des Grafens, und seines Stillschweigens. Die Frau von Valcy blickte ihn mit einer zärtlichen Bestürzung an. Sie verdienten es wohl, sagte sie zu ihm, daß ich sie in ihrem Irrthume ließ, aber die Kräfte fehlen mir. Gehen sie, bedienen sie sich der Gütigkeit der Madame, jezo mag es ihnen genug seyn, an den Versicherungen, die ich ihnen thue, daß ich noch eben dieselbe bin, daß ich weder Nahmen, noch Stand, noch Empfindungen verändert habe. Ach! So würde ich glücklich genug seyn, versetzte er mit einer Freude, die er nicht bergen konte, und welche die Leute in der Loge aufmerksam machte. Die Frau Dümont eilete, dem Gespräche ein Ende zu machen, welches zu lebhaft ward, indem sie den Grafen einen Ort der Zusammenkunft auf Morgen

be-

bestimte. Er verließ in dieser Hofnung, seinen Sitz, zu andern Personen, die er kante, zu gehen. Er stellte sich, daß er die von Valcy beständig in den Augen haben konte, so lange das Schauspiel währete. Dieser Anblick, und die Hofnung brachten ihn zu einer ausserordentlichen Freudigkeit, über welche Veränderung seine Gemahlin ganz unruhig ward, die mit ihrer Mutter ebenfalls in der Opera war. Die Augen des Grafens zeigten ihnen gar bald, wo die Frau von Valcy saß, welcher ein bescheidener Putz, und die Gegenwart ihres Geliebten ein reitzendes Ansehen gaben. Die Herzogin sahe ihrer Tochter den Kummer an den Augen an, der sie quälete. Der Graf, der von dem Vergnügen gantz bezaubert war, daß er den Gegenstand seiner Anbetung, nach einer zweyjährigen Abwesenheit, und den widerwärtigsten Zufällen, wieder gefunden hatte, vergaß alles, was er zu beobachten hatte. Oder er sahe vielmehr nichts, als die Frau von Valcy vor seinen Augen, die in dem Augenblicke, gegen alle Bekränckungen, die sie ihm zu Liebe erlitten hatte, von ihm gerächet ward.

Nach der Opera trat er ihr im Weg, er sahe, daß der Herr von Tarol der Frau Dümont die Hand bot, und ward wohl zehen mal versucht, ihr die seinige zu reichen. Da aber die Herzogin eben-

falls gehen wollte, mußte er sich dieser Zufriedenheit berauben, und begnügte sich nur damit, ihr eine sehr tiefe Verbeugung zu machen. Der Herr von Tarol bemerckte es, und fragte seine Tochter, wer er wär, schien auch, nach ihrer Antwort, sehr bestürtzt. Was! sagte er, ist das der Graf von Marsevil? Ich habe nicht geglaubt, daß er von so schönem Ansehen ist. Während der Abendmalzeit redete er von ihm, er dachte nicht, daß die Frau von Valcy mit ihm gesprochen hätte, es wußte es kein Mensch.

Der Graf hatte wohl gemerckt, daß der Herr von Tarol der Frau Dümont die Hand gereicht hatte. Dieser Vorzug machte ihn unruhig. Seine Zerstreuung ward von der Herzogin bemerckt. Sie haben also, sagte sie zu ihm, die Frau von Valcy gesehen? Sie ist recht glücklich mit ihrem Gemahl, sie werden ihr die Zufriedenheit angesehen haben. Mit wem, sagen sie, daß sie vermählt ist, fragte der Graf mit spöttischem Schertze? Mit dem Officier, erwiederte die Herzogin, der bey ihr war. Er ist alt, versezte der Graf in eben dem Tone, daß er sie bald wieder zur Witwe hinterlassen wird. Diese gleichgültige Miene, überzeugte die Herzogin, daß der Graf mit der Frau von Valcy zu keinem Verständniß gekommen seyn müsse. Damit

sie desto gewisser seyn möchte, fragte sie ihn besonders, ob er den Herrn von Tarol kennete. Das ist zuviel, versezte der Graf, die Tyranney so weit zu treiben, meine geringsten Handlungen wissen zu wollen. Sie versehen sich, fuhr die Herzogin mit ziemlicher Mäßigung fort, sie bedencken nicht, mit wem sie reden. Vergeben sie mir, Madame, erwiederte der Graf, ich weiß gantz wohl, was ich ihnen schuldig, auch alles, worinne ich ihnen verbindlich bin, ich bitte aber auch zu bedencken, daß ich kein Kind mehr bin. Lassen sie es an alle dem Uebel beruhen, das sie mir erwiesen haben, ohne mir vollends das einzige übrige Gut zu entziehen, über welches ich am eifersüchtigsten bin. Zum guten Glück hatte die Herzogin starcke Gesellschaft bey der Abendtafel, zu der sie gehen mußte. Der Graf machte ihr sein Compliment, und gieng zu einigen Personen mit denen er sich zum Spiele sezte. Man sahe der Herzogin den Verdruß an den Augen an, und ihre Tochter, die es merckte, fragte nach der Ursache, sie antwortete, der Graf habe ihr die schuldige Ehrerbietung versagt. Sie verstand anfangs nichts von ihres Gemahls Aufführung, noch warum er mit ihrer Mutter aus dem Tone gesprochen haben müßte.

Der Graf hatte viel gewonnen, und sezte sich mit einer Gemüthsfreyheit zur Tafel, darüber sich

jedermann wunderte. Der Verdruß, der ihn seit seiner Zurückkunft aus Deutschland nicht verlassen hatte, machte anjezo der größten Zufriedenheit Raum. An statt kaltsinnig und rückhältig gegen seine Gemahlin zu seyn, scherzte er mit ihr, über ihre Betrübniß, die er verdrießliche Laune nennete. Er gieng sehr spät mit ihr weg, ohne sich gegen die Herzogin etwas mercken zu lassen, was er mit ihr gesprochen hatte, doch mit dem Vorsatz, nimmermehr wieder einen Fuß über ihre Schwelle zu setzen.

Als er nach Hause kam, sprach er mit der Gräfin, die anfangs nicht sagte, deren Hertz aber heftig beklemt war. Der Zustand konte nicht lange dauren; ein Strom von Thränen öfnete diese besondere Scene. Der Graf erwartete mit Stillschweigen die Ursache einer so lebhaften Bekümmerniß, darzu er ihr keine Gelegenheit gegeben zu haben sich erinnerte. Endlich brach die Gräfin mit der schmertzlichsten Klage über ihr Schicksal los. Diese grausame Person, sagte sie, wird mir das kleine Vergnügen, so ich geniesse, doch allezeit stören! Kaum habe ich mir geschmeichelt, daß ich ihr Hertz, durch meine Zärtlichkeit gerührt habe, so sehe ich auf einmal alle meine Hofnung verloren. Sollten sie mich denn so unglücklich machen? Wenn ich ihnen anfangs einigen Unwillen verursacht habe, so

haben sie mich auch genug dafür gestraft. Seit langer Zeit aber bin ich nur, ihnen gefällig zu seyn bedacht gewesen, sie wissen es selbst, mein Herr.

Man müßte von Marmor seyn, wenn man nicht mitleidig gerührt werden sollte, eine junge, wohlgestalte Frau zu sehen, die in der tiefsten Bekümmerniß versenckt sich aufs zärtlichste über das Unglück beklagt, in welchem sie ihre Zärtlichkeit schmachten läßt. Der Graf war viel zu empfindlich, daß er nicht hätte gerührt werden sollen. Er hatte seiner Gemahlin keinen Vorwurf zu machen, als daß sie ihn nur mit allzu großer Beständigkeit liebte, er nahm ihre Hand und küßte sie. Worüber beschweren sie sich, fragte er sie gantz freundlich? Ist die Neigung, die ich gegen die Frau von Valcy gehabt habe, in meiner Gewalt? Habe ich nicht alle Kräfte angewandt mich derselben zu entschlagen? Wenn sie sich über mich zu beklagen haben, so halten sie sich an ihre Mutter, die mit einer völligen Herrschaft, schwere Sachen von mir erpressen will. Sie hat den verehrungswürdigsten Gegenstand, in Ansehung meiner verfolgt, endlich hat sie uns alle, durch ihre falsche Aufführung unglücklich gemacht. Kurtz, wie vielmal hat man mich betrogen? Ein gantzes Jahr habe ich mich versteckt, ihren Verfolgungen zu entgehen. Sie sind es wahrhaftig nicht, für

die ich fliehe, die Sklaverey ist es, in die man mich zwingen will. Ohne diese, würde ich niemals den Vorsatz gefaßt haben, mich von ihnen zu entfernen. Ihre Tugend, ihre Leutseeligkeit, ihre Beständigkeit würden, ohne Zweifel die Wirkung über mein Hertz hervor gebracht haben, die sie davon gehoft hätten. Ach! Was kan ich denn thun, versezte die Gräfin, welche des Grafen Rede gantz wehmüthig gemacht hatte? Schreiben sie mir nur vor, wie ich mich aufführen soll, ich will nicht davon abgehen. Soll ich der Freundschaft meiner Mutter entsagen? Soll ich tief ins Land hinein gehen, mich von aller Gesellschaft entfernen? Ich bin bereit ihnen alles aufzuopfern, woferne ich ihnen nur gefallen kan, so soll mir nichts zu schwer seyn. Des Grafen Gemüth war allzu zärtlich, einer so großen Liebe eine kleine Gefälligkeit zu verweigern. Bey seinem Alter haben die Sinnen allzu starcken Antheil an den Bewegungen des Hertzens, daß sich also die Gräfin in den Zeichen der Sinnlichkeit ihres Gemahls abermal betrog. Sie hielt dasjenige für eine adlige Gegenliebe, was doch nur eine angenehme Bewegung, und eine Wirkung der mit der Frau von Valey erfüllten Einbildung war. Die Gräfin fande darinne Ursachen, glücklich zu seyn, sie glaubte, daß sie geliebt würde, und den Triumph über ihre Mitbuhlerin erhalten hätte. Ihr Gemahl bat

sie, ruhig zu bleiben, er würde allezeit gegen sie sorgfältig seyn, und sie sollte ihn jederzeit eifrig finden, ihr Glück in Dingen zu befördern, welche auf ihn ankommen würden. Diese, obgleich ziemlich weitschweifige Versicherungen waren kräftig genug, der Gräfin Unruhe zu besänftigen, und sie zum Entschluß zu bringen, ins künftige alles zu vermeiden, was dem Grafen zu wider scheinen könte. Bey dieser Aufführung befand sie sich so wohl, daß sie solche beständig zu beobachten den Vorsatz faßte.

Des Grafen Ungedult trieb ihn an, sehr früh aufzustehen, damit er sich an dem Ort finden ließ, den ihn die Frau Dümont zum Gespräch angewiesen hatte. Diese Dame wollte beym Kohlmarckt in eben dem Kloster sich finden lassen, wo sie vormals mit ihrem Gemahl zu sammen kam. Eben der Mönch sollte auch ein Gespräch erleichtern, welches die Frau von Valcy mit dem Grafen von Marsevil versöhnen sollte. Der Graf war schon eine Stunde vorher da, als die Frau Dümont ankam. Das Gespräch währete lange. Alles ward umständlich erläutert. Die Frau Dümont sahe nunm hro deutlich, daß die Herzogin sich des Umstandes der lächerlichen Vermählung der Frau von Valcy mit ihrem Vater bedient hatte, ihren Schwiegersohn mit dieser Dame zu veruneinigen. Er erzitterte

bey der Erzählung, was zu Saint-Pere vorgegangen war. Bey jedem Worte knirschte er mit den Zähnen. Sein Zorn gegen die Herzogin war der Verbitterung gleich, die er gegen den Abt von Ligny empfand. Es war ihm lieb, als die Frau Dümont versicherte, daß weder die Marquise von Marsevil, noch seine Gemahlin an dieser verwünschten Begebenheit Theil hatten. Er bat sie sehr inständig, sie möchte sich das Geschäft seines Herzens angelegen seyn lassen, und die Frau von Valcy bewegen, daß sie ihm eine Unterredung mit ihr nur auf einige Augenblicke erlaubte. Sie versprach nicht mehr, als daß sie ihrer Freundin das mit ihm gehaltene Gespräch treulich berichten wollte.

Während der Zeit sie in aller Zuversicht im Sprachzimmer der Ordensleute, mit einander redeten, gab man im Kloster auf sie Achtung. Der Abt von Ligny, der gesehen hatte, daß der Graf so früh ausgieng, fiel gleich auf den Argwohn, er würde mit seiner Nichte eine Zusammenkunft haben. Dieses aus zu forschen, folgte er dem Grafen von weitem, gieng in das Kloster durch die Sacristey, wo ihn niemand merckte, als der Geistliche, den er um Erlaubniß bat, sich im Kloster um zu sehen, er kam an das Sprachzimmer, wo die Frau Dümont mit dem Grafen sich unterredete. Er kannte

diese Dame nicht, und wunderte sich über diese Erscheinung nicht wenig. Da sie sehr artig war, und sich mit groser Vorsicht verbarg, der Graf auch mit ihr sehr vertraulich sprach, zweifelte er nicht, er hätte seinen Gegenstand verändert, und die Person, die er sahe, würde seiner Nichte Stelle bey ihm nunmehr vertreten. In dieser Meynung verließ er das Kloster, und gieng zur Herzogin, welcher er die neue Entdeckung offenbarete. Die Herzogin konte sich schwerlich einbilden, daß ihr Schwiegersohn sich entschlossen haben sollte seine Buhlerin zu verändern, nachdem er für die Frau von Valery so viele Ausschweiffungen begangen hätte. Daran dachte sie nicht, daß eine Freundin, der Frau von Valery, an ihre statt gekommen seyn könnte, sie hielt daher den Grafen für einen Freigeist, der seine Gemahlin nimmermehr lieben würde. Sie entschloß sich solches der Marquise von Marsevil zu klagen, für ihrer Tochter aber den neuen Liebeshandel zu verbergen.

Der Abt, wie man wohl gesehen hat, suchte nur Gelegenheit, sich an dem Grafen von Marsevil zu rächen. Er traf den Herrn von Tarol an, dem er diese Entdeckung erzehlte, und ihm rieth, sich derselben zu bedienen, und seiner Nichte die noch gegen den Grafen hegende Empfindungen, aus dem

Sinn zu bringen. Der Herr von Tarol ergrif diesen Umstand mit grosem Eiffer, that bey der Erzehlung, der Begebenheit einer Zusammenkunft des Grafen mit einem artigen Frauenzimmer, vor dem Sprachgitter eines Klosters beym Kohlmarckt, sehr geheimniß voll. Bey der umständlichen Erzehlung dieser Geschichte, sahen die beyden Damen einander nicht ohne große Bestürtzung an.

Die Frau von Vaury, welche man in die Vertraulichkeit nicht gezogen hatte, weil man ihre Ernsthafftigkeit scheuete, sagte alles, was ihr die Sittenlehre von der Leichtsinnigkeit junger Herren in den Sinn gab. Man fragte den Herrn von Tarol, woher er alle diese Umstände erfahren hätte. Er antwortete mit grossem Geheimniße, daß er es gewiß wüßte, er wollte aber keine Person nennen. Nichts konte der Frau von Valcy und ihrer Vertrauten lustiger vorkommen, als diese Erzehlung. Ihre Lustigkeit betrog auch den Herrn von Tarol, der glaubte, die Frau von Valcy wär nun völlig von der Liebe gegen den Grafen befreyt, weil sie die Gewißheit seiner Veränderung mit so großer Gleichgültigkeit angenommen hatte. Er eilete mit der Herzogin davon zu sprechen, die nunmehro gewiß glaubte, sie habe sich mit Unrecht beunruhigt, da sie die Frau von Valcy in der Opera gesehen hatte.

Die Frau von Baury wußte nicht, was sie glauben sollte, sie war von der Begebenheit ganz irre gemacht, ob sie gleich nicht begreifen konte, daß die Frau von Valcy von dem Grafen von Marsevil völlig entledigt seyn sollte. Sie blieb lange Zeit in diesem Irrthum. Es geschahe auf Einrathen der Frau Dümont, daß die Frau von Valcy diese Zurückhaltung gegen ihre Freundin hegte. Sie war eifersüchtig über die Vertraulichkeit und zeigte ihr, daß bey der Gelegenheit die Geheimhaltung nothwendig wär. Die Frau von Valcy fand den Rath desto eher für gut, weil sie die Frau von Baury schon einmal betrogen hatte, und sie daher eine neue Untreu befürchtete. Man muß mit seinen Freunden niemals unrecht verfahren, denn Mistrauen und Neid wenden alles zum Vortheil an. Hätte die Frau von Baury nicht den Absichten des Abts von Ligny gefolgt, so würde die Frau von Valcy gewiß in das Geheimniß nicht gewilligt haben, welches der Freundschaft zu wider schien.

Alles schien dem Verlangen des Grafen günstig zu seyn. Er fande seine Geliebte treu und zärtlich wieder. Seine Familie ließ ihm in aller Freyheit, seine Gemahlin zeigte keine Eifersucht, nichts schien seine Ruhe zu stören. Ist aber die Liebe wohl jemals in Ruhe geblieben? Es gefällt ihr in der

Wirckſamkeit, jemehr ſie beſitzt, jemehr ſie haben will. Der Graf betete die Frau von Valcy an, er ward aufs zärtlichſte geliebt. Er wollte ſie ſprechen, an ſie ſchreiben, er hatte nicht Friede, bis die Frau Dümont, die öfters an eben dem Orte mit ihm redete, wo ſie ihn zu vor geſprochen hatte, ſeinen Abſichten zu ſtatten kam. Man hat wohl geſehen, daß ſie von der Tugend mit der Frau von Valcy nicht gleiche Gedancken hegte. Anſtatt ſie von der Zuſammenkunft mit dem Grafen abzuhalten, reizete ſie ſolche vielmehr, ihren Liebhaber an eben dem Orte unvermuthet zu überraſcheln. Das war ein kühnes Unternehmen. Sie konte jemanden begegnen, der ſie kennete, und den glücklichen Irrthum, den man von des Grafen Unbeſtand hatte, zerſtörte. Jedoch durch das Anliegen der Frau Dümont überwunden, oder vielmehr durch ihre Neigung angetrieben, begab ſie ſich mit derſelben nach dem Kloſter am Kohlmarckt. Man muß mit eben der Stärcke geliebt haben, wie der Graf von Marſevil, wenn man ſich ſeine Freude bey dem Anblick der Frau von Valcy vorſtellen will. Weder die Gegenwart der Frau Dümont, noch des Geiſtlichen der ſie begleitete hielte ihn in ſeinen Ausſchweifungen zurück. Er genoß die ſüſſeſten Augenblicke in ihrer Gegenwart, bey welcher die Frau Dümont eine lächerliche Perſon ſpielen mußte. Anfangs ſchien ſie ſich

mit des Grafen seltsamen Bezeugen die Zeit zu vertreiben, bald darauf ward sie dessen überdrüßig, und erinnerte sie an das Scheiden. Der Geistliche kam auch und meldete, daß es Zeit sey, das Sprachzimmer zu verlassen. Als der Graf heraus nach seiner Fuhre gieng, kam ihm der Abt von Ligny gerade entgegen, der ihn mit Lachen grüßte. Er veränderte aber das Gesicht gar bald, da er die beyden Frauenzimmer sahe, die heraus gehen wollten, ihn aber zu meiden schienen. Seine Verwunderung ließ ihm nicht mehr Zeit, als nur zu sagen: Was! sind sie es? Und nicht die Madame, indem er auf die Frau Dümont wieß, die der Graf hier sucht? Die Frau von Valcy ließ ihm nicht Zeit mehr zu sagen, sie gieng nach dem Miethwagen, der sie hingeführt hatte.

Ihr Thun war in der That nichts mehr, als eine Unbedachtsamkeit, der Ort und die Zeugen gaben die Unschuld ihrer Absichten zu erkennen, und ohne Antrieb der Frau Dümont würde sie sich nicht darzu entschlossen haben. Gleich wohl gab diese kleine Begebenheit eine Entscheidung ihres Schicksals, es war das Vorspiel zu vielen mehr bedeutenden Vorfällen. Der Graf von Marsevil blieb einige Schritte davon stehen, zu sehen, ob die Frau von Valcy von ihrem Dückel etwan möchte gescholten werden,

da er sie aber auf ihren Wagen steigen sahe, wollte er zum Abt gehen, und ihn durch Versprechen, oder Drohen verhindern, den Vorgang kund zu machen. Dieser Abt aber, der sich für ihn fürchtete, seine Heftigkeit auch wohl kante, die er mehr, als einmal erfahren hatte, lief geschwind ins Kloster, und mochte, allem Ansehen nach, eine Zelle gefunden haben, darein er sich verschlossen hatte, denn der Graf war des Wartens und Nachfragens müde, und fuhr sehr beunruhigt zurück, wie die Sache ablaufen möchte.

Die Frau von Valcy kam sehr betrübt nach Hause, indem sie das Wetter, so über sie kommen würde, schon voraus sahe. Die Frau Dümont wollte gantz verzweifeln, suchte aber doch der Frau von Valcy einen Muth einzusprechen, den sie selbst nicht hatte. Sie erkannte gar bald, daß das Beginnen, darzu sie der Frau von Valcy gerathen hatte sehr unüberlegt war. Den Tag darnach kam der Herr von Tarol wie er gewohnt war. Er machte ein sehr ernsthaft und tiefsinniges Gesicht, sprach mit der Frau Dümont ziemlich stoltz und nicht sonderlich bescheiden, welches diese Dame wohl merckte, und empfindlich darüber ward. Jedoch sagte er nichts, woraus man schliessen konte, daß er etwas von der gestrigen Begebenheit wüste. Gegen die

Frau von Baury aber bezeugte er weit mehr Freundschafft, und sagte zur Frau von Valcy, er hätte Sachen von Wichtigkeit mit ihr abzuhandeln, er wollte morgen bey guter Zeit wieder kommen, mit ihr allein zu sprechen.

Die Frau Dümont merckte gleich, worauf die Sache ankam, und daß sie das Opfer von der Behutsamkeit des Herrn von Tarol würde seyn müssen, weil sie auch kein schäles Gesicht erwarten wollte, kündigte sie an, daß sie Briefe von der Priorin, zu B*** erhalten hätte, und in wenig Tagen nach dem Kloster zurück gehen würde. Der Herr von Tarol versetzte, sie thät auch sehr wohl, eine Frau, deren Gemahl abwesend sey, müße nicht in der Welt leben. Der Ton und die Rede des Herrn von Tarol gaben wohl zu verstehen, was er mit der Frau von Valcy zu sprechen hatte, und ließ sie zum voraus mercken, daß er wichtige Opfer von ihr fordern würde.

Er kam auch würcklich den andern Tag, bey früher Zeit, sprach aus einem verstellten hohen Tone, mit einem väterlichen Ansehen, welches er sich gegen die Frau von Valcy heraus nahm. Ich habe allezeit gedacht, sagte er, daß die Frau von Dümont eine gefährliche Gesellschafft für sie sey,

meine

meine liebe Tochter. Ich kenne ihre Tugend, allein die Gemeinschafft mit dergleichen Leuten ist um so viel gefährlicher, weil sie sich durch Gefälligkeiten in ein Hertz schleichen, das wider ihre Einflößungen nicht auf seiner Huth ist. Diese Person ist verbuhlt gewesen, ich müßte mich denn sehr betriegen. Es entfahren ihr Einfälle, die zwar von einem angenehmen Witz zeugen, zugleich aber auch eine unordentliche Aufführung verrathen. Ich verlange ihr Verfahren gegen den Grafen von Marsevil gar nicht zu tadeln, ich weiß alles, und bin gewiß versichert, wär die Frau Dümont nicht gewesen, so würden sie nimmermehr eine Zusammenkunft mit einem Herrn gewagt haben, deßen Verbindungen, ihnen, darauf zu dencken nicht gestatten. Die Eigenschafft eines Vaters giebt mir ein Recht über ihnen, und ich werde nimmermehr etwas gestatten, das ihren guten Ruf und meine Ehre schmälern sollte. Sie wissen, daß ich aus Verdacht, ihre Mutter verlassen habe, und daß mich nichts, sie wieder zu sehen, hat bewegen können; Urtheilen sie also meine Tochter, ob ich ihnen eine zärtliche Gemeinschafft mit einem vermählten Herrn erlauben kan, der ihr Gemahl nicht werden kan? Ich hoffe, sie werden es nicht dazu kommen lassen, daß ich mein Ansehen mit Nachdruck gebrauchen darf, und daß sie sich der Frau ent-

schlagen, die ihnen nur sehr böse Rathschläge giebt.

Die Frau von Valcy befande sich in einem ganz neuen Zustande. Man durfte nicht mehr mit Standhaftigkeit sprechen, und nach Gefallen thun, was man wollte. Man forderte das größte Opfer, und dieses forderte ein Vater. Man sollte sich zu gleicher Zeit von einer eifrigen Freundin, und von einem Geliebten scheiden, für den man sein Leben gelassen haben würde. In dieser Bestürtzung blieb sie stumm und verwirrt, sie wußte nicht, was sie in der Verwirrung der Gedancken, die sie auf einmal beschäftigten, antworten sollte. Indeßen glaubte sie doch, daß sie die Frau Dümont, in gewißen Stücken rechtfertigen müßte. Sie irren sich, mein Herr, sagte sie an der Frau Dümont. Sie ist diejenige niemals gewesen, die sie so verdächtig halten. Sie hat mir alle ihre Fehler bekant. Ich versichere sie, daß sie so viel Unglück erlitten, daß man ein gütiges Mitleiden mit ihr haben muß, und in ihren Unglücksfällen selbst hatte sie ihre Tugend erhalten. Haben sie bey ihr einige nachtheilige Einfälle verspürt, so muß man solche der übeln Auferziehung, nicht aber der Verderbnis ihres Hertzens zu schreiben. So viel mich betrift, hat sie mir niemals böses gerathen, und wenn ihnen in

meinem Verfahren etwas mißfällig gewesen, so ist solches aus meiner eigenen Bewegung und ohne alle übele Absicht geschehen. War sie aber nicht, versetzte der Herr von Tarol, diejenige, welche mit dem Grafen von Marsevil am Kohlmarckte gesprochen, und die Ursache zu dem Irrthum gegeben hat, welchen jederman glaubte, daß der Graf eine Buhlerin hielt? Ich bekenne es, erwiederte die Frau von Valcy, daß sie verschiedene mal mit dem Grafen * * * Wie nennen sie dieses Gefälligkeit, fragte der Herr von Tarol? Ich weiß nicht, erwiederte die Frau von Valcy, was sie darinne unrechtes finden. Ich konte dem Grafen selbst keine Erklärung geben, und mit ihm zu sprechen es wagen, ohne gesehen zu werden. Aber kurtz, ich fragte nicht, versetzte der Herr von Tarol, was sie so viel mit ihm zu sprechen hatten, das sind vertrauliche Sachen. Ich bitte sie nur, alle Gemeinschaft mit ihm abzubrechen, und mit einer Frau, die mir verdächtig ist, keinen Umgang mehr zu haben. Dieses ist es, was ich ihnen habe melden wollen. Die Herzogin von Saint Pere, welche ihnen ihre Hochachtung wieder zugewandt hatte, weiß die neuen Ausschweiffungen ihres Schwiegersohns, und ihr unbedachtsames Betragen, sie hat mich gebeten, den Verwirrungen zu steuren, die sie seit langer Zeit in der Familie angerichtet haben. Ich sehe

die Sache, als ein Ehrengeschäft an. Nöthigen sie mich nicht, ich bitte sie, Ansehen und Gewalt zu gebrauchen. Es würde mich in die äußerste Bekränckung setzen, aber ich kan nicht anders. Ich überlasse ihrem Verstande die Freyheit ihrer Aufführung, wie sie es vor gut befinden. Ich gebe ihnen Zeit, zu ihrer nöthigen Einrichtung, doch erwarte ich von ihnen diese Befriedigung. Er verließ sie hierauf, um zu der Frau von Baury zu gehen.

Die Frau von Valcy fand ihre Freundin, zu der sie sich begab, in großer Betrübnis. Sie meynte sie müßte ihr aufrichtig sagen, was der Herr von Tarol von ihr verlangte. Dieses Geständniß machte sie bekümmert, sie schob aber alles auf ihres Vaters verdrießlichen Sinn, der sich einbildete, als ob sie ihrer Paßion gegen den Grafen schmeichelte. Sie suchen die Sache zu bemänteln, sagte die Frau Dümont, dafür ich ihnen dancke, ich bin aber versichert, er sieht mich unter solchen Farben an, die mir nicht zu kommen. Die Freundschaft, so ich gegen sie trage hat mich angetrieben, ihnen Dienste zu leisten, dadurch ich des Herrn von Tarol Verdacht auf mich zu laden nicht geglaubt hätte. Mit der Zeit wird er gantz andere Meynung von mir fassen lernen, damit ich aber an

seiner verdrießlichen Laune nicht weiter Ursache seyn möge, will ich in etlichen Tagen den Weg wieder nach dem Kloster nehmen. Wie beklage ich sie aber, meine liebe Freundin! Sie werden tyrannisch beherrscht werden, und ich weiß, daß sie viel zu holdseelig sind, als daß sie sich der Sklaverey entziehen dürfen. Ach! glauben sie das nicht, erwiederte die Frau von Valcy, ich werde nicht lange zu Paris bleiben. Wenn ich meinem Vater in dem, was er von mir verlangt, zu frieden stelle, so muß er mir auch erlauben, nach meinem stillen und angenehmen Leben, das ich zu B... geführt habe, wieder zurück zu kehren. Ich will indessen an sie schreiben, und das Vergnügen erwarten, sie wieder zu sehen. Nein, sezte sie darzu, indem sie dieselbe umarmte, nein, ich werde die Dienste nimmermehr vergessen, die ich von ihrer Freundschaft erhalten habe. Nur noch um einen bitte ich sie, der auch ausser Zweifel, der lezte seyn dürfte. Sprechen sie mit dem Grafen von Marsevil, sagen sie ihm alles, was man von mir fordert, fügen sie diesem noch alles bey, was ihnen ihre Einsicht zu erkennen giebt. Ach! wenn mir erlaubt wär, eine glückichere Zeit zu hoffen, wie gerne wollte ich mein Vergnügen mit ihnen theilen. Sie kennen mein Herz, ich hab es ihnen völlig entdeckt, urtheilen sie von meinem Zustande, und ob ich zu be-

klagen bin. Die Frau Dümont versprach ihr, nach allem Vermögen zu dienen, und ihr öfters zu schreiben. Sie redeten auch miteinander ab, daß sie ihre Briefe an die Cecilie über machen sollte. Wir wollen uns wieder zum Grafen von Marsevil wenden.

Er kam wieder zurück mit den seltsamesten Entschliessungen, die er wieder den Abt von Ligny gefaßt hatte. Denn er zweifelte nicht, daß er über alles Böse, so er ihm angethan hatte, ihm auch noch den Verdruß erweisen würde, seiner Familie, was vorgegangen sey, also fort zu hinterbringen. Den gantzen Tag über war er in tiefen Gedancken. Seine Gemahlin, die auf sein geringstes Thun sehr aufmerckſam war, fragte ihn, ob er sich nicht wohl befänd. Ach ja, sagte er, es liegt mir nur etwas im Kopfe, das mich besorgt macht, so bald es aber wird zu Stande gebracht seyn, wollen wir aufs Land gehen. Die Frau von Marsevil ließ sich das gefallen, und fragte nicht weiter. Allein da der Graf die Herzogin zu seiner Mutter kommen sahe, ersuchte er seine Gemahlin, mit ihm aus zufahren, die ihm auch mit aller Gefälligkeit folgte, daß also die Herzogin Zeit genug hatte, sich mit der Marquise von ihres Sohnes neuerlichen Unordnungen zu unterhalten.

Die Sache war bedencklich. Die Marquise wußte aus Erfahrung, daß sich ihr Sohn so leicht nicht lencken ließ. Warum beruhigen sie sich doch nicht, sagte sie zur Herzogin? Sie wissen, was sie meiner Schwiegertochter für Verdruß erweckt haben, da sie dieselbe glücklich machen wollten. Sie ist mit ihrem Gemahl zu frieden, ich sehe, daß sie beyde in gröβter Einigkeit leben, es ist also gantz unnützlich, neue Bewegungen zu machen, die sie vielleicht nur wieder zu veruneinigen dienen würden. Die Herzogin meynte, man müßte es ihrer Tochter nicht verheelen, daß ihr Eydam die Frau von Valcy gesprochen hätte, und noch eben so sehr verliebt in sie war, und die Fortsetzung der Gemeinschaf verhindern, welche über kurtz oder lang seine Gemahlin zur Verzweiflung bringen würde.

Die Marquise besaß die wahre Frömmigkeit, die kein äusserliches Geräusche macht, deren Handlungen in der Stille geschehen, welches eigentlich Tugend, Uebung heißt. Um anderer Leute Thun bekümmerte sie sich wenig, viele Dinge, die sie nicht angiengen, waren ihr gleichgültig. Man sollte sagen, daß ausser ihrem Hauß Angelegenheiten, sie an demjenigen, was in der Welt vorgieng, wenig Antheil nahm. Diese wohlgezogene Art kam von ihrem sittsamen Leben her, das sie stets geführt hatte,

und

und von der ungemeinen Liebe die sie gegen ihre Kinder hegte. Der Graf von Marsevil, als das älteste, war der liebste Gegenstand ihres Hertzens. Sie liebte aber auch ihre Tochter sehr zärtlich, die sie gar bey Zeiten zur Absonderung gewöhnt hatte. Gemeiniglich bleiben die Töchter nicht im Hause, sie sind zur Vermählung, oder zum Kloster bestimt. Wir werden von dem Fräulein von Marsevil in folgenden zu reden, Gelegenheit finden.

Die Marquise von Marsevil, so immer kaltsinnig, zurückhaltend, und verschwiegen war, hatte der Herzogin heftiges Verfahren niemals gebilligt. Sie wußte nichts davon, daß die Frau von Valcy in ihrem neuen Gemahl ihren Vater wieder angetroffen hatte, und daß sie mit dem Herrn von Tarol nicht vermählt war. Sie wunderte sich sehr, daß, da sie von einer starcken Paßion gegen ihren Sohn beherrscht war, sie sich hätte entschliessen können, aus freyem Willen sich mit einem Mann von dem Alter des Herrn von Tarol zu vermählen, und mit ihrem Gemahl in einer abgelegenen Provintz zu leben. Die Herzogin hatte ihr das Geheimniß, an dem sie den meisten Theil hatte, nicht entdecken dürfen. Sie ließ sie also immer in dem Irrthum, daß der Herr von Tarol der Frau von Valcy Gemahl nicht aber ihr Vater wär. Der Graf hatte auch, sei-

nes Orts gethan, als wenn er von nichts wüßte, was die Frau von Valcy angieng, aus Besorgniß, ihr abermals Verdruß zu machen. Mithin kam die Marquise von Marsevil aus einer Bestürzung in die andere, wie sie von ihrem Sohne die Erläuterung des ganzen Handels erhielt.

Endlich nahm die Herzogin wieder Abschied, und ließ, nach dem Verlangen der Frau von Marsevi die Sachen beruhen, wie sie waren, wollte auch weiter nicht Leute veruneinigen, welche die Zeit und Schwierigkeit einander zusprechen, schon genugsam von einander trennete. Indessen entschloß sich doch die Marquise ihrem Sohne eine klügere und bescheidenere Aufführung anzurathen, und ihm zu melden, daß die Herzogin von allem seinem Verfahren Wissenschaft hätte. Er kam mit seiner Gemahlin spät zurück, sie ließ es also bis den andern Tag anstehen, mit ihm zu reden. Da aber der Graf einen Brief erhielt, gieng er sehr früh an den Ort, dahin man ihn beschied. Das war die Frau Dümont, welche, weil sie es ihrer Freundin versprochen hatte, noch vor ihrer Abreise nach B... dem Grafen von allem Nachricht ertheilte, was zwischen dem Herrn von Tarol und ihr vorgegangen war. Diese Zeitung sezte ihn in die größte Kümmerniß, und machte ihn wüthend wieder den

Abt von Ligny, dem er alle sein Unglück Schuld gab.

Als er zurück kam, vernahm er, daß seine Frau Mutter nach ihm gefragt hätte. Er gieng nach ihrem Zimmer. Die Herzogin, sagte sie zu ihm, beklagt sie wieder vom neuen über euch. Sie giebt vor, man habe euch über einer Zusammenkunft mit der Frau von Tarol angetroffen. Mit wem, sagen sie, erwiederte der Graf? Sind sie in dem Irrthum? Die Frau von Valey hat weder ihren Nahmen noch ihren Stand verändert. Was! versetzte die Marquise, hat sie sich nicht zu Saint-Pere mit dem Herrn von Tarol vermählt? Wie der Graf sahe, daß seine Mutter gantz aufrichtig redete, erzählte er ihr den gantzen Verlauf, des gottlosen Streichs, den der Abt von Ligny und die Herzogin zu Saint-Pere gespielt hatten. Die Frau von Marsevil saß eine Weile im Nachdencken, sie erinnerte sich der Umstände, die ihres Sohnes Erzählung bestärckten. Was! fragte sie ihn, ist der Herr von Tarol, der Herr von Terville, der vor zwanzig Jahren sich mit dem Fräulein von Premür vermählt hat? Eben der ist es, antwortete der Graf, und anjezo ist er mit der Herzogin wircklich einig, seine Tochter zu verfolgen, und mir die gröste Bekränkung zu machen, indem sie mir die

einzige Zufriedenheit rauben, die ich verlange, an die Frau von Valcy zu schreiben, und sie zuweilen zu besuchen. Die Marquise ward von dem Kummer ihres Sohnes sehr gerührt, und anstatt, ihm, wie vormals unnützliche Vorstellungen zu thun, trö-stete sie ihn, versprach auch, mit der Herzogin zu brechen, wenn sie darauf beständ, eine Frau, ohne Ursache und Recht zu verfolgen, die sie hoch achtete, und nunmehr beklagte. Nachdem sie ihn versicherte, daß seine Gemahlin von alle dem, was er ihr gesagt hatte, nichts wüßte, rieth sie ihm, er möchte mit ihr in gutem Verständniß leben, sie stellete ihm ihre Tugenden vor, ihre Zärtlichkeit und ihre Beständigkeit, als solche Eigenschaften, die sie ihm sehr beliebt machen müßten. Er mußte alles dieses zu gestehen, versprach auch, er würde für sie alle Hochachtung hegen, es käm aber auf ihn nicht an, wenn ihre Glückseeligkeit nicht dauerhaft bliebe. Die Besorgniß, daß die Herzogin nochmals seine Ruhe stören möchte, machte, daß er seine Aufführung änderte. Kaum verstattete er seiner Gemahlin, ihre Mutter zu besuchen, und indem er ihr immer neuen Zeitvertreib verschafte, brachte er sie völlig zur Unterlassung ihrer Schuldigkeit. Die Herzogin hatte zu viel Verstand, daß sie die Ursachen nicht hätte mercken sollen, die ihrem Schwiegersohne zu dieser Aufführung antrieben. Weil aber ihre Toch-

ter gantz zufrieden schien, so wollte sie ihn weiter auch nicht verdrießlich machen, sondern die Gelegenheit sich wegen der schlechten Ehrerbietung gegen sie zu rächen, erwarten. Sie ließ schon ihre Rache darinne sehen, daß sie den Abt von Ligny zu sich ins Haus nahm, den die Marquise nicht mehr vor Augen sehen wollte, seit dem ihr der Graf seine gottlosen Händel zu wissen gethan hatte. Sie machte ihm einen Jahrgehalt aus, und schickte ihm die Verschreibung darüber zu. Dem Grafen gefiel seiner Mutter Betragen überaus wohl, und weil er der Herzogin Gegenwart scheuete, gieng er nach Hofe, von da aber nach Marsevil, wo seine Gemahlin und Mutter zu ihm kamen.

Die Frau von Valcy, lag, ihrer Seits dem Herrn von Tarol gar sehr an, eine Reise nach Premür zu thun, daß er sich auch entschloß, sie dahin zu begleiten, und eine Zeitlang daselbst zu bleiben. Hier sahe er aber nicht ohne Seufzen den Ort, der ihn an die schmertzlichste Begebenheit seines Lebens erinnerte. Die Frau von Baury hatte ihnen dahin Gesellschaft geleistet, und wie ihr die gantze Geschichte der Frau von Terville nicht unbekant war, so gab diese ihnen Gelegenheit öfters miteinander davon zu schwätzen. Es schien, als ob die Frau von Valcy ihre Heiterkeit wieder erhielt, ins

dem sie das Schloß und die Gärten zu Premür durchstrich, wo der Graf so lange gewohnt hatte. Sie erhielt von seinem Betragen durch die Frau Dümont Nachricht. Sie vernahm, daß er öfters ins Kloster gekommen sey, und mit ihr lange gesprochen hatte, daß die Marquise von Marsevil anfieng, von ihren falschen Vorurtheilen, die man ihr, von ihrer übeln Aufführung bey gebracht hatte, gantz abzustehen. Dieser leztere Punkt machte der Frau von Balcy ungemeine Freude. Ihr gröste Bekümmerniß war von der Zeit, der Händel des Grafen mit dem Ritter von B... da sie wußte, daß ihr die Marquise von Marsevil alles Unglück ihres Sohnes Schnld gegeben hatte. Sie trug gegen diese Dame eine so hertzliche Neigung, als sie jemals gegen eine Person ihres Geschlechts empfunden hatte. Mit großem Vergnügen stellete sie sich vor, daß sich in ihrem Character mit ihr viel Aehnlichkeit fände, überdem allem konte ihr die Mutter des Grafen von Marsevil nicht anders als sehr lieb seyn. Der Graf hatte die Frau Dümont zu seiner Vertrauten angenommen, er kam öfters ins Kloster. Das lustige Wesen dieser Dame, ihr artiger Witz, ihre Gefälligkeit, seiner Paßion zu schmeicheln hatten sie ihm gantz unentbehrlich gemacht. Die Frau von Balcy wußte nicht, daß der Graf so fleißig ins Kloster kam. Vielleicht hätte

ihr diese Bekantschaft Unruhe verursacht. Die Frau Dümont war zwar nicht so jung, als sie, allein sie war auch so spröde nicht, daß ihre Leichtsinnigkeit einen jungen Herrn von seinem Alter nicht hätte reitzen sollen. Wiewohl, sie würde Unrecht, sich zu beunruhigen, gehabt haben. Sein Hertz konte keine andere, als sie lieben. Mit der Frau Dümont aber war es eine gantz andere Sache, nichts konte sie wider eine neue Paßion schützen, als die Freundschaft, welche aber für ein Hertz, das alle Eindrückung anzunehmen gewohnt ist, nur eine schwache Hinderniß zu seyn pflegt. Die Vernunft, die Pflicht, das Vertrauen waren nicht vermögend, sie gegen eine Neigung zu verwahren, welche sich unter den Schatten des Vertrauens, so der Graf in sie sezte, bey ihr einschlich. Sie glaubte anfangs, sie nähme sich nur zum Dienste der Frau von Valcy bey diesem Liebhaber an, allein bald darauf merckte sie, das ihr der Vortheil der Frau von Valcy so gar angelegen nicht mehr war. Es war ihr eine Lust, wenn sie den Grafen von seiner Liebe reden hörte, und wenn er keinen Gegenstand nennete, so täuschete sie ihre lebhafte Einbildung, daß sie öfters sich bey seinen Blicken einbildete, sie würde geliebt, und alles was der Graf von der Frau von Valcy meynete, das gieng nur auf sie. Dieses Betragen, war nun nicht fähig, sie gegen einen Gift zu ver-

wahren, der sich in ihre Adern zusencken anfieng, und ihr tausenderley Uebels zuziehen konte. Wenn man der Frau Dümont mit einiger Aufmerckſamkeit nach gegangen iſt, ſo wird man geſehen haben, daß ſie mehr zur Schwachheit, als Verrätherey geneigt war, und daß ſie eher den Grafen gegen ſich zu reitzen, als ihrer Freundin aus Vorſatz, oder Buhlerey ihm abſpenſtig zu machen geſucht hat. Ich wiederhole es aber noch einmal, weil ſie ſich niemals keinen Zwang angethan hatte, ſo war ihr Hertzenstrieb ihr Geſetz, welches die Heftigkeit ihrer Gemüthsart nicht überwinden konte. Wir werden im ſechſten Theile dieſer Nachrichten ſehen, was dieſe, der Vernunft ſo wenig gemäße Empfindung für Folgen nach ſich gezogen hat, und wie wenig ein Frauenzimmer insgemein auf die Freundſchaft ihres Geſchlechts bauen darf, wenn es große Vortheile anbetrift.

Ende des fünften Theils.

Geschichte
des Fräuleins von Terville.

Sechster Theil.

Des Grafen von Marsevil öftere Besuche des Klosters zu B... brachte seine Familie gar bald in Unruhe, und der Abt von Ligny, der von seines Nächsten Aufführung immer übels dachte, glaubte, daß der Graf seinen Gegenstand geändert hätte, daß er durch die Hindernisse, so er in der Gemeinschaft mit der Frau von Valcy gefunden, abgeschreckt, und durch die Reitzungen der Frau Dümont, seiner Neigung zur Buhlerey zu folgen, verführt worden sey. Mithin fand sich diese Dame, durch ihre Unbedachtsamkeit, wieder verunehrt, sie dachte aber nicht eher nach, bis die Sache geschehen

war

war, und wenn der Verdruß auf ihr Verfahren folgte, also ermunterte sich ihre Tugend mit Reue und Leid wieder. Weil sie von Natur zur Liebe geneigt war, und keinen Schutz darwider fand, ließ sie sich gar leicht durch ihren Geschmack hinziehen. So viel den Grafen von Marsevil betraf, dachte er nicht einmal daran, daß sie ihn liebte, noch daß er, durch seine Gemüthsart, diese ausschweifende Paßion verstärcken sollte. Weil sie ihn mit grossem Vergnügen sahe, meynete sie, sie müßte auch seiner geniessen, zumalen, da er ihr durch einen so reizenden Schein angeboten ward. Vielleicht mochte sie sich auch schmeicheln, daß sich der Graf an sie wenden würde, weil er, die Frau von Valcy zu verführen, keine Hofnung fände. Diese Gedancken sind nicht zärtlich, das meiste Frauenzimmer aber pfleget seine Vortheile wohl nach seltsamen Beweggründen abzumessen, das sind aber diejenigen, welche am wenigsten zu verlieren haben, wenn sie sich von ihrer Neigung bethören lassen.

Die Frau von Valcy lebte zu Premür in einer Betrübniß, die ihre Gesundheit angrif. Sie ersuchte den Herrn von Tarol, ihr zu erlauben, wieder ins Kloster unter der Zeit zu gehen, wenn er nach Auvergne reisete, er verweigerte es aber. Jedoch konte er nicht verhindern, daß sie dann und

wann

wann die Frau Dümont daselbst besuchte, ob er ihr gleich gesagt hatte, daß ihm die Gesellschaft dieser Person nicht gefiel. Sie brauchte den Vorwand, der Priorin auf zu warten, welche große Freundschaft gegen sie bezeugte. Sie hatte schon manchen Weg nach B... gethan, ohne dem Grafen von Marsevil zu begegnen. Da sie aber eines Tages auf dem Wege war, fande sie ihn, mit angenehmer Bestürtzung auf dem Wege nach dem Kloster. Er war zu Pferde, seine Neigung trieb ihn auf die Chaise zu zu jagen, zu sehen, was für Frauenzimmer darinne sässe. Seine erste Freude war so lebhaft, daß er, den Kutscher der Frau von Valcy aufzuhalten, bald vom Pferde gestürtzt wär, welche, aus Unruhe und Verwirrung, da sie den Grafen erblickte, den Befehl zum Aufhalten zu geben, nicht vermögend war. Cecilie, die den Herrn von Marsevil erkante, schrie noch dem Kutscher in heftigster Bewegung zu, daß er nicht weiter fahren sollte. Der Graf konte seine Zufriedenheit nur mit halben Worten ausdrücken. Man war eben in der angenehmsten Jahrszeit. Die Frau von Valcy, welche dem Vergnügen, einen so zärtlichen Liebhaber zu sprechen, nicht widerstehen konte, ließ sich von Cecilien bereden, abzüsteigen, und in ein kleines Gehöltze, so nicht weit vom Wege war, zu gehen. Der Graf hob sie aus dem Wagen.

Welche Bewegung, welche Hitze überfiel ihn aber nicht bey der Umarmung eines seinem Hertzen so sehr geliebten Gegenstandes! Wiewohl er in ihrem Gesichte eine Veränderung bemerckte. Er fragte nach der Ursache, die sie ihrer nicht gar zu guten Gesundheit beymaaß. Sie unterredeten sich von ihren angelegensten Sachen. Die Aussöhnung und Vereinigung des Grafen mit seiner Gemahlin, war die einzige Ursache der Betrübniß der Frau von Walcy, sie bekante, daß diese Gedancken sich mit ihrer Zärtlichkeit und mit ihren Zweifeln nicht zusammen reimen lassen wollten. Was hilft uns, sagte sie, eine Zärtlichkeit zu hegen, die uns nur unglücklich machen kan? Bey mir hat sich eine neue Hinderniß, in dem Widerstand meines Vaters hervor gethan. Ich genoß meine Freyheit, und konte mich, ohne Furcht der Empfindung meines Hertzens überlassen. Vorjezo aber tritt die Pflicht den Beweggründen der Beruhigung bey. Lassen sie mich fliehen, fügte sie mit seufzen darzu, und eins, wie das andere Empfindungen mäßigen, die unsere Glückseeligkeit nicht befördern können. Was für Entschliessungen fassen sie, versetzte der Graf sehr lebhaft? Was besorgen sie von einem Menschen, der sie anbetet, der alles gethan hat, sie davon zu überzeugen? Ach! Erlauben sie mir wenigstens aus Mitleiden und Erkentlichkeit, ihnen zu sagen, daß

ich

ich die Hofnung noch allezeit hege, der ihrige zu werden, und nur für sie zu leben. Haben sie mich geliebt, erwiederte die Frau von Valcy, habe ich aber auch nicht mehr gethan, als ich gesollt habe, indem ich ihnen allen Beweiß, den mir die Wohlanständigkeit erlaubet, davon gegeben habe? Was verlangen sie weiter? Daß sie standhaft bleiben, versetzte der Graf mit großer Bewegung, die Zeit abwarten, und in einer Liebe, wie die meinige, glücklichere Umstände hoffen. Kurtz, mir zu erlauben, sie zuweilen zu sprechen, ihnen öfters zu schreiben --- Ey, ja! erwiederte die Frau von Valcy, wenn ich ihnen gleich alles verbieten würde, was sie von mir fordern, so werden sie doch nicht gehorchen, und vielleicht habe ich auch die Stärcke nicht, es ihnen für übel zu halten, wenn sie mir nicht gehorsam sind. Dergleichen Unterredungen, haben immer einerley Folgen. Der von der Glückseeligkeit gantz trunckene Graf von Marsevil, daß er von der liebenswürdigsten Frau geliebt ward, versicherte eine ewige Beständigkeit. Sie wurden einig, einander, durch den Weg der Frau Dümont zu schreiben, welche ihnen bis hieher so wohl gedient hatte.

Des Grafen Vergnügen war zu groß, als daß er sich von der Frau von Valcy so geschwind trennen sollte, er bediente sich der glücklichen Begegnung,

daß er den Tag bey ihr blieb. Sie kamen zur Frau Dümont Misvergnügen an, die über diesen Umstand sehr bestürzt ward. Sie hatte sich, wegen der an der Frau von Valcy verübten Art der Verrätherey, noch nicht besonnen. Sie fühlete indessen doch eine verwirrte Unruhe, die man wohl empfindet, wenn man sich etwas vorzuwerfen hat. Die Bewegung ließ sich in ihrem Gesichte mercken, sie half ihr aber zu dem Vorgeben, daß sie sich nicht wohl befände, und daher in ihrem Zimmer blieb, auch der Frau von Valcy Freyheit ließ, sich einige Zeit mit dem Grafen zu unterhalten. Die Nonnen und Kostgängerinnen aber, welche herbey kamen, verhinderten sie, das ihnen so angenehme Gespräch fort zu setzen.

Zweene Tage darnach erhielt die Frau von Valcy einen Brief von dem Grafen, anfangs war sie nicht willens zu antworten, weil aber einige dunckele Stellen Erklärung erforderten, ward dieser kleine Briefwechsel der Frau Dümont nachtheilig. Der Graf brauchte ihre Unterhandlung nicht weiter, kam also auch nicht ins Kloster. Dieses Aussenbleiben setzte sie in Verzweiflung, und gab ihr zu erkennen, wie wenig sie auf die Erkentlichkeit eines Herrn, der in eine andere verliebt ist, bauen sollte. Es kam ihr eine Reue an, daß sie ihrem

Hertze,

Hertze, ihrer Neigung zu folgen, die Freyheit gelassen, und Hofnung gefaßt hatte, die einen Geschmack stärckte, den die Vernunft gleich im Anfange hätte mäßigen sollen. Indessen faßte sie doch eine noch ziemlich kluge Entschliessung: Sie weigerte sich des Grafen Besuch anzunehmen, der sich erinnert haben mochte, daß sie ihm die größten Dienste geleistet hatte. Er kam öfters, mit ihr zu sprechen, vielleicht aber glaubte er, die Frau von Valcy anzutreffen, oder von ihr zu reden. Er fand sich aber in seiner Hofnung ebenfalls betrogen. Die Frau Dümont ließ ihm melden, sie würde niemanden sprechen. Diese Antwort gab ihm Anlaß zum Nachdencken über seine Aufführung, indem er nach Marsevil zurück gieng. Läugnen konte er nicht, daß er in der Ehrerbietung gegen diese Dame gefehlt hatte. Er sprach mit der Frau von Valcy davon, welche gewiß glaubte, daß die Frau Dümont darüber ungehalten sey.

Da sie in einigen Tagen darnach ins Kloster gieng, die Frau Dümont zu besuchen, fand sie solche über den Besuch ganz bestürtzt. Lieben sie mich nicht mehr, fragte sie dieselbe sehr beweglich? Ich bin noch einerley, versetzte die Frau Dümont, ich muß ihnen aber bekennen, daß ich mit dem Herrn von Marsevil sehr unzufrieden bin. Seine Auffüh-

rung gegen mich ist weder höflich noch erkentlich. Die Frau von Valcy, welche den Grafen nicht entschuldigen wollte, sagte zu ihr, sie müßte ihn, ohne vorher zu hören, nicht verdammen. Was mich betrift, fügte sie darzu, können sie mich, ohne Unbilligkeit, seines Unrechts nicht entgelten lassen, ich habe nichts wider sie begangen. Ich darf mich nicht weiter, versetzte die Frau Dümont, zu Verhandlungen brauchen lassen. Ich habe meine Gefälligkeit gar ernstlich betrachtet, ich finde sie sehr tadelhaft, und klage mich selbst, als eine Störerin der Einigkeit zwoer verehelichten Personen an, die sehr wohl zusammen leben, denn sie wissen, ohne Zweifel, setzte sie darzu, daß der Graf mit seiner Gemahlin sehr einig ist.

Unter diesen Reden schlug die Frau von Valcy die Augen nieder, und schluckte den Gift, den ihr die Frau Dümont reichte, getrost in sich. Ich weiß, antwortete sie ihr mit Seufzen, daß der Graf ein rechtschaffener Herr ist, der seiner Gemahlin alle Hochachtung erweist. Allein, warum erinnern sie mich an den Umstand? Warum haben sie ihre Sprache mit mir verändert? An statt der liebreichen Miene, der zärtlichen Ausdrücke, deren sie sich vormals bedienten, zeigen sie mir Bitterkeit, und bringen mir lauter verdrießliche Erinnerungen in den Sinn.

Es geschieht deswegen, sie zu heilen, antwortete die Frau Dümont, von einer Passion, die sie nur quälet. Ach! Madame, versetzte die Frau von Valcy, das ist die Sprache nicht, die sie vormals brauchten, und es ist in ihnen eine Veränderung vorgegangen, die ich nicht begreife. Die Frau Dümont ward roth, und schwieg stille. Falsch war sie nicht, und wenn ihr die Frau von Valcy ein wenig zu gesprochen hätte, so würde sie gewiß ihre gegen den Grafen hegende Empfindungen entdeckt haben. Weil sie aber sahe, daß sie nicht weiter in sie drang, so hielt sie sich um so viel mehr zurück, und sagte, sie machte sich wircklich ein Gewissen, sich zu einer solchen Verbindung, wie zwischen ihr und dem Grafen sey, gebrauchen zu lassen. So lange er in Deutschland gewesen wär, hätte sie geglaubt, daß sie ihre Vertraute seyn könte, es hätte sich aber alles geändert. Ich sehe es gar wohl, versetzte die Frau von Valcy, und will ich ihnen weiter nicht beschwerlich fallen, von einem Menschen zu reden, den sie hassen, weil er in der Wohlanständigkeit gegen sie gefehlt hat.

Nun reuete es der Frau Dümont, daß sie ihren Verdruß hatte mercken lassen, und sie sahe wohl, daß sie den Grafen nunmehro völlig verloren hätte. Sie suchte zwar ihren Fehler wieder gut zu machen,

allein die Frau von Valcy entschloß sich, die Vertraute zu entbehren, ob es gleich in dem Zustande, darinne sie sich befand, keine so leichte Sache war. Wenn der Herr von Tarol wieder zurück kommen würde, konte sie weder an den Grafen schreiben, noch weniger Briefe von ihm erhalten. Ihre Tugend schrieb ihr ein Gesetz vor, auch diesen Umständen sich zu unterwerfen, und ohne Furcht und Hofnung glücklicher zu werden, verließ sie die Frau Dümont, mit der Versicherung, ihrer beständigen Freundschaft. Nachdem sie einige Kostgängerinnen im Kloster besucht hatte, fuhr sie nach Premür zurück, voller Gedancken über die Reden der Frau Dümont, und über die Mittel, Nachricht von dem Grafen zu erhalten, damit es der Herr von Tarol nicht mercken möchte.

Er sollte bald ankommen, und der Graf wollte sich seiner Abwesenheit noch bedienen, die Frau von Valcy zu sprechen, damit er es nicht wissen sollte. Ob sie ihm gleich verboten hatte nach Premür zu kommen, nahm sie doch immer ihre Spaziergänge nach der Seite, wo der Graf herkommen mußte. Es mag nun seyn, daß sie ihr Hertz dahin führete, oder daß der Lustwald ihr so angenehm vor kam, genug, der Weg führete sie immer nach der Seite. Oefters erbot sich die Frau von Baury, ihr Gesell-

schaft zu leisten, alleine, ohne es abzuschlagen, zog sie beständig die Cecilie vor, bey der sie sich keinen Zwang anthun durfte. Eines Tags sahe sie den Grafen von weitem, bey seinem Anblick empfand sie so viel Vergnügen, als Unruhe, weil sie besorgte, es möchte ihm etwas widerwärtiges zu gestossen seyn, das ihn nach Premür, ihres Verbotes ungeacht, führete. Er kam ihr mit dem Eifer und mit dem Feuer entgegen, welche zeigten, daß die Zeit seine Liebe nicht gemindert hatte. Die Besorgniß, ihr zu mißfallen, vermehrte seine Bewegung. Die Frau von Valcy war nicht weniger unruhig, sie wollte es ihm an den Augen ansehen, ob er ihr etwas unangenehmes hinterbringen würde. Er ließ sie aber nicht lange in Ungewißheit. Ich komme nur, sagte er, Abschied von ihnen zu nehmen. Der Herr von Tarol wird zurück kommen, und ich gehe nach Hofe, dahin mich meine Bedienung ruft. Die Frau von Valcy hatte gegen diese zärtliche Aufmercksamkeit nichts einzuwenden, sie vergaß auch ihr Verbot, bey Beschäftigung mit dem Vergnügen, einen so zärtlichen Liebhaber wieder zu sehen. Ihre Unterredung war lang und angelegentlich, sie schieden auch wieder von einander, mit eben so großem Unwillen, als das Vergnügen gewesen war sich zu sehen. Cecilien ward aufgetragen, die Briefe des Grafen zu

fangen, welches um so viel leichter geschehen konte, weil dieses Mägdgen mit des Grafen Kammerdiener in vertraulicher Freundschaft stand, daß also die Briefe an die Frau von Valcy in den seinigen an die Cecilie eingeschlagen werden konten.

Diese Verliebten lebten einige Monate in diesem Zustande, und nichts schien ihre Glückseeligkeit zu stören, als sie ein neuer Zufall abermals trennete. Die Gräfin von Marsevil ward an den Blattern kranck, der Graf kam auf die erste davon erhaltene Nachricht zurück, und blieb bey einer mit diesem erschrecklichen Uebel befallenen Gemahlin, die er wenig liebte, wagete also sein Leben, einen gefährlichen Gift in sich zu ziehen, der ihm den Tod verursachen, seiner Gemahlin aber wenig helfen konte. Gleich in den ersten Tagen war die Gefahr augenscheinlich, die Zufälle wurden auch so schlim, daß sie am neunten Tage in den Armen ihres Gemahls verschied, dessen eifrige Sorgfalt zeigte, daß ihm ihr Absterben sehr nahe gieng.

Der Graf ließ bey diesen Umständen sehen, was eine gute Erziehung bey einem glücklichen Naturel ausrichtet, indem er eine wahrhafte hertzliche Betrübniß dabey zu erkennen gab. Er erwieß der Gräfin alle Pflichten, die eine Frau von Geburt,

Auf-

Aufführung, und deren Tugenden die größte Hochachtung verdienen.

Es verstrich mehr, als ein Monat, da er die Frau von Valcy nicht besuchte, welche ebenfalls ein tiefes Stillschweigen beobachtete. Der Herr von Tarol kündigte ihr der Gräfin Ableben, als eine Zeitung an, daran ihr gelegen seyn mußte. Der Graf von Marsevil, sagte er zu ihr, ist nunmehro völlig Herr, mit seiner Hand zu schalten, wir werden nun sehen, ob er so standhaft seyn wird, als uns ihm seine Aufführung gezeigt hat. Diese Betrachtung jagte der Frau von Valcy eine Röthe ins Gesicht. Es ist gar nicht die Unbeständigkeit des Grafen, erwiederte sie, welche mir für die Hindernisse bange macht, sondern der Widerstand der Familie der Frau von Marsevil. Es sind zwey Kinder da, welche zwischen dem Grafen, und mir eine starcke Scheidewand machen dürften. Der Herr von Tarol und die Frau von Maury wollten zwar diese Meynung widerlegen, allein die Folge zeigte, daß sie nur gar zu richtig gedacht hatte.

Endlich kam der Graf, mit Versicherung, daß alle seine Wünsche dahin giengen, sie glücklich zu machen, und daß er nunmehr auf das Glück bedacht wär, nur für sie zu leben. Wiewohl die Herzogin

von Saint-Pere, welche auf ihrer Enckel Bestes sehr aufmercksam, und fast in Verzweiflung war, daß sie ihre Tochter verloren hatte, machte alle Anstalt, es zu verhindern, daß ihr Schwiegersohn eine ungleiche Vermählung treffen möchte. Sie ließ alle ihre nächsten Anverwandten zusammen kommen. Es ward dabey beschlossen, einen besiegelten Befehl, die Frau von Valcy in ein Kloster zu bringen, auszuwircken. Der unruhigste und heftigste dabey war der Onckel der verstorbenen Gräfin, eben der Marquis von B... der in ausserordentliche Weiber so verliebt war, und einige Jahre mit der Frau von Terville gelebt hatte, welchen sie auch mit der Pistole hatte erschiessen wollen. Er war bey Hofe, in den vornehmsten Bedienungen, alt geworden, die Jahre brachten ihn nicht zu einer grössern Mäßigung, ob er gleich die Ungerechtigkeit wohl sahe, eine liebenswürdige Frau zu verfolgen, die keinen andern Fehler hatte, als, daß sie dem Gemahl seiner verstorbenen Nichte gefiel. Er stimmete willig zu alle demjenigen ein, was man zur Verhinderung seiner Unehre, wie ers nente, vornehmen wollte. Solcher gestalt hatte die Aufführung der Frau von Terville abermals einen Einfluß in das Glück ihrer Tochter. Der Marquis von B... erinnerte sich alles Vergangenen, und konte nicht begreifen, daß die Tochter eines Weibes von

solchen Unordnungen, tugendhaft und verehrungswürdig seyn konte. Hier sieht man, wie die Schande der Eltern den Kindern, als ein Verbrechen, zur Last gelegt wird. Es ist ein ansehnliches Vorurtheil, das, wie ich glaube, die Erfahrung rechtfertigt.

Der Marquis von B... redete von diesen seinen Bedencklichkeiten mit dem Herrn Herzog Regenten, dessen ungemein scharfsinniger Verstand sogleich einsahe, worauf die Sache ankam. Er fand eine Familie in Beunruhigung über eine nicht so gar vortheilhafte Vermählung. Nachdem er von der Geburt und den Eigenschaften der Frau von Valcy nähere Erkundigung eingezogen hatte, gab er zur Antwort: Es sey einer liebenswürdigen Person nicht verboten, einen reichen und vornehmen Gemahl zu suchen, und sich zu verschaffen. Er fände also keine Ursache ihr zu schaden, oder darinne verhinderlich zu seyn. Nichts konte also diesen erleuchteten Printz zur Einwilligung in dasjenige, was man verlangte, bewegen. Man mußte also den Anschlag verändern, da alle Wege zur Ungerechtigkeit verschlossen waren.

Der Graf that sich nunmehro keinen Zwang an, er besuchte die Frau von Valcy öfters, und machte

den

den Anverwandten, seiner Gemahlin keine Hofnung, daß sie die Vermählung hindern sollten, die sie besorgten. Man that einen Versuch, den Herrn von Tarol durch Versprechungen zu verführen, die einem jeden andern, als ihm, würden wanckend gemacht haben. Er liebte die Frau von Valery. Die Ehre, die ihm seine Gemahlin zu verlassen getrieben hatte, machte ihm anjezo auf alle Dinge bedachtsam und vorsichtig. Er glaubte also, daß er der Redlichkeit zu nahe treten würde, wenn er den Vorschlägen, die man ihm vortrug, Gehör gäb. Er sagte der Herzogin, daß er sich der Liebe ihres Schwiegersohns so lange widersetzt hätte, als sie ihm an seiner Ehre hätte können Abbruch thun. Nunmehro aber, da er mit seiner Hand frey schalten und walten könte, würde er der erste seyn, der seine Einwilligung gäb, daß seine Tochter mit ihm vermählt würde. Wie die Herzogin sahe, daß sie bey ihm mit ihrer Verführung nicht ankam, dachte sie nicht mehr daran, sondern entschloß sich, andere Mittel zu gebrauchen. Der Herr von Tarol, warnete den Grafen, wegen einiger gehörter Drohungen, sich in acht zu nehmen. Damit er aber auch die Frau von Valcy den Nachstellungen ihrer Feinde entziehen möchte, gab er ihr den Rath, bis zu ihrer Vermählung wieder nach dem Kloster zu gehen. Er hatte den Abt von Ligny, wegen seines

Anspruchs am Guthe zu Premür, mit einem Jahrgehalt abgefunden, und entschloß sich darauf, bis zu seiner Tochter Vermählung zu bleiben. Weil er aber Briefe aus Auvergne erhielt, mußte er eilig abreisen, und die Frau von Valcy ohne Vertheidigung lassen.

Die Frau Dümont sahe das Glück der Frau von Valcy nicht ohne Verdruß an, allein sie war, wie gesagt, nur zu Schwachheiten geneigt, boshafte Falschheit hat ihren Character niemals verunziert. Sie nahm vom Grafen wieder Besuch an, der ihr seine Entschuldigung machte, damit sie auch zufrieden war, weil sie sich vergnügte, ihn zu sehen, gewöhnete sie sich zu den Gedancken, einsam zu lieben, brachte auch ihre Tage bald traurig, bald lustig über der Frau von Valcy Wohlergehen zu. Ihr wunderlicher Sinn gab ihr ein gantz besonders Ansehen, daß der Graf gar öfters seinen Spaß darüber triebe. Zuweilen lief sie trotzig von ihnen weg, insonderheit bey seiner übertriebenen Freude. Die Frau von Valcy errieth endlich die Ursache einer so ausserordentlichen Aufführung. Dieser Gedancke kränckte sie für eine Freundin, welche ein ander Schicksal verdiente, sie beklagte sie, und entschloß sich, sie von einer Paßion zu heilen, die sie unglücklich machen könte. Wollen sie mirs gestehen,

sagte

sagte sie zur Frau Dümont, wenn ich ihr Geheimniß errathen habe? Ja, antwortete die Frau Dümont, wiewohl mit Bestürzung über diese Frage. Sie lieben, fuhr die Frau von Valcy fort, und zwar einem Mann, der für eine andere eingenommen ist. Wie sie sahe, daß sie nichts antwortete: Warum, sagte sie, haben sie mir das Geheimniß, welches sie so lange verheelt, nicht entdeckt? Ich würde ihnen mit meinem Rathe beygestanden haben. Es ist ihnen ein leichtes, versetzte die Frau Dümont, Rath zu geben. Dencken sie doch an die Rathschläge, die ich bey ihnen verschwendet habe, und denen sie nicht gefolgt haben. Ich ward aber von der Hofnung gestärckt, erwiederte die Frau von Valcy, sie hingegen können an den Gegenstand ihrer Liebe gar keinen Anspruch machen. Denn gesetzt, sie hätten ihn zur Untreu verführt, was würden sie mir für Gram und Kummer verursacht haben? Die Frau Dümont seufzete bey dem Einwurf, und bekante, daß, wenn sie von des Grafen Verdiensten gerührt worden wär, so hätte sie doch niemals gehoft, daß er sie lieben würde. Dieses vertrauliche Bekentniß war ihr in dem Gemüthe der Frau von Valcy nicht nachtheilig, sie bemühete sich vielmehr, wie sie eine Empfindung bey ihr vertilgen möchte, die sie unglücklich machen könte. Es gelung ihr auch, daß sie den vernünftigsten Weg

wäh-

wählete, den Grafen nähmlich nur mit freundschaftlichen Augen anzu sehen.

Der Graf säumete nicht, sich an seine Frau Mutter zu machen. Er nahete sich dem Gegenstande seiner zärtlichsten Liebe, und hofte denselben mit mehrerer Freyheit zu sehen, und zu sprechen. Es war nun ein halbes Jahr, daß seine Gemahlin tod war, und er sanne nur auf Mittel und Wege, sich mit der Frau von Valcy zu vermählen, darzu er die Einwilligung seiner Frau Mutter brauchte, welcher er doch nicht mißfallen wollte. Er that der Frau von Valcy den Vorschlag, sich zu Premür, ohne seiner Familie Vorwissen, trauen zu lassen. Sie würde kein Bedencken gefunden haben, wenn sie nicht besorgt hätte, die ohne des Königs Vorbewußt unternommene heimliche Vermählung möchte seinem Glücke hinderlich seyn. Allein, was würde er ihr nicht aufgeopfert haben? Jedoch brachte er sie dahin, daß sie, sobald seine Trauer vorbey wär, in sein Glücke willigte. Unterdessen nahmen sie Abrede, daß, um die Wachsamkeit seiner Anverwandten zu verführen, er gar selten nach Premür kommen, sie aber so lange im Kloster bleiben sollte. Sie war gewohnt, alle Morgen, in einer schönen Gegend, die zu beyden Seiten mit hohen Bäumen besetzt, und da ein doppelter Gang mit

Pfälen

Pfälen eingefast war, spazieren zu gehen. Dieser Spaziergang war der Frau von Valcy am angenehmsten. Da sie an einem Morgen mit einem Buche ausgieng, entfernte sie sich gantz unvermerckt vom Schloße, und sahe von weitem einen Mann auf sie zu kommen, der sich im gehen, nach der Seite von ihr umsahe, als er nahe an sie kam, fragte er sie, ob sie die Frau von Valcy wär? Da sie ihm mit Ja antwortete, gab er ein Zeichen mit einer Pfeife, sogleich kam eine Chaise aus dem Buschwercke, es stieg ein Mann heraus, der ihr ein Pistol vor den Kopf hielt, und gantz höflich zu ihr sagte, er würde sie, bey dem geringsten Schreien, durch den Kopf schiessen, nahm sie in die Armen, und trug sie auf den Wagen, wo sich der Mann, der sie zu erst angeredt hatte, zu sie setzte, und die andern folgten zu Pferde nach.

Sie war dergestalt erschrocken, daß sie einen von des Pachtersleuten, der vorbey gieng, nicht gemerckt hatte. Der Kutscher mußte mit gröster Eilfertigkeit fortfahren. Die Frau von Valcy, der alle Sinnen entgangen waren, konte sich über die Gewaltthat nicht beklagen. Sieben Stunden darnach kam sie erst wieder zu sich selbst, und sahe mit groser Bestürtzung, daß sie sich in einem Zimmer, welches einem auf dem Schloße zu Premür

nicht

nicht unähnlich war, mit einem Manne von sechzig Jahren befande, der ihr sehr vertraulich die Hand küßte. Sie zog sie mit Verachtung weg, und fragte, warum man sie entführt, und in das Haus gebracht hätte, auch wer die Leute wären, die eine solche That verübten? -- Man wird ihnen alles sagen, mein schönes Kind, wenn sie sich ein wenig werden erholt haben. Seyn sie indessen unbesorgt, man wird ihnen mit aller Achtung begegnen, die sie verdienen. Ich bitte sie um alle der Achtung willen, erwiederte sie, bringen sie mich wieder nach Premür. --- Glauben sie doch nicht, daß man sie ohne Ursache hierher gebracht hat, noch weniger aber, daß man sie sobald wieder gehen lassen werde. Hier aber genieſſen sie die Brühe, die sie sehr nöthig haben. Zu gleicher Zeit nahm er solche einem Kerl, der wie ein Hausverwalter aussahe, aus der Hand, und reichte sie der Frau von Valcy, welche aber, aus Besorgniß, es möchte Gift seyn, sie zu nehmen, sich weigerte. Der Unbekante, der es merckte, schüttete etwas davon in eine Schaale, und tranck es.

Sie nahm also die Brühe zu sich, und meynte, daß sie nicht weit von Premür wär, gieng im Zimmer herum, sahe zum Fenster heraus, ob ihr die Gegend bekant seyn möchte. Sie sahe aber nichts,

als einen weitläuftigen Garten, und ein Gehölze, das sie nie gesehen hatte. Wie weit fragte sie, ist es von hier nach Premür? Zwanzig Meilen, versetzte der Unbekante. Ach! GOtt, nun bin ich verloren, und in den Händen der grausamen Herzogin von Saint-Pere. Nein, sagte er, gantz ruhig, sie sind nicht bey ihr, sie werden sie auch nicht sehen, und sie weiß nicht, daß sie hier sind. Die Frau von Valcy war wohl gewiß, daß sie nicht zu Saint-Pere war, weil das Schloß, nicht gar zu lang bewohnt zu seyn schien, wegen des wenigen Hausgeräthes, und des verwilderten Gartens. Was sie am meisten beunruhigte, war die allzu große Einsamkeit, die an dem Orte herrschte, wo man gar keine Nachbarschaft gewahr ward, daher ihr Heulen und Schreien nur vergebens gewesen wär. Sie faßte also den Entschluß, die Hülfe von GOtt, oder dem Grafen von Marsevil zu erwarten, wenn er ihren Aufenthalt entdecken würde. Der Mann, der bey ihr war, machte sie eben nicht furchtsam. Er hatte ein edles Ansehen, aber eine kühne und lüderliche Miene. Wiewohl die Frau von Valcy noch nicht Erfahrung genug besaß, sich über dieselbe zu beunruhigen. Seine Kleidung war sehr nachläßig, ein weiter Ueberrock, Camaschen an den Füssen, ohne einiges Zeichen eines großen Unterschieds. Weil sie nicht errathen konte,

wer

wer er seyn möchte, und ihn anfangs für den Schloß-verwalter hielt, fragte sie ihn, ob er sie bewachen sollte. Bey diesen Fragen, sahe sie, daß er lächelte, das Verfahren machte sie bestürtzt und ungeduldig, daß sie endlich sagte: Mein Herr, meynet man, mich lange in dieser häßlichen Einsamkeit aufzuhalten? Ich rathe ihnen, versetzte er, Gedult zu haben, und sich nicht in den Sinn kommen zu lassen, zu entfliehen, oder dem Grafen von Narsevil wissen zu lassen, daß sie hier sind. Sie scheinen mir sehr gebieterisch, erwiederte die Frau von Valcy. Das muß ich seyn, antwortete der Unbekante. Wissen sie wohl, mein schönes Kind, daß der Graf, der sie liebet, und mit dem sie sich, wie man sagt, vermählen wollen, mein Neffe ist? Hier ward die Frau von Valcy über diesen Reden, bestürtzt, sie wußte nicht, was sie antworten sollte, sie sahe nun auf einmal, die Ursachen ihrer Entführung wohl ein, und kein Mittel, aus dieser Gefangenschaft zu entfliehen.

Der Mann, den sie für einen Bedienten angesehen hatte, war der Marquis von Versee, eben der, den der wunderliche Character der Frau von Terville gegen sich aufgebracht hatte, und ihr Buhler gewesen war. Er meynte also, daß er mit der Tochter, als einer Person, die er verächtlich

zu halten, so viel Ursachen hätte, eben so cavalierisch verfahren könte.

Die Frau von Valcy setzte sich auf einen alten Lehnstuhl, der am Ende des Zimmers stand nieder, und war in Gedancken vertieft. Der Marquis von Versee stand auf, und setzte sich neben ihr. Wollen sie mirs wohl für übel halten, sagte er zu ihr, daß ich nicht zugebe, daß ein Erbe eines grossen Hauses eine nachtheilige Vermählung trift, und meiner Nichte Kinder nur mit ihrem Muttertheil sich begnügen sollen? Sie sahe den Marquis trotzig an. Also geschiehet es, sagte sie, daß, weil ich keine sechzig tausend livres Renten ihrem Nefen zu geben habe, ich ihm nicht anständig bin? Diese Ursache, versetzte der Marquis ist es nun wohl hauptsächlich nicht, sondern die Witwe des Valcy ist des Grafen von Marsevil Gemahlin zu werden, nicht geschaffen. Also ist es doch besser, daß ein Herr von Stande, eine erbare Witwe eines Finanz-Pachters heurathet, als eine Pachterstochter, die ihrem Gemahl, in der That ein großes Vermögen, aber auch großen Stolz und tausend Widerwärtigkeiten zu bringet.

Der Marquis von Versee hatte sich würcklich mit eines Pachterstochter von Millionen, aber sehr nied-

niedrigem Stande vermählt. Dieses wußte die Frau von Valcy wohl, und ihre Reden drückten ihn, wie Bley darnieder, daß er ganz betäubt ward. Ich sehe wohl, sagte er, sie wollen meinem Nesen Beweißgründe an die Hand geben. Der beste ist wohl, den sie haben können, die Annehmlichkeit ihrer Person. Den Anschlag müssen sie aber fahren lassen. Denn der König und seine Familie werden nimmermehr darzu einwilligen, und sie haben zu viel Verstand, daß sie die Folgerungen einer Vermählung, ohne des Königs Einwilligung nicht erkennen sollten. Sie können meine Vermählung zwar aufhalten, versetzte die Frau von Valcy, verhindern aber werden sie dieselbe nicht, wenn man mich nicht tödet. Ist gleich mein Leben in ihrer Gewalt, so sind sie doch nicht mächtig genug zwo Personen zu trennen, die weder Zeit, noch alle Hindernisse scheiden können. Der Graf von Marsevil wird meinen Aufenthalt gewiß entdecken, und es steht nicht in ihrer Macht mich aufzuhalten. Sie werden vielmehr dadurch die Vermählung, die ihnen so zu wider ist, beschleunigen.

Der Marquis von Versee hatte sich so muthiger Standhaftigkeit gar nicht versehen, er meynete, sie würde ihn mit Seufzen, und Heulen beschweren, daß er sie mit Versprechen, oder Drohungen zu

frieden stellen müßte. Er fand aber an der Frau von Valcy einen Muth, der ihn stutzig machte. Noch weniger versahe er sich, was sich zu trug. Er faßte eine heftige Liebe gegen eine Frau, die er mit einem Worte unters Joch zu bringen vermeynt hatte. Er ward von eben so großer Liebe gerührt, als er ihr Verdruß zu machen gemeynt hatte. Das war für die Frau von Valcy ein neues Unglück, weil sich also eine doppelte Ursache fande, sie zurück zu halten, nehmlich, seinen Neffen an ihrer Vermählung zu hindern, und sie bey sich zu behalten.

Damit er den Verdacht ihrer Entführung von sich lehnete, hielt ers für gut, drey Tage darnach nach Paris zurück zu gehen. Man gab der Frau von Valcy ein paar Bauermägde zur Bedienung, und vier Personen mußten sie am Tage bewachen, des Nachts aber einschliessen, auch war verboten, ihr Feder, Diente, und Pappier zu verschaffen, man erlaubte ihr nur mit ihren Wächtern im Lustwalde spazieren zu gehen.

Gleich am ersten Tage sagte der Marquis bey der Abendmahlzeit, sie könte fordern, was ihr angenehm wär. Das ist dieses erwiederte sie, nach Premür zurück zu gehen, wenn ich aber durchaus hier bleiben muß, werde ich ihnen verbunden seyn,

wenn

wenn sie mir Bücher schaffen. Der Marquis antwortete, indem er auf eine Art von einem Geistlichen wieß, der mit speisete, der Herr Cappelan wird es nicht daran fehlen lassen, ihnen auch Gesellschaft leisten, wenn sie es für gut befinden. Dieser machte bey den Reden eine Verbeugung, und sagte: „Gnädiger Herr, ich werde alles nach Ver„mögen thun, dem Fräulein, ohne Anstand und „mit vielem Vergnügen, etwas angenehmes zu „verschaffen, ich habe in meiner Stube viel artige „und nützliche Bücher.„

Dieser Mensch kam der Frau von Valcy so sonderbar vor, daß sie in ihrer Unruhe ein wenig zerstreuet ward. Er hatte überdem noch ein so täuschendes Ansehen, daß man eben so betrübt seyn mußte, wenn man nicht überlaut lachen wollte. Sie fragte ihn, was er für Bücher in seiner Bibliothek hätte. Ich habe, sagte er, die Bibel, das Leben der Heiligen in der Wüsten, den großen Cyrus, Pharamonden in zwölf Bänden, die Ceremonien, die Ordnung, und den Zug bey dem Einzuge Henrichs des IV. in Paris: Das Glücksrad, das ein großer Mann gemacht hat, darinne entdeckt man, alles was sich zu trägt, die Stunde und den Augenblick des Todes, ob man verheurathet werde, und wie viel mal, die Anzahl der Kinder.

Der Marquis lachte aus vollem Halse, und wünschte der Frau von Valcy Glück zu ihrer neuen Gesellschaft, er versprach ihr Bücher mit von Paris zu bringen, daß sie dadurch, was in des Capellans Bibliothek fehlte, ersetzen könte. Da er merckte, daß der Capellan seiner schönen Gefangenen zum Zeitvertreib dienete, und ihm daran gelegen war, daß sie nicht verdrießlich über ihn ward, that er verschiedene Fragen an den Capellan, die zu Antworten Gelegenheit gaben, welche deswegen am lächerlichsten waren, weil sie sehr ernsthaft vorgebracht wurden. Sie haben also Paris nicht gesehen, fragte die Frau von Valcy? Ich bitte um Vergebung, gnädiges Fräulein, erwiederte der Capellan: Meine Großmutter, welche die Ehre hatte, bey der Herzogin von Versee, der Frau Mutter des gnädigen Herrn, Kammerfrau zu seyn, ließ mich zu Paris studiren, und verschafte mir ein Stipendium im Collegio von Montaigü. Nachher blieb ich im Seminar, man machte mich zum Priester, zum Vicar, und endlich erhielt ich die Ehre, Capellan auf diesem Schloße zu werden, in Erwartung, daß mir der gnädige Herr sein Wort halten wird, das er mir, zu einer andern Pfründe zu verhelfen, gegeben hat.

Unter diesen Reden, sahe der Marquis die Frau von Valcy an, welche lachte, und fragte sie, ob

der

der Pfarrer zu Premür eben so gut predigte, als der Herr Capellan? Sie antwortete, daß sie den Pfarrer zu Premür nur bey der Messe sähe, und glaubte, daß er dem Herr Abt nicht bey käm, der sogleich wacker tranck. Der Marquis, welcher die Lust des Scherzes merckte, verdoppelte solchen noch mehr. Ohngeacht des Zustandes der Frau von Valcy war die Mahlzeit mit vielem Vergnügen vollbracht, welches nicht wenig bey trug, daß sie in der ersten Zeit an traurigen Betrachtungen verhindert ward.

Wenn man sich in widerwärtigen Zufällen gleich fassen könte, so ist es gewiß, daß uns die Vernunft Mittel zeigen würde, welche in der Bestürtzung nicht gesehen werden. Die gröste Bekümmerniß wird durch die Zeit vertilget, und durch Zerstreuung entfernt, wenn man sich derselben auf anständige Art überlassen kan. Doch giebt es auch Zufälle bey den man, der Wohlanständigkeit wegen, betrübt scheinen muß.

Obgleich die Frau von Valcy durch unbekante Leute entführt worden war, so sahe sie doch, daß der Ort ihres Aufenthalts unmöglich lange verborgen bleiben konte. Diese Gedancken beruhigten sie einiger massen. Sie hofte ihre Verwandten und

Freunde würden sie in Güte, oder mit Gewalt aus ihres Räubers Händen retten. Was sie am meisten beunruhigte, war der Graf von Marsevil. Bey dem Kummer ihrer Entführung, wünschte sie, daß es der Herr von Tarol, der nach Auvergne gereist war, nicht erfahren möchte.

Am ersten Tage führte sie der Marquis in das bequemeste Zimmer im Schloße, wo man sie mit ihren beyden Mägden einsperrete, die sich ohne weitläuftigkeit nieder setzten, so lange sie am Putztische saß. Die eine schlief in ihrem Zimmer, die andere in einer Kammer darneben. Alle Vorsichtigkeit, die man anwendete, gaben ihr die Schwierigkeiten zu erkennen, Nachricht von sich zu geben, oder sich zu retten. Indessen schien ihr der Capellan der Mann zu seyn, den man durch Hofnungen in Versuchung führen könte, endlich schlief sie darüber ein, in der Einbildung, daß ihr, ihn auf ihre Seite zu ziehen so gar schwer nicht fallen würde.

Den Morgen darauf standen beyde Mägde mit großem Geräusche auf, davon sie erwachte. Sie fragte sie, ob sie schlafen dürfte? Ach, mein GOtt! antwortete die eine, bis um Neune, wenn sie wollen. Der gnädige Herr hat uns befohlen, daß wir sie nicht aufwecken, sondern alles, was sie verlan-

langen, geben sollen. Guten Morgen, Fräulein, wir gehen an die Arbeit, an ihrem Bette ist die Klingel, da dürfen sie nur schellen, wenn sie das Frühstück haben wollen. Die Frau von Valcy danckte ihnen, gedultete sich, schlief wieder ein, und so ruhig, daß sie erst um zehen Uhr wieder erwachte. Da sie auf gestanden war, sahe sie zum Fenster heraus, ob es möglich wär, daß sie entwischen könte, sahe aber, daß es unnütz war, darauf zu dencken. Ihr Zimmer lag an der Seite einer breiten und tiefen Grabens, im übrigen trieb sie auch die Art, wie man mit ihr umgieng, nicht an, ihr Leben zu wagen, eine Art der Sklaverey, darinne man sie hielt, zu entgehen.

Sie klingelte, so bald kam eben die Magd, mit einem Bedienten, der in einem Korbe ein reichliches Frühstück brachte. Sie verlangte nur Milch, die sie nur früh zu nehmen gewohnt wär, wie sie sagte. Der Marquis hatte mit großer Aufmercksamkeit, alles, was sie benöthigt war, in ihr Zimmer bringen lassen, es gieng ihr also nichts ab, so lange sie auf dem Schloße war. Der Capellan kam mit einem zerstörten Gesicht, seine Aufwartung zu machen, bat sie um Vergebung, wenn er ihr beschwerlich fiel. Ich komme, sagte er, ihnen einige Bücher zu überreichen, bis ihnen der

gnä-

gnädige Herr einige von Paris mit bringen wird. Ich bin ihnen für ihre Sorgfalt sehr verbunden, versetzte die Frau von Valcy, und werde Gelegenheit suchen, ihnen meine Erkentlichkeit zu zeigen. Dieses verlohnt sich der Mühe nicht, erwiederte der Capellan, und da er sah, daß sie sich an den Putztisch setzte, machte er eine tiefe Verbeugung und gieng weg.

In den drey Tagen, da der Marquis zu Versee bliebe, fiel nichts besonders vor. Am vierten Tage aber trat der Capellan in der Frau von Valcy Zimmer, beym Frühstück. Ich komme, sagte er, sie zu ersuchen, daß sie mir erlauben möchten, ihnen bey der Mittagsmahlzeit Gesellschaft zu leisten. Der gnädige Herr ist nach Paris verreist, und hat mir aufgetragen, ihnen die Gastehre des Schlosses in seiner Abwesenheit, welche nicht lange währen wird, zu bezeugen. Mein Herr Capellan, antwortete die Frau von Valcy, es macht mir viel Vergnügen, ich schätze Leute von Verdiensten sehr hoch, und speiße niemals gerne alleine. Sie erweisen wir unendlich viel Ehre, fuhr der Capellan fort, und ich werde mich äusserst bemühen, ihnen die Zeit aufs angenehmeste zu verkürtzen. Die Frau von Valcy hatte ihre Ursachen mit diesem guten Geistlichen Freundschaft zu machen, sie

konte

konte aber doch nicht besonders viel mit ihm bey der Mahlzeit sprechen, welche über aus niedlich zu bereitet war. Der Marquis hatte einen fürtreflichen Koch mit gebracht, und befohlen, die Tafel der Frau von Valcy reichlich zu versehen.

Sie wartete mit großem Verlangen, daß die Bedienten weg giengen, damit sie mit dem Capellan vertraulicher sprechen könte. Das verwünschte Geschöpf aber, so ihr als Kammerfrau zugeordnet war, blieb bis zum Nachtisch, da sie ihre Cameradin ablösete. Die Frau von Valcy bat, ihr zu erlauben, spazieren zu gehen. Der gnädige Herr, versezte der Capellan, hat nichts davon hinterlassen, sie werden also seine Rückkunft zu erwarten belieben, ihn um die Gnade anzusprechen.

Ein Kerl, den sie noch nicht bemerckt hatte, lösete die beyden Mägde ab. Der Capellan fragte ihn, ob es wohl dem Fräulein verwehrt sey, frische Luft zu schöpfen? Das glaube ich nicht, antwortete der Mann trotzig, Madame kan hinunter gehen.

Sie glaubte nun frey zu seyn, daß sie mit dem Capellan sprechen, und ihn durch Versprechungen gewinnen könte, allein der obgedachte Mann gieng

ihnen

ihnen nach, und entfernete sich niemals so weit, daß sie etwas hätte wagen dürfen. Sie sagte gantz höflich zu ihm, er sollte sich keine Mühe machen, ihr zu folgen, sie hätte keine Lust zu entfliehen, noch ihm Verdruß zu zuziehen. Nein, nein, versetzte er, ich darf sie nicht verlassen, wenn nicht ein anderer da ist, und ich muß ihnen die Schönheiten im Garten zeigen --- Der Herr Capellan wird diese Sorge gerne über sich nehmen --- Er mag bey ihnen seyn oder nicht erwiederte der Schloßverwalter, das ist mir gleich viel, es ist mir aber befohlen, weder am Tage, noch in der Nacht sie zu verlassen, und ich bin dem gnädigen Herrn nicht ungehorsam. Die Frau von Valcy sahe also wohl, daß sie eine günstige Gelegenheit, mit dem Capellan frey zu reden, erwarten müßte.

Der Verwalter gieng von ihnen, wie sie ins Schloß zurück kamen, eine Hausmagd aber trat an seine Stelle, setzte sich gantz dreiste auf einen Stuhl, und hörete sehr aufmercksam, was sie redeten. Diese Grobheit verdroß die Frau von Valcy, und sagte zu ihr, sie sollte sich an die Thüre setzen, ihr müßt einen andern Ort wählen, wenn ihr bey der Gesellschaft seyn wollet. Denckt doch, versetzte das Mensch, wissen sie wohl, daß ich die Nichte von dem Herrn Amtmann bin, und mein Onckel

in

in des Hofs Diensten stehet? Ich glaube wohl, mein Kind, daß ihr alles seyd, was ihr scheinet versetzte die Frau von Valcy, ihr werdet mir aber einen Gefallen thun, wenn ihr weg gehet, ich nehme es auf mich, euch bey dem Herrn von Versee zu entschuldigen, damit ihr mir auch die Gefälligkeit nicht umsonst thut, hier habt ihr was, zu gleicher Zeit gab sie dem Mägdgen ein Geschenck, welches auch genommen ward. Damit ich ihnen auch zeige, Madame, daß ich nicht so überlästig bin, sagte sie, wie sie glauben, so gehe ich weg, doch mit dem Bedinge, daß sie dem gnädigen Herrn sagen, sie hätten mirs befohlen. Das Mensch gieng also fort, und schloß die Thür fest zu.

Die Frau von Valcy bediente sich dieser Freyheit, lobte den Capellan, beklagte ihn auch, daß er in so dunckelm Zustande, und in einem alten Schloße verscharrt und ohne Hofnung eines bessern beständig leben müßte, wenn sich wenigstens nicht eine günstigere Gelegenheit zeigte. Zum Beyspiel, fuhr sie fort weiß ich eine viel glücklichere -- Der Capellan unterbrach, ihr zu sagen, daß ihm der Marquis von Versee seit langer Zeit eine Pfründe versprochen hätte. Er hält sie nur auf, erwiederte die Frau von Valcy, und ich rathe ihnen, einige Freunde zu suchen, die auf ihr Glück bedacht sind.

Zum

Zum Beyspiel, der Herr von Versee hat einen Neffen, von dem sie ohne Zweifel gehört haben, der ihnen, wie ich versichert bin, zu einem Pfarrdienste, oder zu einer andern Pfründe ernennen könte. — Ich kan die Ehre nicht erhalten, sagte der Capellan, ein Pfarrer in der Stadt zu werden, weil ich nicht graduirt bin. Ein Dorf, eine Prioren, auch ein Canonicat könt ich haben. Allein, ach! das Glück werde ich niemals erhalten.

Die Frau von Valcy wollte sich des Capellans Wehmuth über sein Schicksal zu Nutze machen, und sagte zu ihm, sie wüßte ein vortreflich Mittel, ihm eine Pfründe zu verschaffen. Das kan geschehen, fuhr sie fort, dem Herrn Grafen von Marsevil einen Dienst zu thun, und ihm von mir Nachricht zu geben. Was! erwiederte er gantz erschrocken, sie verlangen, daß ich das Vertrauen des gnädigen Herrn, und der Herzogin von Saint-Pere verrathen soll. Das wäre eine große Sünde wider die Religion, und Erkentlichkeit. Die Frau von Valcy erstaunte fast, solche Grundsätze bey einem Mann anzutreffen, den sie anfangs für einen blödsinnigen Menschen angesehen hatte. Sie wollte ihn bereden, daß er sein Gewissen gar nicht beschweren würde, wenn er einer entführten Frau die Freyheit verschafte, ihm auch erweisen, daß die That des

Mar-

Marquis eine strafmäßige Gewalthat wär, wenn die Regierung Nachricht davon erhielt. Ich darf, versetzte der Capellan, die Ursachen des gnädigen Herrn, sie zu entführen, nicht untersuchen, ich muß aber in allen gehorsam seyn, was er mir befiehlet.

Die Frau von Valcy sahe wohl, daß sich der Capellan ein Gewissen machte, der Menschlichkeit und dem Mitleiden zu wider, dasjenige, was er Religion und Erkentlichkeit nennete, zu beleidigen, und sich durch keinen Beweggrund entschliessen konte, der verfolgten Tugend Dienste zu leisten, mithin veränderte sie den Anschlag, sie bat ihn, nur an eine Freundin ins Kloster zu B... zu schreiben, und ihr den Brief vorzulesen. Das würde noch eher angehen, versetzte er, und ich will mich mit dem gnädigen Herrn darüber besprechen, der ohne Zweifel dieses Verfahren nicht mißbilligen wird. Ich würde, erwiederte die Frau von Valcy, aller dieser Vorsichtigkeit gar nicht gebrauchen dürfen, wenn er zugeben wollte, daß ich den Ort meldete, wo er mich aufhält. Es thut mir sehr leid, sagte der Capellan, daß ich ihnen nicht dienen kan, denn ich werde für alles in der Welt das Vertrauen des gnädigen Herrn nicht verrathen. Ich wünsche, fuhr die Frau von Valcy fort, daß er ihre Treue

belohnen mag, und da sie sahe, daß mit ihm nichts anzufangen war, veränderte sie das Gespräch, setzte sich zur Abendmahlzeit, und beurlaubte ihn bey guter Zeit, damit sie wieder in ihr Zimmer kam.

Es ist Zeit uns auch nach Premür zu wenden. Der Mensch, welcher die Frau von Valcy hatte entführen sehen, lief geschwind auf das Schloß zu der Frau von Baury, die sogleich alle Bediente zu Pferde ausschickte, die sich hier und dar auf die Wege zertheilen mußten. Sie hatten erfahren, daß eine Postchaise, der verschiedene Leute zu Pferde gefolgt wären, den Weg nach Amiens genommen hätte. Weil der Marquis von Versee heftig eilete, so hatte man ihn nicht einholen können, und die Bedienten kamen wieder zurück, einen ausgenommen, der eifriger als die andern, dem Gleisse der Chaise nach gegangen war, und vernommen hatte, sie wär zu Versee angekommen. Er kam erst den andern Tag wieder, von seiner Entdeckung Bescheid zu geben.

Die Frau von Baury schickte sogleich einen eignen Boten an den Grafen von Marsevil mit der Nachricht von der Frau von Valcy Entführung. Sein Grimm über diese Zeitung ließ ihn an keine Vorsichtigkeit dencken, er kam in höchster Eil nach

Premür. Des Bedienten Bericht, machte ihn fast erstaunend. Sein Onckel hatte an den Streichen der Herzogin keinen Antheil, er konte sich nicht einbilden, daß er zu dergleichen Gewaltthätigkeit geholfen haben sollte. Bey dieser Ungewißheit verlohr er die kostbare Zeit, und weil seine Schwiegermutter bey ihm in Verdacht war, gieng er nach Saint Pere, wo er nur wenig Bedienten fande, die ihm sagten, die Herzogin sey zu Paris, und daß sie niemanden von ihr gesehen hätten. Er kam in voller Verzweiflung wieder nach Premür zurück, da er seinen Onckel amraf, der nach Versee zurück gieng. Er hielt ihn am Schlage seines Wagens auf, und ohne allen Verdacht, daß er Ursache seines Verdrusses wär, beklagte er sich bey ihm, über der Frau von Valcy Entführung, gab sie auch der Herzogin schuld. Der Graf von Versee bezeugte ein Erstaunen darüber, bedaurete und tröstete ihn, sagte auch zu ihm, man hätte wohl diese Dame nach der Normandie auf ein Gut der Herzogin führen können, er sähe aber nicht, daß dieser Aufenthalt lange verborgen bleiben könte.

Der Graf von Marsevil ward durch seines Onckels Dreistigkeit und List betrogen. Ich rathe ihnen, setzte der Verführer darzu, daß sie ihren Besuch dahin richten, und bey mir einsprechen, auch

einige Tage bey mir bleiben. Ich laß Holtz hauen, und da wollen wir jagen. Wie kante er nun einen Mann, der so treuherzig redete, wegen einer Falschheit im Verdacht haben. Der Graf von Versee wußte gewiß, daß er sein Erbieten nicht annehmen würde, und viel zu eifrig war, den Weg aus zuforschen, den man mit der Frau von Valcy genommen hatte.

Der Graf von Marsevil gieng mit größter Bestürtzung nach Premür zurück. Er wollte nicht säumen, dem Herrn von Tarol von seiner Tochter Entführung Nachricht zu geben, und mit ihm sich beym König über eine so gottlose Gewaltthat zu beschweren. Er hatte sich aber dergestalt abgemattet, daß er bey seiner Ankunft, in der Nacht von einem starcken Fieber überfallen ward. Die Frau von Vaury schickte gleich nach einem Artzt, der, weil er das Uebel ärger vorgab, als es war die Unruhe dieser Dame vermehrete, daß sie sogleich den Kammerdiener des Grafen nach Marsevil schickte, der Marquise zu melden, daß ihr Herr Sohn zu Premür gefährlich kranck sey.

Diese zärtliche Mutter wußte von dem letztern Verdruße ihres Sohnes nichts, seit dem er Witwer war, hatte sie ihm, aus Klugheit, von der

Frau

Frau von Valcy nichts erwähnt. Sie wußte von ihrer Entführung nichts, und da sie eine unbekante Schrift sahe, erkundigte sie sich bey den Abgeschickten, der ihr gantz aufrichtig meldete, die Frau von Valcy sey nicht zu Premür, man wisse auch nicht, wo sie hinkommen wär. Die Marquise reisete sogleich ab, und kam mit ängstlicher Unruhe zu Premür an.

Der Zustand ihres Sohns gieng ihr sehr zu Herzen, er erzählete ihr seine neue Bekümmerniße Sie meynete, dasjenige wieder gut zu machen, worzu sie sich der Herzogin zu gefallen, aus Besorgniß, er möchte das Fräulein von Terville heurathen, hatte gebrauchen lassen. Sie versprach ihm, alle ihren Credit anzuwenden, eine Person wieder zu finden, die er mit so großer Beständigkeit liebte. Er ward von seiner Mutter gnädigen Verfahren so gerührt, daß er ihre Hand aufs zärtlichste küßte. Ich habe von ihrer Gnade und Freundschaft alles gehoffet, sagte er zu ihr. Da sie seine Verbindlichkeit gegen die Frau von Vaury wohl wußte, erwieß sie derselben die größten Liebkosungen, mit aller Erkentlichkeit, bate sie auch, die Vorsorge ihres Sohns sich ferner angelegen seyn zu lassen. Die Frau Dümont, welche erfahren hatte, daß die Marquise auf dem Schloße wär, kam ebenfalls

dahin, der Frau von Baury in der Wirthschaftlichen Ehrenbezeugung bey zu treten. Des Grafen Unpäßligkeit mochte wohl vielen Antheil an diesem Besuche haben.

Einige Tage darnach befand er sich wieder besser, und bat seine Mutter, nach Paris zurück zu gehen, und ihr Versprechen zu erfüllen. Sie reisete auch in der Absicht ab, alle Erkundigung von der Frau von Valcy einzuziehen. Sie zweifelte auch gar nicht, daß die Herzogin mit darhinter stecken würde. Der Herr von Tarol, dem man von dem Raube seiner Tochter Nachricht gegeben hatte, kam zurück, und fand den Grafen ausser Gefahr, wiewohl fest entschlossen, seiner Schwachheit ohneracht, überall herum zu streifen, wo er nur von dem Aufenthalt einer so geliebten Person Nachricht erfahren könte. Ein Brief von der Frau von Marsevil brachte sie auf andere Gedancken. Sie meldete ihnen, daß man den Marquis von Versee im Verdacht haben müßte, sie würde sehr irren, wenn dieser nicht an der Entführung der Frau von Valcy schuldig sey. Die Herzogin, setzte sie darzu, habe theuer versichert, daß sie davon nichts wisse, und es schien, sie habe es aufrichtig gemeynt.

Unter der Zeit, da alle Leute zu Premür in Bekümmerniß waren, versuchte die Frau von Valcy

alle

alle Mittel, den Capellan, und die Mägde, die man ihr zur Bedienung gelassen, zu gewinnen. Da es ihr durch zureden, oder durch Hülfe des Grafen von Marsevil nicht gelingen wollte, wendete sie beym Capellan, und den Mägden die theuresten Versprechungen an, sie zu verführen, sie konte aber nicht erhalten, daß sie schreiben durfte. Bey Zurückkunft des Marquis zweifelte sie noch mehr daran. Gleich nach seiner Ankunft kam er in ihr Zimmer. Als er sich wegen ihres Aufbefindens erkundigte, antwortete die Frau von Valcy, daß sie sich an einem Orte, wo sie weder frische Luft schöpfen, noch spazieren gehen dürfte, sich nicht wohl befinden könte. In einigen Monaten werden sie es lernen, versetzte der Marquis hönisch. Mein Herr, fuhr die Frau von Valcy fort, sie wagen ein stärckeres Spiel, als sie dencken. Sie müssen wissen, das mein Vater Muth und Hertz hat, und dergleichen That nicht leiden wird. Was sagen sie, mein Engel? erwiederte der Marquis von Versee, mir ist ihre, und noch mehr ihrer Mutter Geschichte bekant. Man hat ihnen nur erzählt, versetzte die Frau von Valcy, was mir nachtheilig ist, wissen sie aber, daß der Mann, den sie so wenig achten, vielleicht im Stande ist, ihr und der Herzogin Verfahren nachdrücklich zu rächen. — Sie reden sehr stolz, ihre Drohungen aber erschrecken mich nicht.

Dencken sie vielmehr demjenigen, was man von sie fordert, sich gutwillig zu unterwerfen -- Was fordert man denn? -- -- Daß sie dem Grafen von Marsevil absagen, und sich mit einem von Adel vermählen, dem man eine anständige Stelle in einer entlegenen Provintz, in Ansehung dieser Vermählung geben wird. Denn ich werde nimmermehr leiden, daß die Frau des Gemahls meiner Nichte die Tochter sey, deren Mutter sich durch ihre übele Aufführung schändlich gemacht hat. Das geht zu weit, sagte die Frau von Valcy, sie mißbrauchen die Gewalt, die sie hier haben, auf eine schimpfliche Weise, und dürfen sich nicht unterstehen, dergleichen Reden gegen den Herrn von Terville zu führen. Ich werde genöthigt, von einem Manne sehr böse Meynung zu fassen, der zugleich alles Völckerrecht und die Achtung, so er meinem Geschlecht schuldig ist, verletzt, und sich einbildet, man könte keine Rache an ihm ausüben.

Der Marquis von Versee, der sich Thränen, vielleicht auch niederträchtiges Bitten versehen hatte, erstaunte über der Frau von Valcy Standhaftigkeit. Er wollte das, was er gesagt hatte, ihren Drohungen zu rechnen, sie wollte ihn aber nicht anhören, sondern gab ihm zu verstehen, daß sie, ohne ihr Zimmer zu verlassen, das Ende seiner Strafe

stands

ſtandhaft erwarten würde, weil er ſo viel Menſchlichkeit nicht bezeugte, einen Aufenthalt, der ihr ſo abſcheulich vorkäme, wenigſtens nicht mit Leutſeeligkeit erträglich zu machen ſuchte. Es liegt nur an ihnen, verſetzte der Marquis, daß ſie hier glücklich leben. Ohne ihn anzuhören fuhr die Frau von Valcy fort: Man fordert die Verantwortung über eines Mannes Verfahren von mir. Man entführt mich mit Gewalt, meine Neigung zu zwingen. Man ſteckt mich in ein altes Schloß, wie einen Staatsgefangenen; und alles Uebel, das man mir anthut, geſchiehet deswegen, daß ſich ein Mann in mich verliebt hat, und mich, ſich mit mir zu vermählen, hoch ſchätzt. Das iſt mein Unrecht, nun ſehen ſie, mein Herr, auch ihr Verfahren an.

Der Marquis wußte nicht, was er antworten ſollte. Er ſuchte die Frau von Valcy zu frieden zu ſtellen, durch ſolche Mittel, die ſie nur noch mehr verachtete. Laſſen ſie mich, ſagte ſie zu ihm wenigſtens alleine. Unter allen Bekränckungen, die ich leide, iſt mir ihre Gegenwart am unerträglichſten. Bemühen ſie ſich nicht mir zu beweiſſen, daß ihr Neſe eine Thorheit begehen würde, wenn er ſich mit mir vermählte. Denn er wird ſie begehen, wenn ſie mich hier nicht ſterben laſſen. Dieſer letzte Stich that dem Marquis von Verſec am

wehesten, er konte nichts antworten. Da er sich aber von seiner Bestürtzung wieder erholte. Was! sagte er, halten sie mich einer solchen Bosheit fähig und im Verdacht? Nein, Madame, sie haben nichts zu befürchten, als einen Zwang, den ich für nöthig erachtet habe, den Herrn von Marsevil an einer sehr zweydeutigen That zu verhindern. Ich habe mich nur seiner Kinder wegen dabey eingelassen. Was würden mich seine Thorheiten angehen, wenn er meine Nichte nicht genommen hätte. Wenn sie von ihrer Mutter Unordnungen wüßten, und ihnen der übele Ruf, den sie sich gemacht hat, bekant wär, so bin ich versichert, sie würden, an statt mich zu verdammen, vielmehr eben so, wie ich dencken, wenn sie so viel Hertz, als sie zu haben scheinen besitzen. Die Frau von Valcy hätte für Ungeduld vergehen mögen. Auf die letztern Gründe des Marquis konte sie nicht viel antworten. Es kam ein Bedienter, der meldete, daß die Tafel bereit wär und so endete sich das Gespräch.

Sie kamen in den Saal, wo sie den Capellan fanden, der eine sehr tiefe Neigung vor dem Marquis machte, welcher, währender Mahlzeit die Frau von Valcy beständig ansahe, welches sie von seiner Aufführung gegen sie nicht erwartete. Nach Tische reichte er ihr die Hand sie nach ihrem Zimmer

mer zu führen, dahin ihnen der Capellan zu folgen, sich nicht unterstand.

Indem ich sie betrachte, sagte er zu ihr, empfinde ich, daß mein Nefe, Ursache hat, sie reitzend schön zu finden. Wenn sie, versetzte sie, wie der Herr von Marsevil dächten, so würden sie nicht säumen, mich in Freyheit zu setzen, noch weniger solche ungerechte und unschickliche Reden zu führen. Es ist aber späte, sie werden mich verbinden, wenn sie sich nach ihrem Zimmer begeben. Der Marquis nahm eine sehr tiefsinnige Miene an, ich bitte sie, mich noch einen Augenblick anzuhören, und mir die äusserste Unruhe zu vergeben, die mich gezwungen hat, Reden zu führen, die ihnen mißfällig gewesen sind. -- Wenn sie wollen, daß ich sie vergessen soll, so lassen sie mich nur nach Premür bringen, wo meine Abwesenheit jederman höchst bekümmert macht. -- Ich bin nicht völlig Herr darüber, ich habe versprochen, daß ich sie hier verwahren will, bis mein Nefe abreisen wird, der als Gesandter nach Spanien ernent ist. Den Streich hatte sich die Frau von Valey nicht versehen, sie ward bestürtzt darüber. Das ist ein neuer Grif von der Herzogin von Saint-Pere, schrie sie, den Herrn von Marsevil von mir zu entfernen. Sie mag sich aber ja nicht schmeicheln, uns von einander zu

scheiden. Wenn er abreist, werde ich ihm folgen, nichts wird sich weiter diesem Verfahren wider setzen, ich werde mit dieser schrecklichen Geschichte geschwind fertig werden.

Es war gewiß, daß die Herzogin eine Gesandtschaft für ihren Schwiegersohn gesucht hatte, sie würde sie auch erhalten haben, wenn sie unterstützt worden wär. Allein, an statt, daß er sich dieser Absicht hätte fügen sollen, erklärte er sich vielmehr, daß er keine Bedienung verlange, die ihn, Franckreich zu verlassen nöthigte, mithin ließ es der Minister auch beruhen.

Indessen war auch die Frau von Balcy so ruhig nicht, als sie sich zu stellen bemühete. Als der Marquis von ihr gieng, überließ sie sich dem ängstlichsten Kummer. Sie hatte aus den Blicken des Marquis bemerckt, daß er in sie verliebt war. Dieser Umstand mußte in dem Zustande, darinne sie sich befand, neue Kümmerniß machen, weil er also doppelte Ursache hatte, sie aufzuhalten. Die Angst vermehrte sich auch. Den andern Tag kam der Marquis bey früher Zeit, da sie noch nicht aufgestanden war, in ihr Zimmer. Diese Freyheit machte sie bestürtzt. Er setzte sich neben ihr Bette, und machte ihr das gewöhnliche Compliment. Sie

ver-

verlassen sich also, fragte er sie, gewiß auf des Herrn von Marsevil Beständigkeit? --- Sie wissen wohl, daß ich auf seine Empfindungen, nach so langen Proben, Staat machen kan --- Sie müssen in der That reitzende Annehmlichkeiten haben, gegen deren Besitz er in seinem Alter so langen Widerstand hat thun können. Denn wir andern Weltleute wissen besser, wie man sich aufführen soll. Einer Seits läßt man den kleinen Schwachheiten einer jungen liebeswürdigen zärtlichen Person, anderer Seits eines wohlgestalten, verführerischen und verliebten jungen Herrns zum wenigsten Vergebung wiederfahren, und wahrhaftig schätze ich sie nicht weniger hoch, daß sie mit meinem Neffen eine zärtliche Gemeinschaft unterhalten haben. Denn die Tugend ist doch nichts mehr, als ein altväterisches Wort, das nicht mehr im Gebrauch ist.

Die Frau von Valcy gab keine Antwort. Des Marquis Reden und sein Verdacht hatten sie so bestürzt gemacht, daß sie in einer Viertelstunde kein Wort vorbringen konte. Der Herr von Versee, der sich über ihr Stillschweigen wunderte, nahm ihre Hand und küßte sie, ohne daß sie die Macht hatte solche weg zuziehen. Durch diese Freundlichkeit ward er so kühne, die Liebkosungen fortzusetzen, er sahe aber, daß der Frau von Valcy die Thrä-

nen

nen aus den Augen ronnen. Was! Sie weinen! Warum sind sie bey dem, was ich dencke so verdrießlich? Ich sage ihnen ja nichts, was nicht sehr natürlich ist. Die Herzogin, die ihnen so spröde vorkomt, ist in ihrer Jugend mehr als einmal auf dem Wege gewesen. Bey diesem letzten Worte brach die Frau von Valcy aus den Schranken ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit; sie schonete ihn weiter nicht, sie verwieß ihm mit gröster Verachtung, seine schändliche Sitten, daher nothwendig die schandbaren Reden herkämen, die er führte. Ich weiß nicht, fuhr sie fort, wie man bey Hofe lebet, noch was die Leute, mit denen sie umgehen, für Grundsätze haben, wenn sie aber mit den ihrigen übereinstimmen, so muß ich sie mit dem gröbsten Abscheu verachten. Ich liebe ihren Nefen, und werde von ihm geliebt, wenn er aber diese Tugend, daraus sie so wenig machen, nicht gehabt hätte, so würde meine Hochachtung gegen ihn weg gefallen seyn, und nun kan ich dieses Schloß nicht anders, als das abscheulichste Gefängniß betrachten.

Ein solcher Ton der Tugend betrübte ihn, wie alle diejenigen, welche sie am wenigsten achten. Es fande sich so viel Wahrheit so viel wahre Größe in der Sprache und in den Ausdrücken der Frau von Valcy, daß der Marquis seine übele Aufführung

gegen

gegen sie mehr, als zuwohl sahe. Er versuchte zwar noch immer, sich mit der allgemeinen Aufführung des Frauenzimmers vom Stande, und insonderheit derjenigen zu rechtfertigen, welche heftige Paßionen einzuflößen, Schönheit genug besässen, alleine es konte sie nichts zu frieden stellen, daß sie ihn auch bat, sie zu verlassen, und weigerte sich, zu Mittage zum Essen zu kommen, sondern bat nur, ihr das benöthigte auf ihr Zimmer zu bringen, gebot auch den Mägden, die ihr aufwarteten, den Marquis nicht in ihr Zimmer zu lassen, der sich aber wenig an ihr Verbot kehrete, denn er kam nach Tische, und fragte sie um die Ursache ihres Verfahrens. Sie hassen mich also, sagte er zu ihr? -- Dergleichen Empfindungen finden sich nicht in meinem Gemüthe, ich will ihnen aber mein eifriges Verlangen aufrichtig bekennen, nähmlich daß ich nicht verbunden wär, sie zu sehen. Sie sind starck gerächet, versetzte der Marquis von Versee, durch die Liebe, die sie mir eingeflößt haben, und die ohne Zweifel die Marter meines Lebens seyn wird. Jedoch werde ich sie wenigstens so lange hier behalten, bis sie leutseeliger und gütiger mit mir verfahren.

Eine sonderbare Art dem Frauenzimmer gefällig zu werden, wenn man es quälet! Der Marquis von Versee, liebte, wie man im zweyten Theile

die-

dieser Nachrichten gesehen hat, ausserordentliche Weibspersonen. Die Frau von Valcy sahe keinen kürtzern Weg, aus dem verwünschten Schloße zu kommen, als daß sie weniger spröde gegen ihn that. Es kam ihr nicht in den Sinn, sich so zu erniedrigen, und Empfindungen zu zeigen, die sie nicht hatte, noch ihm ihre Beleidigungen zu vergeben. Es ist ein lustiges Mittel, sagte sie zu ihm, eine Frau zu verführen, und ihr Tyranne zu werden! Es liegt nur an ihnen, versetzte der Marquis, daß ich ihr Freund werde. Entsagen sie dem Grafen von Marsevil, so gebe ich ihnen die Freyheit wieder, und versprechen mir, die Zeichen meiner Paßion anzunehmen, so führe ich sie selbst nach Premür. Denn schmeicheln sie sich ja nicht, ohne meinen Willen von hier weg zu kommen. Ihr Onckel weiß, daß sie hier sind. Ihr Klagen, ihr Murren werden nur machen, daß sie enger eingeschlossen werden. - Mein Onckel hat keine Gewalt mehr über mich, er hat solche allzu sehr gemißbraucht, und mein Vater weiß sein gantzes Verfahren. Ohne Zweifel geschiehet es in der Stunde, daß er allen seinen Credit anwendet, sie zur Reue über ihre Gewalthätigkeit zu bringen.

Was ich bis hierher der Beunruhigung meiner Schwester, und ihrer Enckel Vortheil wegen habe

thun

thun müssen, das thue ich anjezo um meiner Zufriedenheit willen, fuhr der Marquis fort. Je mehr ich sie kennen lerne, und sie liebe, jemehr beneide ich meines Rezen Glückseeligkeit, und sie können nur versichert seyn, daß dieses nicht wenig zu dem Widerstand beyträgt, sie zu den ihrigen zu bringen. Der Marquis hatte sich der Frau von Valey zu Füssen geworffen, und erwartete seufzend ihre Antwort. Stehen sie auf, mein Herr, sagte sie, so lange sie in der Stellung sind, kan ich ihnen nichts sagen, ich darf und will sie darinne nicht leiden. Er stand auf. Ich muß also, fuhr sie fort, die Empfindungen, so ich ihnen eingeflößt habe, für das größte Unglück halten, das mir begegnet, weil sie Ursache sind, daß sie mich hier aufhalten. Ich kan mit meinem Herzen nicht schalten, das wissen sie, und wenn es frey wär, wie sollte ich einen Mann lieben können, der mich entführt, geschimpft und mich einer unerlaubten Gemeinschaft beschuldigt hat? -- Nein, nein mein Herr, lassen sie sich nur alle Hofnung vergehen. Ich bleibe vielleicht noch einige Zeit bey ihnen, kein Umstand aber kan mir diesen Aufenthalt erträglich machen, als ihre Abwesenheit, und befürchten sie nur die Folgen ihrer Gewaltthat.

Ich habe mich nicht gewöhnt, erwiederte der Marquis mit einem standhaften Tone, zu zittern,

noch weniger für den Drohungen einer Frau. Ihre Verachtung meiner Angehörigen bedeutet nichts, versetzte die Frau von Valcy, und so große Vorwürfe sie meiner Mutter thun können, so bin ich nichts desto weniger im Stande, ihnen schlimme Händel zu machen. Der Unterschied zwischen ihnen und mir ist eben so groß nicht als sie dencken. Jezo komt es eben nicht auf das Geschlechts Register an, erwiederte der Marquis von Versee lächelnd. Ihr Zustand bey der Herzogin, und ihre Heurath mit Valcy entfernen sie ein wenig, wenn auch an ihrer Geburt nichts auszusätzen wär. Ich darf mich weder des einen noch des andern schämen, versetzte die Frau von Valcy. Mein Stand bey der Herzogin war der Stand eines armen, aber ehrbaren Fräuleins. Der Herr von Valcy war bey den Finanzen hergekommen, wenn man aber in den größten Häusern suchen wollte, würde man noch tiefere Verbindungen unter der Ehre antreffen. Er war Hauptmann bey der Reuterey, und seine Schwester ist an einen Präsidenten der besten Häuser vermählt.

Der Marquis hörete mit ernstlicher Aufmercksamkeit zu, was die Frau von Valcy sagte. Man hat mich betrogen, fuhr er fort, ich werde mich von allen diesen wohl erkundigen, und versichere ihnen,

diejenigen gewiß zu strafen, die mich also hinters Licht geführt haben. Er versuchte viele Tage hintereinander sich durch die reitzensten Mittel gefällig zu machen. Es wollte ihm aber bey der Frau von Valcy alles nichts helfen. Ein weniger aufrichtiges Frauenzimmer würde sich seiner guten Laune bedient haben, ihre Freyheit zu erhalten. Sie aber wollte nichts versprechen, sondern lieber warten, und die Verfolgungen des Marquis von Versee erdulten, als von ihrer Redlichkeit im geringsten abweichen. Listige Ränke sahe sie ihrer sehr unwürdig an. Wir wollen sie in ihrem Kummer, und unter des Marquis eifrigen Anfällen lassen, und nach Premür zurück kehren.

Der Herr von Tarol wendete alle Bemühung an, die Frau von Valcy wieder zu finden. Der Minister kam sogleich auf den Ursprung, er schickte an die Herzogin, sie zu bitten, ihm Rechenschaft von einer Begebenheit zu geben, davon sie wissen müßte. Sie versicherte aber hoch und theuer, daß ihr von der Frau von Valcy Entführung, auch wo sie wär nichts bekant sey. Da der Marquis von Versee in den vorhergehenden Streichen nicht verwickelt war, dachte kein Mensch auf ihn. Der Graf von Marsevil that seiner Seits die genauesten Untersuchungen. Er war in der Normandie auf

allen Güthern der Herzogin gewesen, und brachte von seiner Reise nichts mit, als die Reue so kostbare Zeit verloren zu haben, die er weit nützlicher hätte anwenden können. Doch säumete er nicht, sich zu erkundigen und von Paris nach Premür, und von Premür nach Paris zu gehen. Die Policey hatte Ausspäher an verschiedene Orte geschickt, welche die Bedienten der Herzogin ausforschen sollten, sie konten aber nichts erfahren. Man mußte Mitleiden mit dem Grafen von Marsevil haben. Er drohete dem Abt von Ligny den Tod, wo ferne er nicht entdeckte, wo seine Nichte wär. Der Abt fand kein besseres Mittel, der Wuth des Grafen zu entgehen, als sich nach seiner Pfründe zu begeben, die er in Champagne erhalten hatte. In dem Hause der Frau von Valcy war alles in Verwirrung, und würde auch noch lange, ohne einer sonderbaren Begebenheit darinne geblieben seyn.

Der Herr von Marsevil, welcher einen Verdacht auf seinen Onckel schöpfte, besuchte ihn zuweilen. Weil dieser nun besorgte, der Liebhaber möchte endlich dasjenige entdecken, welches zu verheelen ihm sehr angelegen war, entschloß er sich den Aufenthalt der Frau von Valcy zu verändern. Das Schloß Versee lag mitten in einem weitläuftigen Walde, von andern Gütern entfernt, die Umstände bewo-

gen ihn, diesen Ort zu erwählen, die Frau von Valcy zu verwahren. Allein sein Nefe brachte ihn dahin, daß er auf einmal anders Sinnes ward. Er hatte die Bedienten, so von der Sache wußten mit den härtesten Strafen bedrohet, wenn sie etwas verrathen würden, daher unterstand sich keiner, weder den Bauren, noch andern etwas davon zu sagen. Die Frau von Valcy half aber auch selbst, durch ihr eingezogenes Leben, daß sie fast vor allen Augen verborgen blieb. Da sie indessen zuweilen spazieren gieng, kam ihr des Gärtners Tochter zu Gesichte, deren Gesichtsbildung ihr über aus wohl gefiel, weil sie aber nicht mit ihr reden konte, indem beständig Leute um sie waren, fiel sie auf einen Anschlag, der ihr auch gelung. Sie verlangte nähmlich Blumen in ihr Zimmer zu haben. Der Marquis befahl alsobald, daß man ihr alle Morgen frische Blumen bringen sollte, und dem Gärtner Mägdgen ward diese Sorge aufgetragen. Dieses Mägdgen so durch die kleinen Geschencke der Frau von Valcy und ihre Fragen dreiste gemacht ward, fragte sie wegen ihrer Betrübniß. Sie würde ihr zehenmal geantwortet haben, wenn nicht Leute um ihr gewesen wären, die auf alles Achtung gaben. Das Mägdgen merckte aber aus der Frau von Valcy Zeichen und Reden, daß sie ihrer benöthigt wär, es suchte also Gelegenheit, ohne Zei-

chen mit ihr zu sprechen. Der Marquis hatte der Frau von Valcy das Mägdgen nicht zur Bedienung geben wollen, verbot auch zu ihr zu gehen, ausser wenn sie ihr Blumen brächte.

Der Graf von Marsevil hatte dem Herrn von Tarol seine Meynung eröfnet, sie reiseten zusammen nach Versee, in dem Wahn, den Marquis zu überraschen, und vielleicht die Ursach zu erforschen, warum er sich an einem so wüsten Orte aufhielt. Sie kamen also Abends spät bey ihm an, unter dem Vorwand, bey ihm zu essen, und da zu schlafen. Das war ein sonderbarer Besuch. Man meldete dem Marquis gantz heimlich seines Nefen Ankunft. Er war eben gantz allein bey der Frau von Valcy, welche an dem Tage nicht aus ihrem Zimmer gekommen war, und sich nicht versehen hatte, daß ihre geliebte Personen so nahe waren. Der Marquis verließ sie sehr unruhig, und sagte zu ihr, er wär ganz in Verzweiflung, daß er mit Leuten Abends speisen müßte, die Geschäfte wegen angekommen wären, und ihr nicht Gesellschaft leisten könte, bat sie aber, es gut zu befinden, daß der Capellan zur Gesellschafft bey ihr seyn möchte.

Der Marquis stutzte gar sehr, als er bey seinem Nefen einen Officier von gutem Ansehen antraf

traf, der, wie er meynete, nicht ohne besondere Absicht gekommen wär. Der Graf stellte ihm denselben, als den Vater der Frau von Valcy vor. Bey Nennung dieses Namens hielt er sich für entdeckt, und fertig, eher mit der größten Verzweflung zu fechten, als zu gestehen, daß sie bey ihm wär. Allein seine Furcht war vergebens, denn es gieng alles gar friedfertig ab. Der Herr von Marsevil sagte zu seinem Onckel, er hätte Versee nicht vorbey gehen wollen, ohne ihm den Herrn von Tarol, den Besitzer von Premür, vorzustellen, der sich mit seinen Schwägern dieses Guthes wegen, abgefunden hätte, und sich mit ihnen, wegen einiger Lehens-Verbindungen unterreden wollte. Der Marquis nahm dieses mit gröster Höflichkeit an. Man setzte sich zur Tafel, bey welcher von der Frau von Valcy Entführung geredt ward. Der Marquis beklagte den Herrn von Tarol, daß er einer so liebenswürdigen Tochter beraubt worden sey.

Dieser antwortete, daß er alle ersinnliche Untersuchung deswegen gethan habe, und wenn er den nichtswürdigen Böswicht kennte, der ihn einen so lieben Gegenstand entführt hätte, so würde er ihn mit tausend Stichen durchbohren. Der Graf bestärckte diese Drohungen, und sagte, er würde

den Herrn von Tarol dieser Rache mit dem grösten Vergnügen überheben. Unter diesen Reden befand sich der Marquis von Versee in einem sonderbaren Zustande. Zwischen den Bewegungen seines Muthes, und der Furcht eine Person zu verlieren, die er anbetete, durfte er seine Empfindungen gegen zween Leute nicht auslassen, die, wie es schien, ihn zu beschimpfen gekommen waren, denn er war zweiffelhaft, ob sie vielleicht nicht wissen möchten, daß die Frau von Valcy in seinem Hause wär.

Er ward noch verwirrter gemacht, als der Graf fortfuhr: Sagen sie mir mein Onckel ihre Meynung, über eine That, die kein Beyspiel hat. Denn die Aufführung der Frau von Valcy läßt mich keinen Mitbuhler besorgen: Meine Schwiegermutter schwöret, daß sie nichts von allem, noch wo sie wäre wisse. Nicht alle Liebhaber einer schönen Person erklären sich, versetzte der Marquis von Versee, und die Frau von Valcy kan leicht einen verborgenen Liebhaber haben, der sie zu entführen, sich entschlossen, da er gesehen hat, daß sie sich mit ihr zu vermählen, im Begrif gewesen sind. Das kan seyn, antwortete der Herr von Tarol; Allein dieser Liebhaber mag sich verstecken wie er will, so soll er unsern und dem Nachsuchen, das

der König thun läßt, nicht entgehen. Diese Sache dürfte für den Räuber dieses lieben Kindes sehr schlimm ablauffen.

Der Marquis, der aus ihren Reden wohl urtheilete, daß er bey ihnen außer Verdacht war, fieng an etwas zuversichtlicher und freyer zu reden. Er entschuldigte die Fehler, welche die Paßion zu begehen antreibet, doch tadelte er die Gewalt so man der Frau von Valcy anthät. Diese That, fuhr der Herr von Tarol fort, kan nicht entschuldigt werden. Ach! warum ist mir doch der Zustand dieses Kindes so lange verborgen geblieben. Sie würde mit dem Herrn, hier wieß er auf den Grafen, vermählt seyn, und niemals so viel Verfolgung von ihrem Hauße haben ausstehen dürfen.

Der Marquis fand diesen Ausdruck ein wenig zu starck. Ich vergebe, sagte er, in Ansehung des Kummers darinne ich sie sehe, die Beleidigung, so sie meiner Schwester und dem Andencken meiner Nichte anthun, sie haben ihre Schuldigkeit gethan, wenn sie den Herrn von Marsevil verhindert haben, sich einer Paßion zu überlassen, die ihn nur ins Unglück bringen, und die Zerstörung beyder Häußer hätte machen können. Sie aber, mein Herr, fuhr er fort, die mir Vorwürfe thun,

die ich nicht verdient habe, mit welchem Recht kommen sie in mein Haus, sich über meine Schwester und Nichte zu beklagen, da sie selbst zum ersten Unglück der Frau von Valcy Gelegenheit gegeben haben? Ich finde allerdings, daß ich Unrecht thue, bey ihnen so freymüthig zu reden, wenn sie sich aber dadurch beleidigt finden, so bin ich bereit, ihnen sogleich alle Genüge zu thun. Der Marquis verlangte in den Umständen, darinne er sich befand, keine Ehren Sache zu verfechten, er ergrif also den Weg der Mäßigung. Diese Beleidigung fuhr er fort, betrift mich eigentlich nicht, ich sehe mich also nicht genöthigt, anders darauf zu antworten, als ihnen zu erkennen zu geben, daß sie sich nicht über meine Schwester zu beklagen haben, die weiter nichts gethan hat, als eine Vereinigung stören müssen, die ihre Tochter hätte unglücklich machen können. Das Gespräch war so angenehm nicht, daß es hätte lange währen sollen. Nach dem Abend-Essen blieb der Marquis von Versee bey seinen Gästen, unter dem Vorwand ihnen Gesellschafft zu leisten, nur damit sie mit keinen von den Leuten im Hause reden konten, und früh war er bey guter Zeit wieder bey ihnen im Zimmer.

Er bildete sich gewiß ein, daß er sie durch die Art, wie er sie empfangen hatte, betrogen hätte,

sie reiseten also, ohne einige Nachricht zu erhalten, wieder ab. Gleichwohl konte der Graf von Marsevil sich der Verwunderung nicht entschlagen, da er sahe, daß sein Onckel so lange an einem so wüsten und öden Orte wo keine Bequemlichkeit war, sich aufhielt. Dieser Umstand war ihm sehr verdächtig. Ob er nun gleich nichts gewisses heraus bringen konte, so glaubte er doch, es müßte ein Geheimniß darunter verborgen seyn. Weil er auch nichts unterlassen wollte, indem er wohl wuste, daß öfters geringe Muthmaßungen zu großer Gewißheit führten, so schickte er heimlich seinen Kammerdiener, namens Deschamps ab, welcher sich im Schloße Versee als ein Bedienter, oder Arbeiter angeben solte. Deschamps richtete seine Sache mit allem Eifer aus, er fand aber so viele Hinderniße, daß er nicht ins Schloß kommen konte, weil der Marquis verboten hatte, jemanden, er sey wer er wolle, einzulassen. Zuförderst machte er sich an den Gärtner, der ihn nicht annehmen wollte, sodann gieng er an den Koch, der ihn ebenfalls abwieß. Seine Emsigkeit ward endlich doch durch ein kleines Licht belohnt. Der Gärtner, so von dem Geheimniß nichts wußte, sagte zu ihm, in den dreyßig Jahren, da er hier in Diensten wär, habe der gnädige Herr sein Schloß niemals so lange bewohnt. Es gefiel ihm sonderlich hier, seit er

seine Buhlerin hier hätte. Seine Buhlerin, sagte Deschamps! Ist sie jung? Ach! bey meiner Treu, versetzte der Gärtner, es ist eine schöne Creatur, aber sie ist sehr betrübt und scheinet, daß sie wider ihren Willen hier ist. Nach der Abbildung, die er machte, glaubte Deschamps nicht, daß es die Frau von Valcy wär, die er niemals, als in der Trauer gesehen hatte, welche etwas von ihrer Schönheit verdeckt gehalten. Er meynte aber doch er müste alle Gelegenheit ergreifen, hinters Licht zu kommen. Er fragte den Gärtner, ob er diese Dame nicht sehen und sprechen könte? Nein, fuhr der gute Mann fort, sie ist seit etlichen Tagen nicht wieder in den Garten kommen. Meine Tochter aber wird euch mehr, als ich sagen können, denn sie muß ihr alle Tage Blumen bringen. Zum Unglück war das Mägdgen von Versee einige Meilen weit weg gegangen, denn Deschamps würde noch an dem Tage mit ihr geredt, und sie ihn ohne Zweifel, aus aller Ungewißheit gebracht haben.

Er machte Bekantschaft mit dem Kutscher, der ihm noch besser unterrichtet zu seyn schien. Dieser Kerl war sehr ungedultig, daß sich sein Herr so lange in dem traurigen Schloße aufhielte, er wär lieber zu Paris bey seiner Frau gewesen. Sein Verdruß

druß und der Wein, den ihm Deschamps einschencken ließ, machten ihn sehr unbescheiden. Er versicherte, daß der Marquis seit einem viertel Jahre ein Mensch auf dem Schloße hätte, bey der er schlief. Durch diese Vertraulichkeit ward Deschamps noch mehr von seiner Hofnung entfernt. Die Frau von Valcy war nur vor sechs Wochen entführt worden, und ihre Tugend ihm unverdächtig. Da er also sahe, daß seine Fragen und sein Suchen unnütze war, gieng er wieder zu seinem Herrn, ihm den schlechten Erfolg, seines Nachforschens zu berichten.

Weit gefehlt, daß der Graf bey der Erzählung des Deschamps alle Hofnung hätte fahren lassen sollen, er sahe vielmehr unter diesem verwirrten Haufen viel Einleuchtungen. Wiewohl der Herr von Tarol alle diese Muthmassungen zu verwerfen schien. Der Marquis war ein alter Soldat, der Ruf von seinem Muthe, und von seiner Buhlerey bekant, der fast eben so verderbte Sitten, als viele seines gleichen hatte, daß er bey nahe eben so wenig daraus machte, die Unordnungen seiner Aufführung vor der Welt zu verbergen. Es fehlte also sehr viel, daß er ein Frauenzimmer für dem Verdacht verwahren, noch weniger sich die Mühe nehmen sollte, auf einem vorlängst verlassenen Schloße, das einer

Hütte

Hütte die unterm Ausruf steht, nicht ungleich ist, lange zu wohnen. Alle diese Betrachtungen gaben Anlaß zu urtheilen, daß das Weibsbild, so der Marquis zu Versee aufhielt, eine Gesellschaft seyn möchte, die er aus Paris mit gebracht hätte.

Indessen hatte dem Marquis doch der Besuch seines Neffen mit dem Herrn von Tarol in große Unruhe gesetzt, daß er besorgte, sie möchten Verdacht schöpfen; er entschloß sich also den Ort des Aufenthalts der Frau von Valcy zu verändern, und sie tief in die Picardie, auf ein Guth zu führen, dahin er niemals kam, und wo man kaum ein brauchbar Zimmer für sie, und einige Bedienten finden konte. Der Weg war ihm nur bedencklich, man mußte dreyßig Meilen reisen, ohne daß es die Frau von Valcy mercken sollte. Diese Bedencklichkeit machte aber zum großen Glücke, daß er die Reise noch aufschobe. Indessen verdoppelte er die Wachen und Drohungen, reisete nach Paris um seinen Neffen allen Argwohn zu benehmen.

Das Zimmer, so die Frau von Valcy bewohnete, gieng nach dem Lustwalde, und in dem Graben unter ihrem Fenster war kein Wasser. Diese Betrachtung gab ihr Hofnung, aus einer Art von Gefängniß zu entwischen, darinne sie der Marquis

hielt

hielt. Wiewohl ohne Hülfe, noch ohne Vorbewust des Grafens konte sie nichts ausrichten. Es schien ihr weit schwerer zu fallen, einen Brief an ihn zu bringen, als sich in den Graben herab zu lassen. Seit etlichen Tagen durfte ihr das Gärtnermägdgen keine Blumen mehr bringen, weil es der Marquis verboten hatte. Ueberdieß hatte sie nichts, womit sie schreiben konte, die Liebe aber machte sie zur Erfindung geschickt, sie riß einige Blätter aus einem Buche, rührete Ruß mit Gummi, und schnitte einen Zahnstocher, damit brachte sie einen Brief zu rechte. Sie konte ihn in etlichen Tagen der Gärtnerin nicht zu stellen, gab ihr aber einen Wink, den das Mägdgen wohl verstand, und Abends nach Tische kam, da ihr ihn die Frau von Valcy mit einem Mäuern Leime den sie im Zimmer gefunden hatte, zu warf.

In etlichen Tagen bekam sie das Gärtnermägdgen nicht zu sehen. Der Marquis war abwesend, sie stand in Gefahr, die Gelegenheit zu verlieren, entwischen zu können, ehe er zurück käm. Aus Vorsicht schrieb sie an die Frau Dümont, damit man sie nicht im Verdacht eines Briefwechsels mit dem Grafen ziehen möchte. Das war ein kluges Verfahren. Sie befürchtete, daß er auf seinen Dünkel allzu heftig erzürnt werden, und es mit ih-

nen zu einem Zwist, der Aufsehen machte, kommen möchte, dadurch sie beyde in Unglück geriethen. Sie meldete der Frau Dümont, daß man nichts wagen, und in der Sache so verfahren sollte, damit der Graf nicht erführe, daß sein Onckel sie entführt hätte.

Das Gärtnermägdgen hatte den Brief selbst ins Kloster nach B... getragen, ohngeacht es acht Meilen waren. Sie blieb drey Tage aus, und zweene vergiengen, ehe sie die Antwort zu überge-ben Gelegenheit fande. Die Frau Dümont war sehr betreten, daß sie weder dem Grafen, noch dem Herrn von Tarol Nachricht von dem Briefe der Frau von Valcy geben sollte. Endlich entschloß sie sich an die Marquise von Marsevil zu berichten, was vorgieng. Hierinne handelte sie sehr klüglich. Die Frau von Valcy hatte ihr zu erkennen gegeben, daß sie der Marquis zweyerley Ursachen wegen aufhielt, er hätte sich nämlich in sie verliebt, und wollte auch ihre Vermählung mit seinem Neffen verhindern.

Die Frau Dümont machte sich mit ihrer Bescheidenheit ein Verdienst bey der Marquise von Marsevil, ergrif auch die Gelegenheit, die Gefahr ihres Sohnes recht groß zu machen, wenn er wis-

sen

sen sollte, daß der Marquis von Versee die Frau von Valcy entführt hätte. Ich weiß eben nicht, ob dabey eine kleine Eifersucht mit unterlief. Die Marquise erschräck, und um die unglücklichen Folgen zu verhüten, auch mit der Frau Dümont einstimmig zu verfahren, schickte sie ihr eine Chaise, mit dem Ersuchen, nach Marsevil zu kommen. Der Frau Dümont war es lieb, sich einer Dame von so hohem Stande gefällig zu machen, sie ließ sich nicht lange bitten, und kam nach Marsevil, wo sie die Marquise mit großer Freundschaft empfieng. Sie hatte sie schon zu Premür kennen gelernt. Ihre Gestalt, Freundlichkeit und einnehmendes Wesen hatte der Marquise sehr gefallen, daß sie ihren Rath gerne annahm, wie sie mit dem Marquis von Versee verfahren sollte. Die Frau Dümont meynete, die Marquise möchte eilig nach Versee gehen, und den Marquis auf andere Gedancken zu bringen suchen. Sie reisete auch den Tag darnach bey guter Zeit ab, fande aber den Marquis nicht, der den Tag vorher nach Paris gegangen war, und so gute Befehle auch gegeben hatte, daß sie auf ihr vieles Bitten nicht mit der Frau von Valcy reden konte. Man sagte ihr allezeit, daß man sie nicht kennete. Es sey auf dem Schloße nur ein Frauenzimmer, eine Buhlerin des Marquis, die mit niemanden von Fremden reden dürfte.

Ein Kerl, wie ein Schloßverwalter, den er da gelassen hatte, führte sie in ein Zimmer, wo man ihr ein niedliches Abendessen zubereitet, und den Capellan, ihr Gesellschaft zu leisten, gesucht hatte.

Bey dem Eintritt dieses guten Geistlichen hofte die Marquise eine Erläuterung von der Frau von Valcy zu erhalten, sie zu sprechen, oder ihr einen Brief zuzubringen. Ihr Ansehen, ihre Höflichkeit, noch mehr aber ihre Versprechungen verführten ihn. Er bekannte endlich, daß der Marquis vor sieben Wochen eine junge Person, in deren Schönheit er verliebt sey, hierher gebracht, er hätte aber zu ihm gesagt, sie sey nicht wohl klug, und er habe sie auf Ansuchen ihres Onckels entführt, eine ungleiche Vermählung zu verhindern.

Die Frau von Marsevil wolte sich nicht lange aufhalten, die Frau von Valcy wegen der Meynung des Capellans lange zu entschuldigen. Sie wendete die Zeit besser an, ihn zu bewegen, und Mittel zu verschaffen, mit der Person zu reden, und sie zu sehen. Das steht nicht bey mir, versetzte der Capellan, der gnädige Herr läßt sie nicht aus den Augen. Einen Brief aber wolte ich ihr wohl zubringen, jedoch mit der Bedingung, daß man mich nicht in das gantze Verfahren mengen

möchte, das sie zu Erhaltung ihrer Freyheit vornehmen. Die Marquise versprach ihm nicht allein, ihn in keinen Verdruß zu bringen, sondern ihn auch gar von Versee wegzunehmen, und mit einer bessern Pfründe zu versorgen. Er holete alsofort, was zum Schreiben nöthig war, und nahm den Brief zu sich. Den Morgen darauf reisete sie von Versee wieder ab, ohne darauf zu bestehen, mit der Frau von Valcy zu reden, damit sie ihre Einrichtungen nicht unterbrechen möchte.

Sie nahm den Weg nach Paris, und gieng zur Herzogin von Saint-Pere, welche über diesem Besuch sehr bestürtzt ward, weil diese Damen, nach der Entführung der Frau von Valcy, mit einander zerfallen waren. Ihre Bestürtzung vermehrete sich noch mehr, da sich die Frau von Marsevil weiter erklärete, und ihr die großen Folgen zeigte, wenn der König ihres Bruders Aufführung erfahren würde, daß auch die Herzogin für ihn erzitterte. Sie schwor vom neuen, daß sie an der Entführung der Frau von Valcy nicht die geringste Schuld habe, und bekannte, daß sie zu den ersten listigen Streichen wohl geholfen hätte, ihren Schwiegersohn von seinem vormaligen Vergehen abzuziehen. Allein es sey ferne von mir, fuhr sie fort, meines Bruders Verfahren zu billigen, wenn

es auf Gewaltthätigkeit hinausläuft. Ihr Sohn ist anjetzo sein eigener Herr, und man kan ihn auf keine andere Weise, als durch kluge Vorstellungen zur Veränderung bringen. Das Geschäfte gehört anjetzo für mich, versetzte die Marquise. Was! fuhr die Herzogin fort, es scheint mir, daß sie sehr verändert sind! Sie geben ihre Einwilligung zu dieser verächtlichen Heirath! Der Gemahl meiner Tochter soll Gemahl von einem Bastart werden, deren Mutter sich durch eine schandbare Aufführung verächtlich gemacht hat? Wenn man, versezte die Marquise, alle Handlungen der Personen, die am scrupulösesten zu seyn scheinen, genau untersuchen sollte, so dürften sie vielleicht Ursachen genug finden, nicht so strenge zu seyn. Ihre Familie, Madame, fuhr sie fort, die sich so vornehm achtet, ist sie wohl ganz ohne Vorwurf? Und hat sie nicht ihr Bruder, durch der Frau von Valey Entführung, geschändet? Wer weiß auch noch, ob er die Sache nicht weiter getrieben hat? Ein Mann, der zu einer solchen Gewaltthat fähig ist, kan noch andere begehen. Er hat kein ander Gesez, als seine Lust, und keine Richtschnur, als seine verkehrten Grundsätze. Sie sind allzu strenge, erwiederte die Herzogin, mit Ungedult, und sie können meines Bruders Absichten in dieser Sache nicht verdammen, daß sie nicht von den ihrigen eben dieses urtheilen

sollten. Vor langer Zeit habe ich sie wider die Frau von Valcy so aufgebracht gesehen, als sie anjetzo gegen sie gutwillig sind. Ich habe sie nicht gekannt, versetzte die Marquise, und ihre Tugend machet, daß ich meines Sohns Paßion gegen sie mit gütigen Augen betrachte. Sehet doch fuhr die Herzogin mit einer verächtlichen Mine fort, die sonderbaren Grundsätze, meiner Tochter Kinder werden sehr geehrt werden, wenn es der Himmel nicht verhütet. Dencken sie vielmehr darauf, Madame, erwiederte die Marquise, den Herrn von Versee zu bewegen, daß er die Frau von Valcy frey läßt, sie wißen wohl daß ihn die Sache aufs Schavot bringen kan, wenn der Herr von Tarol erfährt, daß er der Räuber seiner Tochter ist. Die Vorsichtigkeit, so ich ihrer Familie schuldig bin, und die Zärtlichkeit so ich gegen meine Kinder hege, bewegen mich die glimpflichsten Wege zu gehen und sie noch in Zeiten zu erinnern, höchst bekümmerten Anverwandten Zufriedenheit zu schaffen. Bedencken sie es wohl Madame, vielleicht möchte ich sonst nicht im Stande seyn, ein Wetter abzuwenden, das auf den Marquis von Versee losfallen wird. Die Herzogin erschrack sehr über die Reden der Marquise von Marsevil, und bat sie, weiter nicht zu verfahren, bis sie mit ihrem Bruder gesprochen haben würde.

Der Capellan hatte seine Sache ausgericht, er verbarg den Brief in ein Gebackenes, und trug solches selbst zur Frau von Valcy, gab ihr auch durch einen Winck zu verstehen, mit dessen Eröfnung behutsam zu verfahren. Wie groß war ihre Freude, da sie der Marquise Billet fand: Sie bewunderte der Frau Dümont Klugheit, und schmeichelte sich mit der angenehmsten Hofnung. Es war schon viel, daß der erste Zorn des Grafen zurück gehalten, und seine Mutter, sich der Sache alleine anzunehmen, bewogen worden war. Der Capellan gab ihr mit guter Art zu verstehen, daß die Marquise nach Paris abgegangen sey. Sie merckte nun wohl, daß er von ihr einen gantz andern Begrif gefaßt, als den ihm der Marquis von ihr beygebracht hatte. Dieser ehrliche Geistliche, der anfangs den Grafen durchaus nicht melden wollte, wo sie wär, machte nunmehro keine Schwierigkeit ihr in allen, der Tugend gemäße Dienste zu erweissen. Da er von aller Gelegenheit, seine Sitten zu verderben entfernt lebte, hielt er eine Pfründe von hundert Pistolen Einkünften für ein hohes Guth, und des Marquis lüderliches Betragen für eine von seinem Stande unzertrennliche Eigenschaft. Er betete aus Hertzensgrund, daß ihm GOtt Barmhertzigkeit wiederfahren lassen sollte. Anfangs sahe er die Frau von Valcy als ein uuglückseeliges Opfer

der Verführung an, allein die Frau von Marsevil brachte ihn mit einem Worte, und daß sie sich ihrer so eifrig annahm, auf gantz andere Gedancken, die man von einem in seinen Manieren so einfältigen Menschen kaum erwarten konte.

Alle Vorsichtigkeit der Marquise verhinderte dennoch das Unglück nicht, das sich zu trug. Ihr Besuch zu Versee setzte den Marquis in große Unruhe. Seine Fragen an die Bedienten, stärckten ihn in seinem Verdachte, daß man etwas ausgeschwätzt haben müßte. Seine Liebe zu der Frau von Valcy war dergestalt heftig, daß er sich eher zu verderben, als sich von ihr zu scheiden, entschloß. Er begrif gar leicht, daß sie zu Versee nicht lange verborgen bleiben konte, und ward Sinnes, sie um die Gegend bey Calais, auf ein altes halb eingefallenes Schloß zu führen, wo nur wenige Zimmer bewohnt werden konten, weil aber der Haven nahe war, meynete er sich im Nothfall nach England zu wenden.

Die größte Schwierigkeit dabey war, wie er die Frau von Valcy sicher dahin brächte. Einbilden konte er sich wohl, daß sie nicht einwilligen würde, er dachte aber ein Mittel aus, das ihm gelunge. Er redete mit ihr in einem kläglichen Tone, er sahe

wohl, daß er sie nicht länger verwahren könte, ehe er sie aber dem Grafen von Marsevil überlassen würde, müßte es einem von ihnen das Leben kosten. Er hat mehr Kräfte, als ich, aber ich habe mehr Erfahrung.

Ueber diese Reden erschrack die Frau von Valcy dergestalt, daß sie dem Marquis willig gefolgt hätte, wohin er sie nur führen wollte. Da sey GOtt vor, sagte sie, daß ich Ursache eines so großen Unglücks seyn sollte! Wohlan! versetzte der Marquis, sind sie es zu frieden, daß ich sie wo anders hinbringe. Wenn sie auf die Vereinigung mit dem Grafen vest bestehen, so gebe ich ihnen mein Ehrenwort, wenn mirs auch das Leben kosten sollte, daß ich sie binnen Jahresfrist von daher, zurück führen will, wohin ich sie, mir zu folgen, genöthigt habe. Lassen sie aber auch meiner Liebe Zeit, mich nach ihrem Willen zu richten. Wo wollen sie mich denn hinführen, fragte sie? Wenn es zu weit ist, will ich lieber hier bleiben, ich werde mich wohl verstecken können. -- Beruhigen sie sich, versetzte er, wir gehen nur fünf und zwanzig Meilen von hier.

Weil sie über alles was sie hörte, hestig erschrocken war, und glaubte schon, sie sähe den Grafen, und vielleicht auch ihren Vater mit dem Marquis

im Gefechte, auch einen oder den andern hinsincken, so trieb sie selbst auf die Abreise. Tausend traurige Gedancken giengen ihr die Nacht über im Kopfe herum, sie ward nicht eher, als den andern Tag wieder ruhig, bis sie aus des Marquis von Versee Gebiete war. Eine wunderliche Begebenheit hätte bald des Marquis alle seine Anschläge gestört. Sie war mit ihm auf einer Chaise, da ihnen vier Meilen davon drey Personen zu Pferde begegneten, die eine war der Graf von Marsevil mit zween Bedienten. Die Frau von Valcy kannte ihn sogleich, that einen Schrey, und ward ohnmächtig. Der Marquis ließ geschwind auf einen Gegenweg ausweichen, dadurch kam er dem Grafen aus dem Wege, der kaum hundert Schritte von ihm war, daß er ihn leicht erkant haben würde, und eilete nach dem nächsten Dorfe zu.

Wie die Frau von Valcy sich von ihrem Schrecken erholte, sich in einer Bauerhütte, und den Marquis an ihrer Seite ganz ruhig sitzen sahe, meynte sie, der Graf sey getödtet, und fragte mit Zittern nach ihm. Ich glaube, er befindet sich ganz wohl, versetzte der Marquis von Versee. Denn er reisete ganz ruhig fort, und ich hütete mich wohl, ihn in seiner Reise zu stören. Aus Besorgniß, ihnen zu mißfallen, ließ ich einen andern Weg neh-

men, der uns nur zwo Meilen weiter abführte. Diese Rede beruhigte die Frau von Valcy, daß sie sich ohne Widerstand nach ihrem neuen Gefängniße bringen ließ.

Sie kamen den andern Tag des Abends an. Der Marquis hatte auf dem Wege nicht ruhen wollen, aus Besorgniß, die Frau von Valcy hätte Mittel finden mögen, ihm in einem Wirthshause zu entwischen. Er hatte seinen Bedienten vorausgeschickt, die Wohnung zu bereiten. Die Frau von Valcy konte sich nicht enthalten, bey dem Eintritt in ihre bestimte Wohnung, herzlich zu seufzen. Sie ward in ein Zimmer verwiesen, davon die Dielen eingebrochen waren, die Höhe hatte wohl zwanzig Fuß, die Tapeten waren sehr altväterisch, ein Bette mit hohen Säulen, die Bäncke drey Schuh hoch; an den Vorhängen waren lange Franzen, ein großer Tisch mit einem Teppich war das neueste Hausgeräthe im Zimmer, zum Glück hielt es der Verwalter verschlossen, sonst dienete es zur Lagerstatt für Leute, die im Schloße handthierten. Für den Marquis machte man eine andere Bucht zurechte, die nicht weit davon war. Er nahm die Wache der Frau von Valcy selbst über sich, welches ihr sehr beschwerlich schien. Um das Schloß war kein Graben, wie zu Versee, die Gän-

ge giengen nach einem Geländer zu, wo die eingebrochenen Mauern zur Treppe dienten, und man mit einiger Vorsichtigkeit gar leicht hinunter steigen konte.

Anfangs kam der Frau von Valcy die Höhe erschrecklich vor, einige Tage aber darnach, da sie das Schloß mit dem Marquis besahe, schien es ihr mit weniger Beyhülfe gar leichte zu entkommen. Weil sie sehr besorgt war, der Herr von Tarol, und der Graf möchten ihren Aufenthalt entdecken, verbarg sie sich vor aller Leute Augen sorgfältig. Für des Marquis Anfällen hielt sie sich sicher, weil er ihr nur mit Seufzen beschwerlich fiel, nur für seinem wütenden Character fürchtete sie sich, er würde eher die gewaltigsten Ausschweifungen begehen, ehe er sie seinem Neffen überlassen möchte. Also beruhete ihre ganze Hofnung, aus dieser Gefangenschaft zu kommen, alleine auf ihrem Muthe, denn der Marquis war nicht fähig, der Vernunft und der Gerechtigkeit Gehör zu geben, er bildete sich ein, man beleidigte dasjenige, was er seine Ehre nennete, welches doch nichts anders, als ein dummer Trotz heissen konte.

Mithin faßte sie den Entschluß, durch das eingebrochene Mauerwerck nach dem Felde zu, sich zu

retten.

retten. Er war freylich verwägen, allein sie würde auch ihr Leben tausend mal lieber in die Schantze geschlagen, als ihren Geliebten, und den Mann, den sie als einen zärtlichen Vater liebte, in Gefahr gesetzt haben. Der Marquis, der sich auf ihre erschrockene Furchtsamkeit verließ, verstattete ihr am Tage einige Freyheit, sobald es aber Abend ward, gieng er nicht von ihr, und nach dem Abendessen verschloß er sie ins Zimmer. Er hielt sie für sehr furchtsam, und zu einem verwegenen und muthigen Entschluß gar nicht fähig. Nun ist es Zeit, wieder nach Versee zu gehen, was nach des Marquis Abreise vorfiel.

Die Herzogin von Saint-Pere, welche wohl sahe, was die Entführung der Frau von Valcy anrichtete, schrieb, was man zu ihrer Entdeckung vornähm, an ihren Bruder. Die Marquise hatte einen Befehl vom Könige erhalten, Haussuchung im Schloße von Versee zu thun, sie erfuhr, daß der Marquis abwesend war, und eilete mit einer hinlänglichen Begleitung dahin, welche sich aber eine Ecke davon, auf den Nothfall, aufhielt. Ihre Freude und ihre Ungedult waren groß, daß sie ihrem Sohn den Gegenstand seiner Anbetung verschaffen würde. Glauben konte sie nicht, daß sich die Frau von Valcy derselben unwürdig gemacht

hätte,

hätte, wie groß aber war ihr Kummer, als sie dieselbe im ganzen Schloße nicht fande. Der Capellan den sie allein antraf, versicherte sie, daß der Marquis vor drey Tagen weggereist wär, und die Frau von Valey mit genommen, die auch mit der Reise wohl zu frieden geschienen hätte, er wisse nicht, wo ihr Weg hingegangen sey. Die Marquise zog mit der größten Bekümmerniß wieder ab, weil sie wohl wußte, wie untröstlich ihr Sohn darüber seyn würde.

Der Hert von Tarol, gieng sehr lebhaft zu Werke, er erhielt einen Befehl unterm Siegel, den Marquis zur gefänglichen Haft zu bringen, weil er wußte, daß er der Räuber war, nur vor dem Grafen von Marsevil verbarg man das Geheimniß, aus Hochachtung gegen die Marquise, die wegen der Folgen in großer Bekümmerniß war. Es war ein Glück für den Marquis, daß er von Versee weg war, denn sonst würde er geliefert gewesen seyn. Ein Gerichtsdiener, kam mit Mannschaft vom Marschalamte an das Schloßthor zu Versee, eben da die Marquise wieder heraus gehen wollte, die ihm sagte, daß ihr Suchen vergebens gewesen wär.

Der Gerichtsdiener übergab den besiegelten Befehl dem Schlosverwalter, welcher versicherte, er

wüßte

wüßte nicht, wo der gnädige Herr sey, er wär mit seiner Buhlerin, und einem einzigen Bedienten, der ihm zum Kutscher dienete, vor acht Tagen verreist. Man fragte ihn, ob er nicht eine Dame mit Gewalt zur Reise genöthigt habe. Er gab zur Antwort, daß ihn die Dame vielmehr die Reise zu beschleunigen angetrieben hätte. Der Herr von Tarol konte sich in dieses Betragen nicht finden, er gieng wieder nach Premür zurück, und besorgte, die Frau von Valcy habe sich durch den Marquis verführen lassen, gleichwohl trauete er dieses ihrer Tugend nicht zu. Da er diesen traurigen Betrachtungen nach hieng, ereigneten sich gar sonderbahre Begebenheiten.

Der Graf von Marsevil durchstrich Feld und Land. Seine Unruhe, und die Hofnung etwas von der Frau von Valcy zu hören, brachten ihn bey früher Zeit zu Pferde, er gieng öfters von Marsevil nach Premür. Seinen Onckel hielt er beständig in Verdacht, und suchte Gelegenheit an ihn zu kommen. Er hatte der Frau Dümont sein Vertrauen wieder zu gewendet, die sich sehr darüber vergnügte, weil sie es nicht besser haben konte. Die Beunruhigung über der Frau von Valcy Schicksal, machte ihr würcklich hertzlichen Kummer. Der Banquier, der ihre Gelder zahlte, hatte ihr seit jahres Frist

nichts von ihrem Gemahl gemeldet. Eine zehenjährige Abwesenheit hatte doch in ihrem Hertzen das große Verlangen ihn wieder zu sehen nicht vertilget. Das Alter, ihre zärtliche Liebe für ihren Sohn, ihre kleine Widerwärtigkeiten mit dem Grafen von Marsevil brachten sie zu dem Vorsatz nach Indien zu ihrem Gemahl zu gehen, der, nach Art der Männer von Paris, alle Ursachen der Unzufriedenheit über seine Frau vergessen hatte, ob sich gleich weder Pfaffen, noch Anverwandte ein mengten. Ueber dem, hatte es keinen großen Lerm gemacht, und die Fehler der Frau Dümont waren eben so wenig, als ihres Mannes Unwille darüber bekant. Die aufrichtige Freundschaft, so sie gegen die Frau von Valcy hegte, bewog sie, diese Reise noch aufzuschieben, welche ohne dieß, wegen der folgenden Begebenheiten, gantz unnützlich gewesen seyn würde. Die Frau von Baury regierte das Hauswesen zu Premür, als eine gute Hausmutter, die nur auf den Vortheil ihrer Kinder bedacht ist. Der Herr von Tarol überließ ihr alle Vorsorge, und war nur bedacht, die Frau von Valcy aufzusuchen, und seine Rache an den Marquis von Versee auszulassen.

Der Graf von Marsevil kam nach Premür, wo er den Herrn von Tarol und die Frau Dümont an-

traf

traf. Sie wollten sich eben zu Tische setzen, als sie ein Getrappel, und einen Lerm von Pferden im Schloßhofe hörten. Bey gegenwärtigen Umständen machte das geringste Geräusch ihre Neugier rege, und sie waren begierig zu wissen, was der Lerm bedeuten sollte. Ein Herr fragte mit starcker Stimme nach den Hausherrn. Hier ist er, antwortete der Herr von Tarol. Desto besser, versetzte dieser Herr, ich werde den Damen meine Höflichkeit bezeugen, er gieng auf die Frau Dümont zu, wer ist das, sagte er, das ist doch meine Nichte nicht? Das verschlägt nichts, ich will mich zu ihr setzen, ohne viel Wesens zu machen. Weil sie der Herr von Terville sind, fuhr er fort, so stelle ich ihnen hier meinen Neffen vor, indem er ihm einen wohlgestalten jungen Herrn zeigte, der mit ihm angekommen war. Die Damen waren herzu gelaufen, was neues von der Frau von Valey zu vernehmen, da sie aber sahen, daß die Herren von Premür sich zu Tische setzen wollten, nahm ein jedes seinen Platz ein. Man gab sich einander zu erkennen, und erzählte den Herren von Premür die Begebenheit mit der Frau von Valey, darüber sie sehr bestürzt wurden.

Bald darauf kam ein Dritter. Der Herr von Premür, schrie ihm zu: Seyn sie willkommen. Hier sehen sie meinen Schwager, und zwo Damen die

die ich ihnen vorstelle -- Es ist mir, bey meiner Treu recht lieb, sie wohl zu sehen, und wir wollen es uns wohl schmecken lassen -- Hier setzen sie sich zu dieser, indem er ihn zur Frau Dümont wieß, welche aber gantz verstummete, und bey nahe in Ohnmacht gefallen wär. Der Unbekante sahe sie an, in dessen Augen man Freude und Unruhe spürete. Der Herr von Premür setzte sich nieder, und sagte nichts, die Frau Dümont aber stand auf, und warf sich mit Freuden in die Arme des Unbekanten. Es war nicht möglich ein Wort von den Leuten heraus zu bringen. Sie waren von Freude und Vergnügen, einander, nach so langer Abwesenheit, wieder zu sehen gantz beraubt, und nur auf Bezeugung ihrer Zärtlichkeit, und Zufriedenheit bedacht. Dieser Auftritt machte die gantze Gesellschaft lustig, an der Freude dieser beyden Personen Theil zu nehmen. Denn an dem Unbekanten fande man den Herrn Dümont, der aus Judien zurück gekommen war, er hatte bey seiner Ausschiffung den Herrn von Premür angetroffen, und weil er seine Gemahlin in ihrem Kloster überraschen wollte, hatte er mit ihnen den Weg in die Picardie genommen. Der ältere Herr von Premür nöthigte ihn, ohne viele Umstände mit zu seinem Schwager zu reisen, die Nacht da zu bleiben, weil es spät war, welches der Herr Dümont annahm, und den andern Tag nach

B... reisen wollte. Die Zusammenkunft war so sonderbar, daß man den ganzen Abend damit zu brachte. Die beyden Verehlichten wurden in ein Zimmer gebracht, die Herren von Premür schliefen beysammen, und jedes ward auf dem Schloße, durch der Frau von Baury Sorgfalt, angewiessen.

Der Herr von Premür wußte nichts davon, daß der Herr von Terville seine Schwester, und Gemahlin verlassen hatte, er fragte beständig nach seiner Nichte. Das Geheimniß, so man anfangs gegen ihn bezeugt hatte, machte ihn neugierig alles umständlich zu wissen. Er hatte von Entführung gehört, und glaubte, die Frau von Baley müßte etwan einen heimlichen Liebeshandel gehabt haben. An dem andern Tage meldete man ihm, daß sie vermählt gewesen, anjetzo Witwe sey, von dem Grafen von Marsevil zur Gemahlin gesucht, deßwegen aber von dessen Familie verfolgt würde, davon ihre Entführung die Folge sey. Sapperment, versetzte der Herr von Premür, das ist wunderlich, daß man sich der Zufriedenheit meiner Nichte widersetzt. Ich will der Hudeley bald ein Ende machen, wenn ich sie mit meinem Neffen vermähle. Ich gebe ihr mein gantz Vermögen. Er ist Befehlshaber über ein Schif der Indianischen Compagnie, er ist brav, wohl gestalt, daß man ihn

nicht verachten kan. Ich hoffe auch, die nahe Anverwandtschaft soll es nicht hindern können. Man muß zu förderst, erwiederte der Herr von Tarol, ihre Meynung darüber vernehmen, und ihre Vereinigung läßt nicht hoffen, daß sie einwilligen möchte. - - Ich verstehe es wohl; unterbrach der Herr von Premür, sie wird einen andern im Sinne haben - - Davon kan ich nichts gewisses sagen, wenn sie hier wär, würde sie sich selbst darüber erklären.

Der Graf von Marsevil, der das Gespräch anhörete, verwandelte die Farbe zum öftern, und wollte es unterbrechen, er fiel aus einem Verdruß in den andern, nach dem Mittags-Essen, nahm er den Herrn von Tarol bey seite, empfahl ihm seine Angelegenheit, erinnerte ihn an sein Wort, wünschte der Frau Dumont Glück, daß sie ihren Gemahl wieder gefunden hatte, und reisete nach Marsevil von dem Onckel sehr beunruhigt zurück, der aus Indien herkommen mußte, ihm Bekümmerniß zu machen. Er fand seine Schwester, die man hatte aus dem Kloster kommen lassen, die er auch wenig gesehen hatte. Ihre Schönheit machte ihn ganz bestürzt, und zerstreute seinen Verdruß auf einige Zeit, der ihn quälete. Einige Aehnlichkeit, die sie mit der Frau von Balcy hatte, machte sie ihm noch angenehmer, und ihre

Liebkoßungen versüßeten einiger maßen seine Beunruhigung. Da sie auch ihre Freundschafft gegen den Bruder noch mit niemanden theilete, hoffete die Frau von Marsevil, sie würde ihrem Sohne in seinen Widerwärtigkeiten den meisten Trost geben, sie ermahnete sie also, daß sie ihn aus dieser Schwermüthigkeit zu ziehen, alles anwenden sollte.

Die Frau von Valcy suchte ihrer Seits alle Mittel, eine Gefangenschafft zu endigen, die ihr von Tag zu Tag unerträglicher ward. In dem Zustande darinne sie sich befand, sahe sie keine bessere Bekanntschafft, als mit der Tochter des Schloß-Verwalters, die ohngefehr fünf und zwantzig Jahr alt war. Sie schmachtete mit grosem Widerwillen, auf diesem traurigen Lande. Einige Bauern hatten schon um sie gefreyet, allein die Auferziehung, die sie gehabt hatte, und die Neigung, so sie gegen einen Menschen von höherm Stande gefaßt hatte, machten sie so stoltz, daß sie alle dergleichen Verbindungen ausschlug. Sie war nicht häßlich und unannehmlich, ihre gute und aufrichtige Gemüthsart machte auch, daß man kein Mißtrauen in sie setzte. Anfangs, hielt sie die Frau von Valcy für des Marquis Buhlerin und beklagte sie, daß sie an einen Mann von dem Alter und Character gekommen war, hielt ihn auch für schreck-

lich eifersichtig, daß er sie so einsperrete. Die Frau von Valcy gab ihr einige Zeichen, die sie wohl verstande, und weil sonst niemand auf dem Schloße war, der ihr zur Gesellschafft dienete, erlaubte ihr der Marquis, daß sie zuweilen nach Tische zu ihr kommen durfte. Die Frau von Valcy steckte ihr ein Briefgen zu, darinne sie ihr Verlangen zu erkennen gab, das machte Gelegenheit, sich über Mittel zu bereden. Sie antwortete an eben dem Tage, und zeigte ihr ein Gitterfenster, das nach dem Gang gieng, wo die Frau von Valcy hinkommen könte, ohne daß der Marquis etwas davon wüßte. Sie machten noch an dem Abend ihre Anstalten, sich aus dieser Art von Gefangenschafft zu retten.

Des Verwalters Tochter sahe kein ander Mittel heraus zu kommen, das Verlangen und die Zuneigung der Frau von Valcy zu dienen, gaben ihr einen Anschlag in den Sinn, aus den Händen ihrer Kerckermeister zu entwischen. Ich habe gesagt, daß die Dielen in der Frau von Valcy Zimmer eingebrochen wären. Man hatte über das Loch den grossen Tisch mit dem breiten Teppich gesetzt. Es war zu klein, dadurch zu kommen. Die Frau von Valcy bat den Marquis, daß er das Bauer-Mensch, so ihr aufwartete, nicht sollte in

ihrem Zimmer schlaffen lassen. Er erwieß ihr die Gefälligkeit, und sie bediente sich derselben, das Loch mit einigem Werckzeug weit größer zu machen. Sie arbeitete nur des Nachts, ohne groses Getöß daran zu machen, und bald war es so groß, daß sie mit dem Leibe durch konte. Es gieng zwischen zween Balcken, unten in ein Behältniß, wo Tonnen und allerhand Holtzwerck lag. Aveline, das war der Name des Verwalters Tochter, suchte den Schlüßel darzu, und verwahrete ihn, räumete auch die Fäßer und das Holtz bey Seite, daß man also nur vier Schuh hoch gemächlich herunter kommen konte. Die Frau von Valcy kam also glücklich und leicht durch den Schloßhof, ohngeacht der Marquis sich des Nachts die Schlüßel zum Schloßthore geben ließ. Unsere beyden Heldinnen mußten über die eingebrochene Mauer sich eine nach der andern herunter helffen, dabey es wohl einige Stöße setzte, die aber wenig Folgen hatten.

Aveline, der alle Winckel der Gegend bekannt waren, führte die furchtsame Valcy in der Nacht durch das Holtz, wo ihr das Rauschen der Blätter an den Bäumen, das Heulen der Nacht-Eulen, und anderes Getöße eine tödtliche Furcht einjagten. Sie befanden sich früh mit Anbruch des

Tages, in einem Dorfe. Die Frau von Valcy hatte das Geld noch bey sich, so sie bey ihrer Entführung verwahrte, welches zu ihrer Reise zulänglich war. Sie fanden nichts als einen bedeckten Karren, den ihnen ein Bauer anbote, sie zu führen, wohin sie wollten.

Man spannete ein paar gute Pferde davor, und da sie sich auf diese erbare Fuhre gesetzt hatten, fuhr sie der Bauer durch viele Schleifwege fort. Die Frau von Valcy, die sich nun völlig sicher hielt, glaubte nicht, daß sie der Marquis einholen würde.

Dieser ward ganz wütend für Zorn, als ihm die Bauern-Magd sagte, daß die Frau von Valcy nicht in ihrem Zimmer sey. Er lief sogleich dahin, suchte den Orte vergebens, wo sie durch hätte kommen können, ihre Thüre war doppelt verschlossen, unmöglich hatte sie durch das Fenster kommen können. Der Verwalter, der ebenfalls seine Tochter vermißte, und sie überall vergebens suchte, besonne sich endlich auf das Loch so in dem Zimmer unter dem Tische war, und endeckte das Geheimniß, wie er den Teppich aufhob. Es fehlte nicht viel, daß ihn der Marquis in der ersten Hitze nicht tödete. Der Verwalter schwor, daß nicht eine Ka-

Er hätte durch kriechen können, und man müßte lange darüber gearbeitet haben. Da es die Zeit nicht litte, lange zu untersuchen, wer Recht, oder Unrecht hatte, ließ der Marquis gleich die Pferde satteln, seinen Bedienten und den Verwalter aufsitzen, die hier und dahin streiften, er nahm den sichersten Weg nach Premür. Weil aber unsere Flüchtlinge einen großen Vorsprung hatten, so konte man sie nicht erreichen. Der Marquis meynte, sie hätten sich in ein Bauerhaus verborgen, und verlor viel Zeit mit Nachsuchen. Ein kleines Mägdgen sagte ihnen nur, daß eine schöne Dame mit ihrer Kammerfrau sehr früh angekommen wären, sich auf einen Karren gesetzt, und den Weg nach B... genommen hätten.

Sie kamen am dritten Tage glücklich aber sehr ermüdet an. Die Frau von Valcy wollte anfangs lieber nach dem Kloster gehen, weil sie wegen der Rache des Herrn von Tarol, und deren übeln Folgen besorgt war. Die Nonnen eilten alle herzu, ihr zur Wiederkunft Glück zu wünschen. Sie schrieb auch gleich an die Frau von Vaury, die Sache nach ihrer gewöhnlichen Klugheit behutsam einzurichten. Wie erfreut war diese würdige Freundin! Sie konte es nicht verbergen, die Frau Dümont, so noch zu Premür war, der man

es

es entdeckte, nahm es gleich über sich, nach B. zu gehen, und die Frau von Valcy abzuholen. Die geheimnißvollen Mienen der beyden Damen, machten dem Herrn von Tarol einen Verdacht. Die Abreise des Grafen hatte ihn in Kümmerniß und Bestürtzung gesetzt. Man tröstete ihn, er würde den lieben Gegenstand seines Hertzens bald wieder sehen. Seine Unruhe war ungemein groß, er konte sich nicht einbilden, daß die Frau von Valcy nicht nach Premür eilen sollte, wenn sie in Freyheit wär.

Anderer Seits schickte die Frau Dümont einen eignen Boten an die Marquise von Marsevil, ihr der Frau von Valcy Ankunft zu berichten. Diese zärtliche Mutter welche besorgte, eine so angelegentliche Zeitung möchte eine allzu hefftige Wirckung auf ihres Sohns Gemüth machen, verdeckte so viel ihr möglich war, ihre aufwallende Freude. Wie wohl der Graf, der ihre geringste Bewegungen bemerckte, was er zu fürchten oder zu hoffen hatte, ward in ihrem Gesicht eine Heiterkeit gewahr, die ihm ungewöhnlich schien, und ihre natürlich zärtliche Augen waren viel lebhafter. Ach! schie er, sehr erfreut, sie ist gefunden. Nun kan ich ihr den grausamen Zustand, in den mich ihre Abwesenheit gesetzt hat, frey entdecken. Weil ihr

so gut davon unterrichtet seyd, versetzte die Marquise; so werde ich euch nichts sagen dürfen. Was bedeutet aber das Stillschweigen fuhr er fort? Warum hat sie mir nichts geschrieben? — Ohne Zweifel ist das eine Vorsichtigkeit, erwiederte die Frau von Marsevil. Hier nehmt und leset den Brief. Er nahm ihn mit Zittern und las, er meynte für Vergnügen zu sterben, da er sahe daß sie im Kloster, und ihre erste Sorge war, es ihm wissend zu machen. Die Liebkosungen gegen seine Frau Mutter, die Eilfertigkeit nach dem Kloster zu gehen, alle seine Handlungen und seine Freude gaben eine eben so lebhaffte, als beständige Liebe zu erkennen. Die Frau von Marsevil wollte sich seinem Verlangen nicht wiedersetzen, das Vergnügen, so sie über ihres Sohnes Glückseligkeit genoß, trieb sie viel mehr an, seine Abreise zu beschleunigen.

Seine Liebe gab ihm Flügel, nach B... zu eilen. Die Frau von Valcy meynete nicht, ihn im Kloster zu sehen, sie erwartete die Frau Dümont, die aber eine Stunde nach ihm erst ankam, und besorgte nur mit vielem Rechte, die Freude dieses Liebhabers dürfte die Nonnen rege machen. Allein es war kein Zeuge bey der ersten Bewegung ihres Gespräches. Der Graf ließ sich melden, erwarte-

te

te die Frau von Valcy am Gitter, die Nonne zur Aufwartung führte sich wieder ab. Welche herzliche Freude, welche brünstige Liebe! Empfindung läßt sich nicht ausdrücken, wenn sie ihre volle Stärcke hat. Das Gitter machte eine grausame Hinderniß den Zeichen ihrer Zärtlichkeit. Ein beredtes Stillschweigen, herzliche Seufzer, alle ihre Bewegungen, waren Dollmetscher von dem, was in ihrem Herzen vorgieng. Nach einiger Ruhe von so heftigen Bewegungen, kam man zum Sprechen. Die Frau von Valcy forderte zuförderst einen Eydt von dem Grafen, keine Rache an dem Marquis von Versee auszuüben. Er gieng anfangs schwer daran, was sie forderte, weil sie aber drohete, ihm von ihrer Entführung, noch von allen Folgen kein Wort zu sagen, schwuhr er ihr, keine andere Rache an dem Marquis zu üben, als seine Vermählung mit ihr zu beschleunigen. Wenn sie seine Absichten wissen, sagte die Frau von Valcy, so werden sie ihm den größten Kummer machen. Der Graf meynete, sie wollte nur von seiner Widersetzung gegen ihre Verbindung reden, und erwiederte daß er glaubte, er würde sie wieder alle neue Hindernisse sicher genug zu stellen fähig seyn.

Man erlaubte dem Grafen wider die Kloster-

Ord-

Ordnung, abends im Sprachsaal zu speisen, die Frau Dümont so darzu kam, vermehrte ihre Lust, indem sie ihnen ihres Gemahls glückliche Zurückkunfft berichtete. Dieser Umstand brachte sie auch zur Vernunft, daß sie die Vereinigung des Grafens mit der Frau von Valcy ruhig an sahe. Er konte sie auch nicht genug betrachten, dieser zärtliche und beständige Liebhaber schien alle Bekümmernisse die er ausgestanden hatte zu vergessen, diese kostbaren Augenblicke vertilgten alles. Die Priorin welche etwas von der Frau von Valcy Widerwärtigkeiten und von des Grafen Absichten wußte, widersetzte sich auch ihrem Gespräche nicht, das bis um eilf Uhr währete, da der Graf sich nach einer Wohnung ausserhalb begab.

Die Frau von Valcy wolte in dieser Nacht nicht von der Frau Dümont bleiben, beyde Damen, welche einander wieder zu sehen höchst erfreut waren, bezeugten auch die gröste Freundschaft gegen einander. Den Tag darnach kam der Herr von Tarol, dem die Frau von Vaury Nachricht gegeben hatte, mit den beyden Herrn von Premür ins Kloster. Die Frau von Valcy kam heraus so nahe Anverwandte zu umarmen, die sie zu sehen so groses Verlangen trug. Diese Zeit war mit der angenehmsten Verwirrung, ohne Ordnung, ohne Mä-

ſigung erfüllt. Eine niedliche bereitete Mittags-Mahlzeit war gleichſam das Siegel der Vereinigung einer ſo lange Zeit zerſtreuten und getrennten Familie. Der Graf war in ſeiner Freude ausgelaſſen, die durch die Einwilligung des Herrn von Tarol beſtärckt war. Nur der junge Herr von Premür ſahe ſein Glück mit neidiſchen Augen an, und ſein Onckel fand ſich von ſeinen Abſichten und Verlangen entfernt. Ich ſehe wohl, ſagte er mit einem ſchalckhaften Tone, daß wir zu ſpät gekommen ſind, und meine Nichte hat uns den Rang abgelauffen. Ob ſie nun gleich eine ſehr gute Wahl getroffen hat, wie es ſcheint, ſo kräncket michs doch nicht wenig, daß ſie keinen Mann von meiner Hand hat annehmen wollen. Ich konte ja, erwiederte die Frau von Valcy, ihre Abſichten nicht wiſſen mein lieber Onckel; und mein Hertz, war ſchon lange vorher verſagt, ehe ich wiſſen konte, ob ich das Glück ſie jemals zu ſehen, erlangen würde. Jedoch hoffe ich fuhr ſie fort, und reichte ihrem jungen Vetter die Hand, daß meine Freundſchafft dem einen wie dem andern, dasjenige vergelten ſoll, was ich ihnen nicht geben kan. Der ältere Herr von Premür lachte, der jüngere aber ſchwieg ſtille, und ließ ſeine Betrübniß den ganzen Tag mercken, daraus leicht zu urtheilen war, die Schönheit der Frau von Valcy habe ziemlichen Eindruck bey ihm gemacht.

An

An eben dem Abend nahm die Gesellschaft den Weg nach Premür. Die Frau von Valcy flog in die Arme der Frau von Vaury die sie seit langer Zeit, als eine zärtliche Mutter betrachtete. Ihre Erkentlichkeit erweckte auch in dem Augenblicke in ihr das gröste Vergnügen. Empfindliche Gemüther werden von allen Empfindungen inniglich sehr gerührt, und die Erkentlichkeit thut gleiche Wirkung, wie die Liebe. Die Frau von Valcy konte so rührende Umstände kaum aushalten, aus den Armen ihrer Freundinnen fiel sie in die Arme ihres Vaters, oder ihres Geliebten. Auch der Onckel hatte daran Theil, nur allein der junge Herr von Premür beobachtete mitten unter so vielen von so verschiedenen Vortheilen belebten Personen, ein tiefes Stillschweigen.

Die Frau Dümont, welche Alter, Erfahrung, und eine lange Abwesenheit ihres Gemahls zum Nachdencken gebracht hatte, war nunmehro in ihrem Hertze überzeugt, daß der Gemahl einer vernünftigen Frau der einzige Mann ist, er sey auch, wie er wolle an den sie sich halten müsse. Ihr lustiger Sinn, ihre frey Denckensart, und die ein wenig ungestümme Freude des ältern Herrn von Premür machte alle Personen unter einander aufgeweckt und vergnügt. Durch der Frau von Vau-

ty Sorgfalt, war jederman im Schloße bequemelich versorgt. Herr Dümont, den die Zeit von seiner Eifersucht geheilt, und dessen sittsamer Character, da er auch, zu seinem Vortheile in Paris geboren war, ihn gar leicht zur Vergessenheit der Fehler seiner Frau gebracht hatte, schien eben so verliebt in sie, als zur ersten Zeit seiner Vermählung mit ihr zu seyn. Diese Einigkeit noch zu bestärcken, ließ man seinen Sohn, der nunmehro fast zwölf Jahr alt war, her zu holen.

Der Graf von Marsevil, der vom Vergnügen, daß er seine Geliebte wieder gefunden hatte, gantz betäubt war, riß sich aus ihren Armen, um an der Sicherheit seines Glücks zu arbeiten, das man ihm mit Recht nicht mehr streitig machen konte. Er gieng nach Marsevil zurück, die Einwilligung seiner Frau Mutter zu erhalten. Er bat den Herrn von Tarol, ihn dahin zu begleiten, weil er meynte er würde ihm dienen, die Marquise desto eher zur Entschliesung zu bringen. Das Fräulein von Marsevil empfieng sie mit einer Höflichkeit und so groser Holdseligkeit, die sie noch liebenswürdiger machte. Der Herr von Tarol versicherte, daß ihm kaum eine schönere Person bekant sey. Es fiel ihm ein Gedancke ein, den er

zwar noch nicht eröfnete, der aber bald darauf zur Wirckung kam.

Die Marquise von Marsevil empfieng den Herrn von Tarol mit groser Freundschafft. Sie sprachen anfangs von des Marquis von Versee Verfahren, und von der Schuldigkeit die sie abhielt, Rache zu üben, weil sie ihr Wort gegeben hätten. Man kam unvermerckt auf das Lob welches die Tugend, die Mäßigung, und die Klugheit der Frau von Valcy verdiente. Der Herr von Tarol hielte noch nicht für rathsam, zu erst von der Ursache zu reden, die ihn hierher brachte, er fande es auch nicht wohlanständig, seine Tochter dem Gutbefinden einer Dame anzubieten, die sie anfangs ziemlich zu verachten geschienen hatte. Den Tag darauf begab er sich alleine in das Zimmer der Marquise, und meldete ihr ohne Umschweife, daß, da er seine Tochter liebte, und sie glücklich zu machen suchte, hätte er nicht besser thun können, als daß er ihr sein Vermögen, nach seinem Tode zu wendete. Er besitze zehen tausend Livres an jährlichen Renten, welche mit den Viertausenden, so die Frau von Valcy zu geniessen hätte, ein ansehnliches Heurathsgut aus mache. Ich bin, fuhr er fort, von einem der besten adelichen Häuser in der Provintz, Officier bey der königlichen Leibwache. Ich sehe

also nicht, Madame, daß die Vermählung so ich ihnen für ihren Herrn Sohn in Vorschlag bringe, so gar unschicklich sey. Er ist zwar reicher, er hat aber auch zwey Kinder, von erster Ehe.

Die Marquise hatte, ohne ihn zu unterbrechen, zu gehört. Wenn sie, versetzte sie, die Frau von Valcy lieben, so habe ich ebenfalls auch so große Liebe für meinen Sohn. Habe ich mich anfangs seiner Zufriedenheit widersetzt, so hatte ich meine Ursachen, die Dinge aber haben sich gar sehr geändert. Seine und ihre Aufführung machen, daß ich diese Vermählung nicht ungerne sehe. Nur wollte ich wünschen, fuhr sie mit niedergeschlagenen Augen fort, daß diese Verbindung nicht so gleich kund werden möchte, bis ich die Familie der Herzogin auf die Gedancken gebracht hätte. Ich verstehe es gantz wohl, erwiederte der Herr von Tarol, mit einigen Unwillen, sie schämen sich der Verbindung noch, darinne der Herr von Marsevil seine Glückseeligkeit suchet. Sie sind mit der Verfolgung noch nicht zu frieden, die sie selbst meiner Tochter erregt haben, sondern sie wollen sie auch noch der Verfolgung der Herzogin und ihres Bruders ferner aussetzen. Allein, mein Herr, sagte die Marquise sie haben Unrecht, unwillig zu werden: Ich widersetze mich der Zufriedenheit meines

Sohns gar nicht, ich wollte nur — Nein, Madame, unterbrach der Herr von Tarol, indem er aufstande, das Unrecht, so man meiner Tochter angethan hat, kan nicht anders gut gemacht, und ersetzt werden, als wenn sie ihr eine Art von Ehrenerklärung thun, und sie zu ihrer Schwiegertochter annehmen, nur allein auf diese Bedingung gebe ich meine Einwilligung zu ihrer Vermählung mit dem Herrn von Marsevil. Die Marquise hielt mit der Antwort eine Weile zurück. Ich kan es nicht läugnen, fuhr sie fort, daß mir es schwer ankomt, diese Vermählung sobald kund zu machen, und daran sind sie schuld. Ueberlegen sie der Frau von Terville Aufführung, und die Nachrede darzu sie selbst Gelegenheit gegeben haben. Es war gar nicht der elende Zustand, in welchem die Frau von Valcy gerathen war, der mich von ihr abwendig gemacht hat, sondern der übele Ruf ihrer Mutter war es. Schwerlich kan ich die Schande der Aeltern mit Gleichgültigkeit betrachten. Auch die glücklichen Umstände können nicht die Beschimpfung einer Familie aus meinem Gemüthe vertilgen, ich würde auch nimmermehr in meines Sohnes Vermählung willigen, wenn sie nicht die Frau von Valcy angenommen, und erkant hätten. Ach! Mein Herr, fuhr sie mit Seufzen fort, ich wollte die Helfte meines Blutes und Vermögens hingeben, wenn

die Frau von Terville tugendhaft gewesen wär, oder wenigstens ihre Laster nur verdeckt hätte. Sie scheinen mir ein rechtschaffener Mann zu seyn. Antworten sie mir aufrichtig: Würden sie ihre Tochter einem Manne geben dessen Vater berüchtigt wär? Ich kan ihre Behutsamkeit, versetzte der Herr von Tarol, gar nicht misbilligen, allein mein Verfahren hat alles Unrecht der Frau von Terville vertilgt und gut gemacht. In diesem Fall ist der Schimpff der Person eigen, und trift die Frau von Valcy nicht. Ich mag mich der Fehler ihrer Mutter nicht mehr erinnern. Thun sie eben dergleichen zu ihres Herrn Sohnes Glückseeligkeit, und an statt sich unserer Verbindung zu schämen, zeigen sie vielmehr durch öffentliche Einwilligung in diese Vermählung, daß sie dieselbe für vortheilhaft ansehen, und daß sie mit ihrer Zufriedenheit geschähe. Das ist das einzige Mittel, die Herzogin von Saint-Pere mit ihrer gantzen Familie zum Stillschweigen zu bringen.

Die Frau von Marsevil blieb eine Weile in Gedancken, hierauf ließ sie ihren Sohn rufen, der mit der größten Ungedult wartete. Kommet, sagte sie zu ihm: Ihr könnet zur Frau von Valcy gehen, und ihr sagen, daß ich sie mit euch vermählt zu sehen verlangte. Der Graf fiel seiner Mutter

zu Füßen, die Unordnung in seiner Danckſagung und in seinen Reden, zeugten von seinen zärtlichſten Bewegungen. Die Marquiſe erinnerte sich in diesen Augenblicken, der hertzlichen Vergnügung bey einer Verbindung, bey der sie selbst so viel Widerwärtigkeit und Hinderniße ausgehalten hatte, sie umarmte ihren Sohn, der ihre Liebkoſungen mit aller Erkäntlichkeit erwiederte. Er entzog sich ihren Armen, die Pferde anschirren zu lassen, der Herr von Tarol begleitete ihn, und sie kamen eben wieder nach Premür, da man sich zur Tafel setzen wolte.

Die Freude stralete aus ihrem Gesichte und verkündigte der Gesellschafft, daß sie ihr etwas angenehmes zu berichten hätten. Die Frau von Valcy war in großer Besorgniß wegen des Widerstandes der Marquiſe, darinne sie aber nicht lange bliebe. Der Graf erzählte ihr, was zu Marſevil vorgegangen wär.

Während seiner Abwesenheit hatte der junge Baron von Premür der Frau von Valcy die Empfindungen entdeckt, so sie ihm eingeflößt hatte, doch aber eine Antwort erhalten, die ihn nur zur Freundschafft an wieß, weil sie ihm keine Hofnung geben konte, da sie schon seit einigen Jahren verbunden war.

war. Sein Onckel, dessen lustiger Sinn etwas lermendes hatte, quälete ihn mit seinen verdrießlichen Scherzreden, an statt er ihn hätte beklagen oder trösten sollen, er wollte mit seinen Spöttereyen nicht aufhören. Als der Herr von Tarol seine Einrichtung mit der Marquise und die Vermählung der Frau von Valcy zu vernehmen gab, lief er mit offenen Armen, auf sie zu und machte ihr ein Compliment, über welches sie erröthete. Da er sich hierauf zu seinem Neffen wendete: Bey meiner Treu sagte er, meine Nichte hat wohl gethan, daß sie uns den Rang abgelaufen und nicht auf uns gewartet hat. Du wirst doch auch eine Frau finden, die, wann sie gleich nicht so schön ist, doch ihre Verdienste haben wird. Laßt uns lustig seyn; Mir ist es recht lieb, wenn man heurathet, ob ich gleich nicht daran gewollt habe. Ich kenne meine Schwäche, daß ich mich nicht zum Ehestand schicke. Komm Premür, mache es wie ich, wir wollen auf Gesundheit deiner künftigen Liebste trincken.

Der junge Herr von Premür faßete sich auch, und stellte sich nicht mehr so verdrießlich als er war, speisete auch ziemlich ruhig. Da aber die ganze Gesellschafft sich den andern Tag nach Marsevill begeben wollte, wendete er alles mögliche an, dieser Reise überhoben zu werden. Weil aber sein

Onckel ihn durchaus dabey haben wollte, ließ er sichs endlich auch gefallen. Der Herr von Tarol, und der ältere Herr von Premür, giengen nach Paris, das benöthigte einzu kaufen, nach dem Mittagsessen machten sich die Damen fertig, nach Marsevil zu reisen, wo sie mit Verlangen erwartet, und prächtig empfangen werden sollten.

Der Marquis von Versee war nach der Frau von Valcy Flucht, wieder nach Versee gegangen, wo er die Briefe der Herzogin erhielt, die ihm von seiner Nachstellung Bericht gaben. Diese Zeitung minderte seinen Zorn, er hielt sich für glücklich, daß die Frau von Valcy die Flucht ergriffen, und durch ihre Wiederkehr zu den ihrigen, ihn aus aller Widerwärtigkeit gesetzt hatte, die ihm sein unanständiges Verfahren hätte zu ziehen können. Nunmehro hatte er für sich nichts mehr, als die Rache des Grafen und des Herrn von Tarol zu befürchten, wie wohl ihm sein hertzhafter Muth auch diese Sorge benahm. Mithin suchte er nicht mehr, sich zu verbergen, ob ihn gleich die Herzogin gewarnt hatte, sich in Acht zu nehmen, bis der Befehl wieder aufgehoben wär. Sie schrieb an den Herrn von Tarol mit Bitte, zu ihr zu kommen. Das that er. Ich erwarte von ihnen, sagte sie zu ihm, einen sehr wichtigen Dienst, der gute Ruf in dem sie stehen,

und ihr mir bekanter Character lassen mich an der Gewährung meiner Bitte nicht zweifeln. Der Herr von Tarol antwortete mit großer Höflichkeit. Die Herzogin sprach von dem Marquis, und sagte, der Dienst, darum sie ihn ersuchte, bestände darinne, daß er keine Rache an ihn verüben möchte. Der Herr von Tarol antwortete ihr, als ein Mann, dem an ihr nicht viel gelegen war, und versprach nichts, sondern meldete ihr nur die Vermählung der Frau von Valcy mit dem Grafen von Marsevil.

Kein Donnerschlag hätte sie stärcker rühren können, als diese Zeitung, sie erstaunete. Was! mein Herr, sagte sie, hat denn die Marquise alle Ursachen vergessen, sich dieser Vermählung zu widersetzen? Ich habe sie zur Entschliessung gebracht, versetzte der Herr von Tarol, meine Tochter ist doch eine so gar verächtliche Partey nicht, und wenn sich ihr Hertz nicht schon für langer Zeit für den Grafen von Marsevil erklärt hätte, so würde sie in ihrer Familie einen ziemlich reichen und liebenswürdigen jungen Herrn zum Gemahl gefunden haben. Allein ich suche nur, da ich ihr mein gantzes Vermögen zugewandt habe, sie glücklich zu machen, damit sie nicht eben alles ihrem Gemahl verdancken soll. Ich empfehle mich ihnen, Madame, und dancke ihnen für alle ihr erwiesene Gnade, sie hat nunmehro, mit

ihren Enckeln, völlige Rache. Hier machte er eine tiefe Verbeugung und gieng weg.

Die Herzogin, welche nicht wußte, was sie, diese Vermählung zu verhindern, anfangen sollte, schrieb an den Marquis von Versee, und an die Marquise von Marsevil, welche den Brief erhielt, da die Frau von Valcy bey ihr war. Die niederträchtigen Ausdrücke, deren sie sich darinne bediente, machten, daß sie ihn niemanden wieß, sie steckte ihn zu sich, und sagte zur Frau von Valcy: Der Brief ist von der Herzogin, welche über ihre Vermählung rasend werden möchte, wir wollen sie aber schreien lassen.

Der Marquis von Versee kam in der Nacht zu ihr, er ward mehr gerührt, als daß er sich über die Zeitung, die sie ihm meldete, verwunderte. Das habe ich wohl gedacht, versetzte er, und es verdrießt mich nicht so wohl auf ihren Schwiegersohn, als auf mich selbst, ich war in diese schöne Frau recht ernstlich verliebt. Was! Erwiederte die Herzogin, in eurem Alter habt ihr noch die Gedancken gehabt, eine Narrheit zu--? Warum nicht -- Bey meiner Treu, Schwester, sie hätte die Mühe wohl belohnt, ohne große Kunst würde sie einen unvermerckt verführt haben, wohin man nicht gewollt

wollt hätte. Ja, ja, ich hätte sie genommen, wenn sie gewollt hätte, würde mich auch recht glücklich schätzen, so eine Frau zu besitzen. Ist es nun nicht besser, daß euer Schwiegersohn ihr Gemahl wird, als daß ich mich mit ihr belästigt habe. Denn wenn sie nur gewollt hätte, mein ganz Vermögen hätte ich ihr gegeben.

Die Herzogin hörte ihn mit Erstaunen und Verwirrung zu. Was! schrie sie, ihr hättet die Niederträchtigkeit begehen, und eure Nefen enterben wollen? -- Ich habe eben so gedacht, ehe ich die Frau von Valcy habe kennen lernen, meine Meynung aber geändert, seit ich sie gesehen habe, und halte den Herrn von Marsevil für sehr glücklich, daß er sich so beliebt zu machen gewußt hat. Laßt uns nur gerecht seyn, fuhr er fort, so ungewiß auch die Geburt des Fräuleins von Terville gewesen ist, so ist doch alles durch des Herrn von Tarol Verfahren aufgehoben, der sie nicht nur für seine Tochter erkant, sondern ihr auch ein feines Vermögen verschaft hat.

Ey, was! sagte die Herzogin, habt ihr denn ihrer Mutter Unart, auch wie sie in ihrer Jugend hat leben müssen, und was ich aus Mitleiden an ihr gethan habe, vergessen? Nein, versetzte der

Marquis, ich weiß alles. Auch, ohne ihrer Mutter Aufführung zu entschuldigen, will ich nur sagen, daß, wenn man sich nur mit Töchtern vermählen wollte, deren Mütter von allen Verdacht befreyt wären, man gar nicht heurathen müßte. Denn ich glaube nicht, meine liebe Schwester, daß ihr viel klüger, als andere gewesen seyd. Eure Schönheit, und euer Hertz leisten mir die Gewähr in meinen Muthmassungen, und der Herzog von Saint-Pere hat mir es mehr, als einmal gesagt, daß er glaubte, euer Hertz sey gar sehr zur Liebe geneigt. Wäret ihr nicht mein Bruder, erwiederte die Herzogin, welche roth ward, ich würde euch das Geschwätz nicht vergeben, es ist eine Folge eurer leichtfertigen Gesellschaft, und ein Zeichen eurer verderbten Sitten. Ihr denckt von allen Weibern böses, weil ihr nur solch leichtsinniges Volck kennet. Ich bekenne, fuhr der Marquis fort, daß ich sie auf solche Art sehr liebe, darauf gründe ich aber meine Erfahrung nicht; sondern auf die Kentniß der Welt überhaupt, und ich glaube, es ist besser, wenn man es recht bedenckt, ein Fräulein vom Stande zu heurathen, deren Mutter nicht wohl klug gewesen ist, als eines Pachterstochter, deren Geburt, und Verwandtschaft eine gantze Provintz beschimpft, wo ferne man nicht seit langer Zeit über dieses Vorurtheil weg wär. Ein für alle mal, Schwester,

widersetzt euch nur der Vereinigung der Leute nicht weiter, die sich wenig um euch bekümmern. Ich, meiner Seits, werde meine Pferde anspannen lassen, nach Marsevil zu fahren, um die Marquise zu bitten, daß sie zwischen mir, und den Neuvermählten Friede macht. Lebt wohl, Schwester, liebet GOtt, tröstet euch mit ihm über die kleinen Widerwärtigkeiten, die euch euer Stolz und Unruhe zu ziehen, und denckt nur gewiß, daß meiner Frechheit ohngeacht, die ihr mir immer vorgeworffen habt, ich mehr Ruhe, als ihr, genieſſe.

Die Herzogin gieng voller Erbitterung gegen ihren Bruder weg, weil sie aber, wegen ihrer Enckel, noch behutsam mit ihm verfahren mußte, verschluckte sie ihr Aergerniß, begab sich in ihr Bet-Zimmer, GOtt für die Bekehrung eines Sünders zu bitten den sie allezeit geliebt hatte.

Der Herr von Tarol hielt sein ihr gegebenes Wort, und bat um Aufhebung des erhaltenen Befehls, nach dem er auch alles zu seiner Tochter Vermählung veranstaltet hatte, gieng er nach Premür, wo man ihn mit Ungedult erwartete. Der Herr von Premür kam ebenfalls mit vielen Kostbarkeiten, die er für sich und seinen Neffen angeschaft hatte. Sie wurden mit groſsen Freuden von den Damen

empfangen. Der Graf von Marsevil schlief seines Orts, ebenfalls nicht, ob er gleich nicht von der Frau von Valcy weg kam, so hatte er doch alles so gut veranstaltet, daß zwo reichbeladene Fuhren mit allem, was der Geliebten seine zärtliche Liebe und Sorgfalt bezeugen konte, ankamen. Bediente, Pferde, und alles, was endlich das Beylager kostbar und prächtig in der Provinz machen konte, ward angeschaft. Er wollte durch seine Vorsorge alles wieder ersetzen, was der Widerstand seiner Verwandten der Frau von Valcy Unrecht angethan hatte: Eine sehr zärtliche Vorsorge, die dieses liebenswürdige Weib fast bezauberte, und ihre zärtliche Hochachtung gegen ihren Gemahl vermehrte.

Die Freude stralete aus aller Augen, nur der junge Herr von Premür war nicht froh. Der Graf suchte ihn, durch seine Höflichkeit, aus einen so traurigen Zustand zu ziehen. Der Herr von Tarol gab ihm zu verstehen, er würde zu Marsevil etwas finden, das ihm die Hofnung seine Baase zu besitzen, ersetzen könte. Man machte ihm zugleich ein reitzendes Bild von dem Fräulein von Marsevil, daß er auch ein Verlangen, sie zu sehen mercken ließ, dieser Gedancke beruhigte ihn auch ein wenig. Am dritten Tage darauf reisete man bey guter Zeit nach Marsevil ab, wo alles zum Empfang bereit war.

Die

Die Zusammenkunft der Marquise mit der Frau von Valcy war sehr rührend. So gute Abbildung sie sich auch schon von ihr gemacht hatte, so war doch dem nichts gleich, was sie an ihr fand. Sie umarmte sie mit Thränen, und voller Zärtlichkeit, darzu sie auch wohl das Andencken ihres Bruders bringen mochte. Das Fräulein von Marsevil mischte sich ebenfalls in die Liebkosungen ihrer Frau Mutter, und vergalt dadurch der Frau von Valcy die Verachtung des gantzen Hauses von Saint-Pere. Welche angenehme Augenblicke für ihr Hertz! Die Erkentlichkeit ist eben so groß, als die Empfindung über widerwärtiges Verfahren. Auf solche Weise kommen Tugend und Beständigkeit zum Zweck, die größten Hinderniße, und Zufälle zu überwinden.

Der Anblick des Fräuleins von Marsevil vertilgte aus dem Gemüthe des jungen Herrn Barons von Premür den Eindruck, den die Frau von Valcy in ihm gemacht hatte. Gleich in den ersten Tagen suchte er sich ihr gefällig zu machen, welches ihm auch gelunge. Er war von sehr schöner Gestalt, und bescheidener, auch einnehmender Gemüthsart. War seine Erziehung, in Ansehung der Wissenschaften, vernachläßigt, so ersetzten die Uebungen in Kriegssachen diesen Fehler vollkommen. Der

Herr

Herr von Tarol, welcher genau auf ihn acht hatte, und die Neigung, so er gegen das Fräulein von Marsevil mercken ließ, wohl spürete, gieng zur Marquise. Ich komme, sagte er lachend, um ihrer Fräulein Tochter Vermählung anzu suchen. Für sie? versetzte sie. Ach! Madame, fuhr er fort, ich muß mirs vergehen lassen, nach dem Glücke zu streben, der Gemahl einer so schönen Person zu werden. Es geschiehet für einen jungen Herrn, von grössern Verdiensten, als die meinigen sind. Für meinen Nefen, dessen Annehmlichkeit des Alters, und der Gestalt mit reichlichen Glücksgütern begleitet sind. Er ist aus America gekommen, sich mit seiner Baase zu vermählen. Da er sie aber mit dem Herrn von Marsevil verbunden findet, so werden sie ihm, Madame, mit gutem Gewissen eine Gegenvergeltung nicht versagen können. Das scheinet der Gerechtigkeit gantz gemäß zu seyn, erwiederte die Marquise, lächend, darüber muß aber auch meine Tochter zu Rathe gezogen werden, und ich kan nichts sagen, bis ich mit ihr davon gesprochen habe: Morgen werde ich ihnen darauf antworten.

Sie nahm an dem Tage noch ihre Tochter besonders vor. Gesteht mirs aufrichtig, sagte sie zu ihr, was dencket ihr von dem jungen Herrn von Premür? Sehr viel gutes, antwortete das Fräu-

lein, ohne Anstand. -- Gefällt er euch? - Ich glaube ja. Seit den drey Tagen, da er hier ist, habe ich zwar nicht völlig Zeit gehabt, seine Verdienste zu untersuchen, aber, Mama, aufrichtig zu gestehen, wenn sein Character, und Verstand seinem äusserlichen Ansehen gleich ist, so würde mir es gar nicht zu wider seyn, wenn sie seine Empfindungen billigen wollten, denn ich glaube er liebt mich schon, wenigstens hat er mirs gesagt. Nun, das ist schon ein guter Fortgang, versetzte die Marquise, daß ihr gelernt habt, was er empfindet. Was habt ihr denn geantwortet? - Daß mir es nicht unangenehm ist, erwiederte das Fräulein von Marsevil. Noch besser, sagte die Marquise mit verstellter Ernsthaftigkeit. Was denn, versetzte das Fräulein, indem sie ihre Mutter liebkosete! Habe ich denn so unrecht gethan -- Eure unschuldige Aufrichtigkeit, entschuldiget euch noch, man muß indessen dem Mannsvolcke nicht so gleich sagen, was man denckt, sie bilden sich gemeiniglich zu viel darauf ein. Ihr könnt aber wohl den jungen Herrn von Prenür ein wenig vorzüglich betrachten, und wenn seine Eigenschaften mit seinen Glücks-Umständen übereinkommen, so bin ich seinem Gesuch eben nicht entgegen. Das Fräulein von Marsevil umarmte ihre Frau Mutter recht herzlich, und schien mit ihrem Versprechen sehr wohl zu frieden

Je größere Liebe der junge Herr Baron von Premür gegen das Fräulein von Marsevil empfand, je unruhiger machten ihn die Folgen. Er besorgte, die Marquise möchte die Parthey nicht ansehnlich genug für ihre Tochter halten, und bat seinen Onckel hertzlich, er sollte die Ansuchung deshalb thun. Beym Element! sagte der zu ihm, ich habe eben darauf gedacht. Du bist ein Narr, wenn du dich für dem Korb fürchtest. Der junge Herr ist wohl des Fräuleins werth. Ich will gleich wetten, daß sie den Vorschlag willig annehmen, wenn ich mich auch nicht irre, so wird es der jungen Person ebenfalls nicht zu wider seyn, sage mirs nur aufrichtig. Der Baron bekante, daß er ihr seine Meynung eröfnet habe, desto beßer, erwiederte der Onckel, wir wollen uns aber nicht übereilen, wir müßen sehen, ob die Leute auch die Vermählung verlangen. Der Herr von Tarol kam eben dazu, und war gleicher Meynung, der Baron aber bequemete sich mit großer Mühe zur Gedult.

Die gantz unvermuthete Ankunft des Marquis von Versee brachte jedermann in Bestürtzung. Man wußte nicht, was man bey der Gelegenheit von dem Besuch dencken sollte. Er ließ sie aber nicht lange in Ungewißheit. Ich komme sagte er, mit einer freyen und ungezwungenen Mine, an ih-

rem

rem Vergnügen Theil zu nehmen, und wenns möglich ist, die Unruhe zu vergelten, die ich dem Grafen von Marsevil verursacht habe. Kurtz, ich komme, ob schon als ein ungebettener Gast, zur Hochzeit, und bitte sie, indeme er mit der Marquise sprach, daß sie zwischen mir und dem Braut-Paar Friede machen. Der Ton mit dem er das sagte, brachte diese Dame zur Zufriedenheit, die sein Besuch sehr beunruhigt hatte. Ihre Verwirrung war groß, doch faßete sie sich, und antwortete ihm, sie für ihre Person hegete keine Rache, sie könte aber weder für ihren Sohn, noch für die Personen, die er so grausam beleidigt hätte, nicht gut seyn, sie müßte selbst gestehen, daß sie ihn nicht ohne Schrecken an einem Orte erblickte, wo die Anverwandten der Frau von Valcy zu ihrem Beylager versammelt wären. Ich kenne ihren Verstand gar zu wohl, versetzte der Marquis und wenn sie sich nur darein mischen wollen, so bin ich versichert, sie werden die Sachen dergestalt einzurichten wissen, daß alle Welt zu frieden seyn wird. Ich bringe ein Hochzeit-Geschenck für die Braut

mit, das den kleinen Verdruß den ich ihr verursacht habe, wieder ersetzen soll. Wie die Marquise sahe daß er in den Saal, wo die gantze Gesellschaft war gehen wollte, war sie auf Mittel in ihrem Sinne bedacht, ihn mit allen gegen ihn aufgebrachten Personen zu versöhnen. Sie bat ihn also einen Augenblick sich zu gedulten, und gieng alleine in den Saal.

Ich komme sagte sie, ihnen eine rechte wunderbare Bekehrung zu verkündigen. Der Marquis von Versee kömt in der Absicht, meiner Tochter, hier wieß sie auf die Frau von Valcy, eine Vergeltung zu thun. Ich glaube, daß ers aufrichtig meynet, fuhr sie fort, er hat nur den Kammerdiener bey sich, er überläßt sich uns ohne alle Furcht, und glaubt, sie werden so großmüthig seyn, ihn zu vergeben.

Bey diesen Reden sahen sie sich unter einander an, als wollten sie Rath halten, was man dabey thun sollte. Der Herr von Tarol brach endlich das

Stillschweigen, und sagte: Sie sind Herr, Madame, mit dem Marquis von Versee zu verfahren, wie es ihnen beliebt, und ihr Verfahren wird unserer Aufführung zur Entscheidung dienen.

Die Damen waren in den Garten gegangen, und erwarteten mit großer Unruhe, wie es mit diesem seltsamen Besuch ablaufen würde, besorgten auch, daß ein Geheimniß darunter verborgen sey. Sie sahen aber den Grafen von Marsevil lachend kommen, der ihnen ein Zeichen gab, sich nur zu nähern. Man erwartet sie, sagte er, Zeugen von einem Complimente zu seyn, welches, ohne Zweifel an sie, sprach er zur Frau von Valcy, mit vieler Zärtlichkeit, abgelegt werden soll, die aber noch hinein zu gehen Bedencken trug. Er ergrif aber ihre Hand, und sagte, daß er sie seinem Onckel vorstellen wollte, die übrigen Damen folgten, und kamen in den Saal, wo sie den Marquis mit der andern Gesellschaft antrafen.

Die Zusammenkunft war anfangs ernsthaft, und kaltsinnig, da aber die Marquise den Marquis von Versee der Frau von Valcy vorstellete, sagte sie: Hier sehen sie, Frau Tochter, einen von ihren Anbetern, mit der ehrerbitigsten Reue, ich hoffe sie werden alles vergangene vergessen, und ihm, mir zu liebe, Vergebung wiederfahren lassen. Die Frau von Valcy antwortete, weil sie es verlangte, so wollte sie die unangenehmsten Umstände in ihrem Leben vergessen, und sich deren nicht mehr erinnern. Indessen fiel es ihr schwer, so freymüthig mit dem Marquis, als mit den übrigen von der Gesellschaft umzugehen. Weder sein ehrerbietiges Bezeugen, noch seine Lobeserhebungen, die er ihr bezeigte, konten die widerwärtigen Eindrücke in ihr vertilgen, die sie von seinem Character gefaßt hatte. Sie vergab ihm, in ihrem Herzen ihre Entführung weit eher, als gewisse verächtliche Reden, die er gegen sie geführt hatte: Solcher gestalt ist die Selbstliebe weit schwerer, als jeder anderer Vortheil zu befriedigen.

Nachdem die ersten Augenblicke so verstrichen waren, rufte die Marquise ihren Sohn, und den Herrn von Tarol bey seits, und sagte, sie forderte zum Zeichen ihrer Freundschaft, daß sie, auf keine Rache gegen den Marquis weiter dencken möchten, und ihr darüber ihr Wort geben sollten. Der Graf, der seiner Mutter das Hertz aus dem Leibe gegeben haben würde, versprach alles, was sie verlangte. Der Herr von Tarol that des gleichen, sie gieng also mit größtem Vergnügen weg, daß die Sache in einen so guten Gang kam. Das Beylager, welches, wegen der Anstalten, verzögert war, ward nun vest gestellt. Der Graf meynete, je mehr er Widerstand gefunden hätte, je mehr sey er verbunden, die Vermählung recht prächtig zu feyern, seiner Geliebten alle Bekränckungen zu vergelten, die sie hätte erdulten müssen, und ihr zu zeigen, daß er ihre Verbindung für seine Liebe eben so rühmlich, als glücklich hielt.

Den Abend vor der Vermählung kam die Familie zu sammen, die Ehestiftung zu entwerfen.

Der Herr von Tarol versicherte der Frau von Balcy sein gantzes Vermögen. Ihr Onckel schlug mit der Hand auf den Tisch: Ich habe auch ein Wort hier zu sprechen, sagte er, das ist billig, denn ich sage was gutes. Ich gebe der Braut zwey hundert tausend Livres zum Hochzeitgeschenck, mit der Bedingung, daß sie ihr Gut Premür an den Baron, meinen Nefen überläßt. Jedermann sahe sich unter einander an. Der Marquis von Versee schrie: Beym Element! die Herzogin, sagte er, wird recht bestürtzt werden, wenn sie das hört; er blickte hierauf die Frau von Balcy an, die aber aus Erkentlichkeit sich in ihres Onckels Arme warf, der sie recht fest drückte. Er schien das Ende dieses zärtlichen Auftritts abzuwarten, um noch etwas anzu fügen. Der Graf alleine schien betrübt zu seyn. Sie wollen mir also, sagte er, das angenehmste Vergnügen rauben, Madame in einen glücklichern und prächtigern Stand zu setzen, als derjenige gewesen, darinne sie gelebt hat. Ich bat den Herrn von Tarol, sein Vermögen selbst zu geniessen, ihre Wohlthaten aber, mein Herr, ma-

chen mich ganz verzweiflend -- Nein, nein, erwiederte die Frau von Valcy, mit einer zärtlichen Stimme, nichts auf der Welt, wird meine Erkentlichkeit gegen sie jemals schwächen können, ich werde es nimmermehr vergessen, daß sie mich zu der Zeit, da ich nichts hatte, vorgezogen haben nicht einmal, da sie wußten -- Sie hätte fort gefahren, da man aber den Herrn von Premür die Geschichte seiner Schwester, der Frau von Terville nicht kund machen wollte, gab man ihr ein Zeichen, das sie auch wohl verstande, und das Gespräche ward verändert.

Der Marquis von Versee, den dieser Auftritt recht vergnügt machte, stand auf, gieng zur Frau von Valcy, auf eine recht galante Art, wünschte ihr Glück zu ihrer Vermählung, und überreichte ihr einen Schmuck von den schönsten Brillanten an hohen Werth, und sagte zu ihr, daß, weil er so glücklich gewesen wär, sie drey Monate unaufgeputzt bey sich ein zu schliessen, so sey es billig, daß er bey ihrer Vermählung auch etwas zu ihrem Putze beytrüge. Die Frau von Valcy sahe ihre Frau

Schwiegermutter an, was sie thun sollte. Die Marquise gab ihr ein Zeichen, das sie wohl verstande, und sie nahm das Geschencke des Marquis mit der höflichsten Art an, umarmte ihn, und gab ihm ihre Erkentlichkeit auf die ehrerbietigste Weise zu erkennen.

Der gantzen Gesellschaft fehlte nur noch eine rechte Zufriedenheit. Das war die Gewißheit der Vermählung des Fräuleins von Marsevil mit dem jungen Herrn Baron von Premür. Der Onckel schwur, das müßte aus gemacht werden, oder blieb nicht bey der Hochzeit. Diese Drohung brachte sie alle in Bewegung. Die Marquise, deren Antwort man erwartete, sagte, sie wollte sich nicht der Zufriedenheit, die sie allesamt bezeugten, widersetzen. Der junge Baron antwortete mehr mit Liebe, als mit Worten. Gut, erwiederte der Onckel, er giebt doch dem, was er sagt, eine Seele, damit bin ich schon zu frieden. Das Fest volkommen zu machen, fehlt nur das Wort der Frau Marquise. Mir gefällt es recht wohl, wenn man sich vermählt.

Mein Nefe ist von guter Gestalt, jung, verliebt, er wird ein guter Gemahl werden. Es lebe, was jung ist. Denn in unserm Alter, setzte er darzu, und sahe den Herrn von Tarol schalckhaft an, haben wir nichts gutes mehr zu hoffen. Was sagest du darzu, Herr Bruder? Ich finde, du hast Recht, versetzte der Herr von Tarol. Er fieng darauf wieder an: Ich habe nicht wollen heurathen, ich weiß nicht warum, wenn es nicht deswegen geschehen ist, weil ich von ein paar Buhlerinnen betrogen worden bin, und besorgt habe, meine Frau möchte mirs eben so machen. Ich habe meinen Nefen erzogen, und er ist mir an Sohnes statt. Ich habe gelebt, ist es nicht klug gewesen, so ist es doch ziemlich glücklich, daß ich meinen Stand nicht ändern mag. Ich habe Reichtum erworben, und das Verlangen mein Vaterland und meine Familie wieder zu sehen, hat mich mit den erlangten Reichtum über das Meer zurück geführt, der langt zu, meinem Nefen, und mich glücklich zu machen, und meine Nichte zu beschencken. Wenn fünf und zwanzig tausend Livres Renten vor jetzo, und die Hofnung meines übrigen Vermögens dem Fräulein von

Marsevil anständig sind, so bin ich erbötig die Ehestiftung zu unterschreiben, wie man will. Mein Absehen ist, das Guth zu Premür in guten Stand zu setzen, daß ich es einen Theil des Jahres hindurch gemächlich bewohnen kan. Es liegt den Gütern der künftigen Eheleute nah, und wir können uns öfters in aller Zufriedenheit besuchen.

Die Marquise war mit dieser klugen Einrichtung sehr wohl zu frieden, sie gab ihren Beyfall darzu und ihre Einwilligung zur Vermählung ihrer Tochter mit dem Herrn von Premür, welcher den Titel seines Großvaters annahm, der allezeit der Baron von Premür geheissen hatte. Der Marquis von Versee gab seine witzigen Einfälle auch darzu, und man gieng mit der grösten Zufriedenheit auseinander.

Den Tag darnach versammelten sich die zum Beylager eingeladene Personen, zu rechter Zeit auf dem Schloße. Die Frau von Balch konte ihre Freude nicht bergen, sie vergnügte sich daß sie durch ihre Vorsichtigkeit alle Gemüther so wohl gelenckt

hatte,

hatte, und sahe ihrer Freundin Glück mit empfindlichem Vergnügen an. Die Hofnung erhöhete auch die Schönheit des Fräuleins von Marsevil noch mehr, und die Marquise empfand das lebhafteste und süße Vergnügen, welches die Glückseligkeit geliebter Personen zu erwecken pfleget. Die Mannspersonen wurden weniger, oder mehr davon gerührt, nachdem ihre Paßionen starck waren, sie nahmen ein mehreres, oder weniger Antheil an dem Glück beyder Verliebten. Der Graf, der von seinem Glück wie truncken war, seufzete nach dem völligen Besitz des Gegenstandes, für den er sein Leben gegeben hätte. Die Frau von Valey ist ein Beyspiel, dem schwerlich nachgeahmet werden möchte. Es ist etwas sehr seltsames, durch so viele Versuchungen zu dringen, ohne sich den Vorwurf von Fehlern zu machen.

Das Fräulein von Marsevil ward einige Tage darnach mit dem jungen Baron von Premür vermählt, welches neuen Anlaß zum Vergnügen und zur Freude gab. Niemals sind Vermählte, wie dieses doppelte Paar, glücklicher gewesen. Nei-

gung, Tugend, Verdienste, alles vereinigte sich zu ihrem Glück.

Der Abt von Ligny glaubte, etwas rechtes gewonnen zu haben, an der Pfründe, die ihm die Herzogin von Saint-Pere in Bretagne verschaft hatte. Er kam nicht zu seiner Nichte Beylager, die ihn gewiß auch nicht gerne würde gesehen haben. Er überhob sich selbst dessen ganz willig. Seine wunderliche Aufführung half ihm nichts, und obgleich seine Absichten ganz gut, und seine Sitten rein genug gewesen seyn mochten, so sahe er doch wohl, daß ein unbesonnener Eifer, und eine allzu murrische und strenge Tugend nicht allezeit gelingen, gar öfters aber Schaden thun können.

Ende des sechsten und lezten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Puisieux, Madeleine de, 1720-1798

Geschichte des Fräuleins von Terville

Bd.: 2

Münster (1769)
P.o.gall. 1760-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10096321-3
VD18 90313992